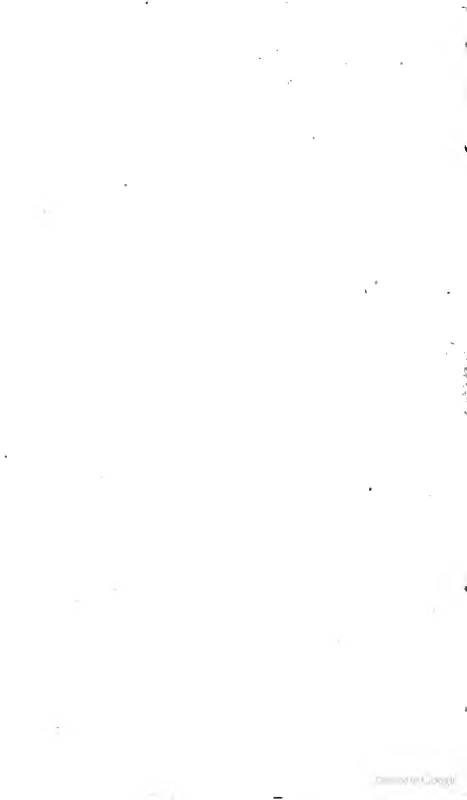




Paul Gerhardt.

Erster Theil.



Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des großen Churfürsten.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Erster Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.



Vorwort.

Nur Weniges ist es, was der Verfasser dem vorliegenden Buche vorauszuschicken hat. Wie dessen frühere Arbeit über Philipp Jacob Spener, so hat auch diese denselben Zweck, nämlich den: christliche Erweckung und Erbauung in einer freieren Form, als sonst Kanzel und Altar gestatten.

Ueber keine kirchengeschichtliche Person ist vielleicht gerade in neuester Zeit mehr geschrieben worden, als über Paul Gerhardt, ein Beweis, wie sehr die Bedeutsamkeit dieses Mannes für den Aufbau des Reiches Gottes erkannt wird. Wenn nun auch der Verfasser noch seinen Beitrag dazu gibt, so hat dies neben der herzlichen Verehrung dieses Mannes, welche ja alt ist, als die Bekanntschaft mit dessen Liedern, seinen Grund besonders in der Ueberzeugung, daß das Leben eines Dichters die beßte Vorlage zu einer dichterischen Be-

handlung sei. Dennoch aber hat sich der Verfasser streng an die wirklichen Facta gehalten, welche sämmtliche Lebensbeschreiber dieses Mannes als historisch wahr nachgewiesen haben.

Mit Liebe und Fleiß hat er deshalb zusammengetragen und verglichen, was in alter [1]), neuerer [2]) und neuester [3]) Zeit über diesen merkwürdigen Mann er-

1) Joh. Caspar Wetzel, Hofprediger u. Archidiac. in Römhild, Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, 4 Theile. Herrnstadt 1719—1728. Th. I S. 311 ff.; u. Dessen, Gotha 1753 erschienenen Nachlese zur Liederhistorie Bd. II p. 11. — Joh. Heinrich Feustking, Hofprediger u. Superint. des Fürstenth. Anhalt-Zerbst: im Vorberichte zu seiner Ausgabe von: Pauli Gerhardti geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Wittenberg 1723. — Küster in seinem bekannten Werke: Altes und Neues Berlin, Th. I.

2) Cosmar: Paul Gerhardt seines Amtes entlassen; in Biesters berlinischer Monatsschrift, Septemberheft 1809; mit histor. Berichtigungen im Decemberhefte von Fr. Nicolai. — Trepte, Diaconus zu Gräfenhainichen, Gerhardts Geburtsort, in seiner biograph. Skizze P. Gerh. Delitzsch 1828. — E. G. Roth, Consistorialrath: Paul Gerhardt. Nach seinem Leben und Wirken rc. 2. Aufl. Lübben 1832.

3) E. G. Langbecker Leben und Lieder von P. Gerh. mit Gerh. Bildniß. Berlin 1841. 820 S. 8. und desselben: Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt rc. Berlin 1842. — Otto Schulz, Provinzial-Schulrath: P. Gerhardts geistl. Andachten in 120 Liedern. Nach der ersten durch Joh. Georg Ebeling besorgten Ausgabe mit Anmerkk., einer geschichtl. Einleitung und Urkunden. Mit Gerh. Bildniß und einem Facsimile seiner Handschrift.

schienen ist, und dankbar nennt er besonders Roth, Langbecker und Otto Schulz als Diejenigen, welche zur historischen Aufklärung des immer noch nicht völlig klar vorliegenden Lebens Gerhardts am Meisten beigetragen haben. Eine eigentliche Biographie Gerhardts, wie sie von Hoßbach über Spener und von Guerike über A. H. Francke gegeben ist, steht immer noch zu erwarten.

Sehr dankenswerthe historische Aufschlüsse über die religiösen Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutherischen, besonders für die dem Werke Gerhardts zunächst vorausgehende Zeit hat die königl. preuß. Kalender-Deputation in dem historisch-genealogischen Kalender auf das Gemeinjahr 1821 gegeben *).

Bei einer dichterischen Behandlung des Lebens Gerhardts mußte es dem Verfasser besonders leid thun,

---

Berlin 1842. — Desselb.: Paul Gerhardt und der große Churfürst, worüber auch das von Pischon erschienene Schriftchen zu vergleichen ist.

Außerdem noch die Mittheilung, daß vom Bibliothekar Dr. Friedländer fünf bisher noch unbekannte geistliche Lieder, aus alten Leichensermonen abgedruckt, unter dem Titel: Den Freunden P. Gerhardts [6. S.] erschienen sind, an deren Aechtheit kein Zweifel ist. Somit besitzen wir also 125 gerhardt'sche Lieder.

*) In dem Aufsatze: Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern von Johann Sigismund an [1608] bis zum Ende der Regierung des großen Churfürsten [1688].

daß die allgemein bekannte Entstehungsgeschichte *) des Liedes: Befiehl du deine Wege rc. durchaus nicht auf historischem Grunde beruht. Denn da dieses Lied bereits im Jahre 1659 in der von Heinrich Müller zu Rostock herausgegebenen: Geistlichen Seelen-Musik abgedruckt ist, Gerhardt aber erst sieben Jahre darauf, 1666 seines Amtes entsetzt wurde, derselbe außerdem des Landes gar nicht verwiesen worden ist, sondern bis zu seiner Anstellung in Lübben ruhig und ohne Nahrungssorgen in Berlin gelebt hat, so leuchtet die Unmöglichkeit davon von selbst ein. Schon Fr. Nicolai hat in seiner berlinischen Monatsschrift [Jahrg. 1809 S. 336] dies umständlich nachgewiesen.

Wie sehr aber diese Sage dem deutschen Gemüthe

*) Der Superint. F. Chr. Fulda scheint (im hallischen patriot. Wochenblatte Jahrg. 1799 S. 143 ff.) diese Sage zuerst mitgetheilt zu haben. Nämlich diese: Paul Gerhardt, von dem großen Churfürsten seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, wandert mit Weib und Kind nach Sachsen aus. In einem Gasthofe an der sächsischen Grenze, wo seine Gattin ihres Jammers kein Ende weiß, dichtet Gerhardt zu ihrem Troste das genannte Lied; und bald darauf noch im selben Gasthofe kommt ganz unerwartet ein Bote des Herzogs Christian zu Sachsen-Merseburg, der ihm einen Jahrgehalt und eine Anstellung in dessen Lande anbietet. Der große Churfürst, der später davon Kenntniß erhält, wünscht nun den vertriebenen Prediger zurück, aber zu spät, da er bereits das Archidiaconat in Lübben, das damals zu Sachsen-Merseburg gehörte, angenommen hat.

zusagt, beweisen drei poetische Behandlungen derselben von Schmidt von Lübeck [1]), Friedrich Raßmann [2]) und Theodor Drobisch [3]). Ganz neuerdings hat deshalb Victor Strauß in einem dem Verfasser beim Schlusse dieser Arbeit erst zugekommenen Schriftchen *) die Entstehungszeit dieses Liedes auf das Jahr 1657 zurückdatirt, einige Monate vor dem Abgange Gerhardts von Mittenwalde nach Berlin, und als Ursache des großen Herzeleids der Frau Anna Maria Gerhardt die mancherlei Kränkungen angenommen, welche die beiden Eheleute von dem Diaconus Allborn da-

---

1) Es ist dem Verfasser nicht gelungen, dies Gedicht kennen zu lernen, und entnimmt er diese Angabe aus einer Notiz von Otto Schulz a. a. O. p. 264.

2) Paul Gerhardt. Eine dramatische Poesie von Friedrich Raßmann. Duisburg und Essen 1812. Aus Jördens Dichterlexicon entlehnt. Auffallend ist es, daß Raßmann die Gattin Gerhardts Sidonia nennt.

3) Paul Gerhardt. Historisch-dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Theodor Drobisch. Leipzig 1842. 48 S.

*) Im zweiten Hefte des ersten Bandes der Sonntags-Bibliothek — Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Herausgegeben von Freunden des Reiches Gottes. Eingeleitet von Dr. A. Tholuck. Bielefeld 1844. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt diese Schrift besonders durch die Gewandtheit, mit welcher der Verfasser die Entstehungsgeschichte der sämmtlichen Lieder Gerhardts in wahrhaft erbaulicher, lieblicher Weise darzustellen versteht.

selbst, der die erlittene Zurücksetzung bei der Berufung Gerhardts zur Propststelle nicht verschmerzen konnte, zu erleiden hatten. Diese Annahme hat wenigstens einen historischen Grund nicht gegen sich.

So viel über die Oeconomie des vorliegenden Buches; sein Dasein aber überhaupt möge es, wo möglich, selbst rechtfertigen.

Bautzen am 14. November 1844.

Der Verfasser.

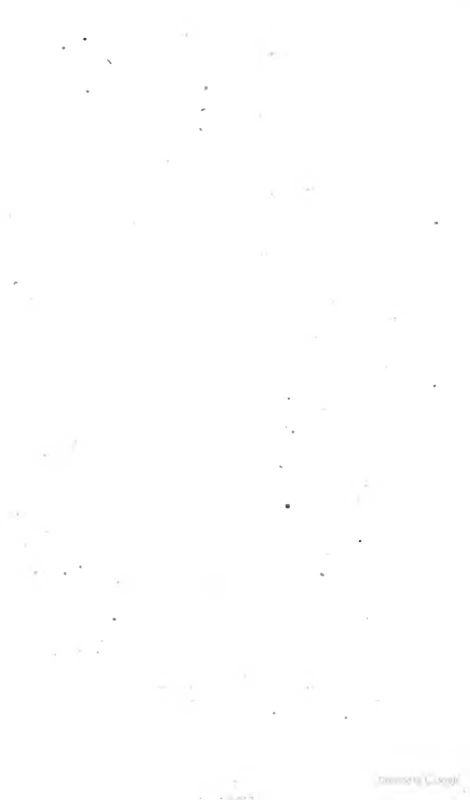
Inhalt
des ersten Theiles.

Seite.

Paul Gerhardt.

Erster Theil.

So Jemand kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.
2 Timoth. 2, v. 5.



Cap. 1.

Das Wirthshaus an der langen Brücke.

> Das ist's aber, das ihr thun sollt: Rede Einer mit dem Andern Wahrheit und richtet recht, und schaffet Frieden in euren Thoren, und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten!
>
> Sacharja 8, v. 16. 17.

Zur Zeit des großen Churfürsten gab es in Berlin nahe der langen Brücke, auf welcher jetzt seine eherne Reiterstatue errichtet steht, ein Wirthshaus, welches seit vielen Jahren her den wohlhabenderen Bürgern von Berlin und Cöln als Versammlungs- und gewissermaßen als Vereinigungsort der Bewohner beider Städte diente, und welches, wenn des Tages Last und Hitze getragen war, fast zu einer und derselben Stunde seine täglichen Gäste aufnahm und entließ. Es war nun um die Mitte des Februar im Jahre 1666, als in den gewöhnlichen Abendstunden eine zahlreiche Gesellschaft zunächst um den großen Tisch am Ofen, welcher als eine

Art Ehrenplatz den sogenannten Stammgästen aufbehalten blieb, ein lauteres und eifrigeres Gespräch führte als gewöhnlich.

„Wenn das so fortgeht,“ sagte der Eine, der, etwa funfzig Jahre alt, durch seinen hellen, lebendigen Blick sich vor Allen hervorthat, — „Wenn das so fortgeht, so wird's mit dem wenigen Lutherthum, was bei uns noch vorhanden ist, bald gar aus sein! Wir werden bald gar keine Prediger mehr haben und die Kirchen zuschließen müssen.“

„So schlimm ist's doch noch nicht, Meister Jung,“ antwortete ein anderer Mann, aus dessen kleinen, freundlichen Augen eine ungeheuchelte Gutmüthigkeit hinausschaute. — „Bis jetzt hat die St. Nicolai-Gemeinde erst einen ihrer Prediger verloren, den Archidiaconus Reinhart; die übrigen werden uns wohl erhalten bleiben.“

„Da habt Ihr bessere Hoffnung, als ich, Herr Musikdirector Ebeling,“ entgegnete Meister Jung fast ärgerlich. „Denkt doch, unser alter Probst Lilius ist bereits schon abgesetzt, der Diaconus Gerhardt kann seiner Absetzung jede Stunde entgegensehen, die andern Diaconen Lubath, Lorenz und Hellwig haben auch nichts Besseres zu erwarten; der an Reinharts Stelle berufen gewesene Conrector Rancke hat das ihm angetragene Amt zurückgewiesen; ja selbst der Propst Fromm zu St. Petri, der bisher in der besondern Gunst der Reformirten gestanden, hat plötzlich in dem Hofprediger Stosch einen erbitterten Feind

gefunden, der, so weit ich ihn kenne, nun Alles anwenden wird, ihn zu stürzen, — nun bitt' ich Euch, Herr Ebeling, was sind da noch für Hoffnungen?"

„O sehr viele," antwortete Ebeling mit unerschütterlicher Milde. „Wenn Ihr Musik verständet, lieber Meister, so würde ich Euch sagen, daß mir das Alles vorkommt, wie eine schön angelegte, kunstreiche Fuge, wo alle Stimmen durcheinander laufen, jede Stimme hartnäckig ihren eignen Weg geht und Alles auseinander zu gehen drohet. Hat aber dies eine Zeit lang gedauert, so kommen sie mit einem Male alle wieder zusammen, und so sehr Eines vorher des Andern Feind und Widersacher schien, zuletzt reichen sie sich alle die Hände und schließen einen harmonischen Bund und aller Streit hat ein Ende."

„Wenn Ihr die Sache aus Eurer Musikkunst erklären wollt," sagte der Andere, — „so habe ich dazu aus meinem Handwerke dasselbe Recht. Wenn bei uns die Fäden nicht mehr fein ordentlich bleiben und vielmehr bald da bald dort durcheinander laufen wollten, da würde eine saubere Art Tuch daraus kommen, und Ihr, Herr Ebeling, würdet uns kein solches Gewand abkaufen. Ich bin ein Freund der Ordnung und des Rechtes, aber ein Feind aller Ungerechtigkeit, besonders in Sachen des Glaubens."

„Ich hoffe doch auch, Meister Jung," sagte hier ein Dritter — „daß sich das Alles noch friedlich enden wird. So ist mir ganz bestimmt versichert worden, daß unser ehrwürdiger Propst Lilius vor einigen Wochen den

Revers endlich unterschrieben hat, und daß er demnach bald wieder in sein Amt wird eingesetzt werden.“

„Das ist mir eben keine frohe Botschaft, Meister Liebrecht,“ entgegnete Jener. „Wer siebzig Jahre lang gut lutherisch geblieben ist, der soll in seinen letzten Tagen nicht erst noch ein Religionsmenger werden. Höret nur, wie darüber geurtheilt wird, daß der alte Lilius doch noch nachgegeben hat. Das sollte er nicht thun; er ist kein Verbrecher, kein Landesverräther; er hätte also nichts weiter gethan, als seine Schuldigkeit, nämlich Treue im Glauben gehalten bis ans Ende, und das ist eine Ehre, wer darum leiden muß.“

„Aber bedenkt doch, lieber Meister,“ sagte Ebeling begütigend. — „Der Probst Lilius mag allerdings, wie Ihr sagtet, wenigstens siebzig Jahre alt sein. Sollte es nun einem alten Manne, der bereits auf der Grube geht, so übel ausgelegt werden, wenn er seine letzten Tage in Ruhe und Frieden verleben will? Ihr wisset ja, wie es dem alten guten Manne seit Jahren her ergangen ist, wie Alles auf ihn einstürmte, um ihn zur Unterschrift zu bewegen. Er hat sich lange genug gesträubt, und daß er seinem Glauben treu geblieben ist, beweiset ja eben, daß er voriges Jahr seines Amtes entsetzt wurde! Unser große Churfürst ist wohl ein gnädiger, freundlicher Landesherr, aber in Sachen der Religion ist er nun einmal streng und unerbittlich und will Frieden in der Kirche haben. Was soll nun so ein alter Mann, wie Lilius, anfangen, wenn er plötzlich seines Amtes entlassen ist, und nicht mehr hat, wo er sein müdes

Haupt, seinen sterbenden Leib hinlegen kann? Der Churfürst hätte ihm wohl kein Gnadengehalt ausgesetzt.“

„Der Churfürst nicht,“ sagte Meister Jung schnell — „aber meint Ihr, daß die Bürgerschaft ihren alten treuverdienten Propst würde haben Hungers sterben lassen? Ich selbst hätte ihm eine Wohnung in meinem Hause eingeräumt, und wäre ihm sonst mein Tisch nicht zu gering gewesen, so wäre ihm sein Platz daran herzlich gern angewiesen worden.“

„Ja, wenn es so gegangen wäre,“ fuhr Ebeling fort. — „Aber wie wurde es denn mit dem armen Reinhart? Wurde ihm nicht anbefohlen, Stadt und Land zu meiden? Mußte er nicht bei Nacht und Nebel Berlin verlassen? Und warum? Hatte er etwas Uebles gethan? Nein, er hatte nur den Revers nicht unterschreiben wollen.“

„Und lebt Reinhart deshalb nun im Elende?“ fragte Jung. „Ist er nicht in Leipzig mit offenen Armen aufgenommen worden? Ist er nicht, so recht zur anschaulichen Verhöhnung aller seiner Feinde, in genannter Stadt an der St. Nicolaikirche wenige Monate nach seiner Ankunft zum Pastor ernannt worden, nachdem er allhier in Berlin nicht für würdig erklärt worden war, an der St. Nicolaikirche Archidiaconus zu sein?“

„Ihr seid nun einmal ein alter Freund und Vertheidiger Reinharts,“ sagte Meister Liebrecht.

„Nein, Nachbar,“ entgegnete Jung mit Ernst. — „Wenn Ihr sagtet, daß ich nun einmal ein alter Freund

und Vertheidiger meines lutherischen Glaubens bin, so würdet Ihr recht haben. Mein Grundsatz ist: der Wahrheit treu bleiben bis ans Ende; wer aber mit seinem Glauben, wie ein Weberschiff in unserm Werkstuhle auf- und niederfährt, überall durchwill, wo es eine Oeffnung gibt, der wird sich mit seinem Glauben am Ende wohl auch ein Gewand weben für seinen Leib, aber seine Seele wird nackt bleiben.''

,,Ihr seid doch zu streng, Meister Jung,'' sagte Ebeling gutmüthigen Tones. — ,,Ich weiß, Ihr zielt damit auf unsern Propst Lilius. Aber was hat er denn so Uebles gethan, daß Ihr ihn darum so hart beurtheilt? Er hat nichts gethan, als den Revers unterschrieben! Und was steht in diesem Reverse? Nichts weiter, als daß die Geistlichen sich aller Kränkungen und Schmähungen des reformirten Glaubens enthalten und sich einander wie Brüder in Christo lieben wollen. Ist denn das so etwas Unrechtes? Und soll ein Mann, ein Geistlicher, wie Lilius, der Niemanden hassen kann, und welcher die Reformirten in der That und Wahrheit wie seine Brüder liebt, diese seine Herzensgesinnung nicht auch mit seinem Namen unterschreiben?''

,,O lieber Herr Musikdirector!'' rief Jung verwundert aus. — ,,Ich habe alle Achtung vor Euch, wenn Ihr auf Eurem Chore zu St. Nicolai oder St. Mariä steht und dirigiret die Geiger und Pfeifer und Sänger, daß es eine Lust ist, mit anzusehen und anzuhören; und namentlich vergeht selten ein Tag, wo mir nicht meine Dorothea eins von den schönen Liedern meines Herrn

Gevatters Gerhardt singen müßte, welche Ihr eben so schön in Musik gesetzt habt, — also das wollte ich Euch sagen, vor Eurer Musikkunst habe ich alle Achtung, Herr Ebeling; und Eure Fugen, die Ihr machet und uns vorhin erklärtet, mögen alle schön und kunstgerecht sein, aber daß ich mich so ausdrücke, in der Glaubensfuge, die jetzt aufgespielt wird, seid Ihr doch nicht so recht Meister. Es ist wahr, in dem Reverse steht allerdings, daß sich die Geistlichen mit einander christlich vertragen und den Kirchenfrieden aufrecht erhalten wollen; aber es steht auch darin, daß die Lutherischen alle Lehren der Reformirten gut heißen und sich nicht mehr auf die Concordienformel, welches doch der lutherischen Kirche Haupt- und Grundbuch ist, berufen sollen. Es steht darin, daß die Lutherischen den Edicten, welche der Churfürst in dieser streitigen Glaubenssache erlassen hat, in allen Stücken bis auf den letzten Buchstaben nachkommen sollen. Und wisset Ihr, was in diesen Edicten befohlen ist?"

„Nur Dasselbe, was Ihr bereits erwähnt habt," antwortete Ebeling ruhig.

„Dasselbe?" wiederholte Meister Jung mit Verwunderung und fuhr dann ruhiger fort: „Seht, es könnte scheinen, als wollte ich mich vor Euch meiner Wissenschaft brüsten. Aber Ihr wisset, daß ich in meiner Jugend habe studiren wollen, und daß nur der Tod meines Vaters, als ich nach Wittenberg gehen wollte, die Ursache ward, daß ich kein Geistlicher geworden bin, sondern auf inständiges Bitten meiner Mutter mich

hinter den Tuchmacherstuhl meines seligen Vaters setzte. Aber was man in seiner Jugend lieb gewonnen hat, das läßt man auch nicht gern im Alter, besonders wenn es die Wissenschaft betrifft. Da bin ich denn so ein halber Geistlicher geblieben und habe den ganzen Kirchenstreit mit durchgemacht, wenn auch nur hinter meiner Werkstatt. Und da kann ich Euch versichern, das ganze Unglück kommt von unserm Churfürsten her; er ist allein Schuld, daß keine Ruhe in der ganzen Mark Brandenburg herrscht.“

Bei diesen Worten fuhren fast alle Anwesenden erschreckt zusammen und sahen sich ängstlich im Zimmer um, ob etwa ein Reformirter da sei, der diese Aeußerungen verrathen könne. Der Wirth selbst schob sein Mützchen seitwärts und sagte, wiewohl ganz freundlich zu Meister Jung: „Ich fürchte nicht, daß Ihr damit habt einen Tadel gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten aussprechen wollen. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, daß es in derlei Dingen am Beßten ist, keine Parthei zu nehmen; namentlich ziemt es wohl einem Wirthe, über den Partheien zu stehen; und da ein Wirth gewissermaßen mit seiner eigenen Gesinnung Bürge ist für alles Das, was in seinem Hause vorgeht, so will ich mir nur die Freiheit nehmen —“

„Beruhigt Euch, Herr Matthias,“ fiel ihm der Meister lächelnd ins Wort. — „Was ich hier bei Euch wirke und thue, soll Euren Zuspruch nicht vermindern oder gar Euch an Gut und Blut gehen. Ist Einer ein guter und treuer Bürger, so bin ichs; aber

in Sachen des Glaubens kommt es nicht auf den guten Bürger, sondern auf den guten Christen an. Zudem, wenn ich sagte, das ganze Unglück käme von unserm Churfürsten, so ist das wohl eine Klage, aber kein Vorwurf. Auch rede ich nicht von unserm jetzigen gnädigsten Landesherrn, sondern von seinem Großvater, Johann Sigismund. Wenn dieser, wie Euch bekannt ist, nun einmal bei seinem lutherischen Glauben nicht selig zu werden hoffen konnte, und deshalb um die Weihnachtszeit des Jahres 1613 zu den Reformirten übertrat, — wer kann ihn das hindern? Was dem geringsten Unterthanen freisteht, muß ja wohl auch dem Churfürsten freistehn."

„Ihr dürft freilich dabei nicht vergessen," sagte hier in süßem, freundlichem Tone ein junger Mann von bleichem und magerem Angesichte, der bisher dem Gespräche stumm zugehört, anfangs an einem Tische allein gesessen und später nach und nach dem großem Tische am Ofen näher gerückt war — „Ihr dürft dabei nicht vergessen, daß der Churfürst Johann Sigismund zu dreien Malen selber einen Revers ausgestellt hatte, daß er Zeit seines Lebens der lutherischen Kirche getreu bleiben wolle, und daß er, als er dennoch zu den Reformirten übertrat, den Vorwurf hören mußte, er habe es nur gethan, um sich dadurch den reformirten Holländern wohlgefällig zu machen, durch deren Beistand er Herzog von Jülich, Cleve und Berg zu werden hoffe; gerade so, wie sein Nebenbuhler, der Pfalzgraf von Neuenburg aus gleichem Beweggrunde zur katholischen

Kirche übertrat, um dadurch die katholischen Spanier zu seinem Beistande sich zu gewinnen."

Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet, der so kühn und keck zu Gericht saß über die Churfürsten Brandenburgs, welchen aber, wie aus den Mienen aller Gäste zu sehen war, Niemand kannte. Eiligst gethane stille Fragen an den Wirth wurden auch von diesem selbst mit einem ernsten und verwunderlichen Kopfschütteln beantwortet. Der Fremde aber schien das Alles nicht zu bemerken; er blickte mit der ungestörtesten Freundlichkeit in jedes Auge, das ihn suchte, und doch lag in seinem Ton und in seinem ganzen Wesen irgend Etwas, was eine unheimliche Wirkung auf Alle äußerte, die ihn betrachteten. Meister Jung schien der Einzige zu sein, der davon unberührt blieb; er wandte sich nach dem jungen Manne und sagte: „So fremd und unbekannt Ihr mir und wohl uns Allen hier erscheint, so wohlbewandert seid Ihr doch in der Geschichte unsers Vaterlandes. Da es aber scheint, als wolltet Ihr mit Eurer Rede unsere Churfürsten verdächtigen, so muß ich Euch darauf Folgendes antworten: Es ist allerdings wahr, was Ihr von dem Reverse des Churfürsten Johann Sigismund erzählt habt; aber daß er zur reformirten Kirche überging, um sich den Holländern gefällig zu machen, steht Euch noch zu beweisen. Sigismund hatte sein gutes Recht auf jenes Herzogthum; denn seine Gemahlin war die älteste und nächste Anverwandte; und wer auf seinem guten Rechte steht, braucht keine Winkelzüge zu machen. Nein, Sigismund war ein zu gewissen=

hafter Fürst, als daß er um irdischer Güter willen seinen Glauben verkauft hätte. Vielmehr glaube ich, daß einige Personen reformirten Glaubens, welche ihm nahe standen, aus Feindschaft gegen unsere Kirche, unsern lutherischen Glauben so fälschlich dargestellt und mit den lächerlichsten Irrlehren vermischt haben, daß des Churfürsten Gewissen beunruhigt wurde. Hätte ihm in solcher Zeit ein Mann, wie unser Paul Gerhardt, zur Seite gestanden, so wäre es nicht so weit gekommen. Doch darüber hin und her zu reden, ist unnütz. Es sollte nicht so kommen; und was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde, heißt es in der Schrift. Darum hat mir auch die Antwort des Churfürsten Sigismund, als ihn die Stände über seinen Reversbruch zur Rede stellten, nämlich die Worte: daß in Gottes Sachen keine Reverse gelten, so wohl gefallen; und gerade dies Wort des Churfürsten ist es, wornach ich auch unsere jetzigen Glaubensstreitigkeiten möchte gerichtet sehen. Daß Sigismund von seinem Gewissen gedrängt wurde, sich vom lutherischen zum reformirten Glauben zu wenden, darüber kann kein verständiger Mann ein Wort der Mißbilligung aussprechen; aber dabei wird es doch wohl erlaubt sein, zu sagen, daß dieser Uebertritt ein Unglück für das Land wurde, besonders da Niemand den jetzigen Zustand unserer Kirche im Lande für einen glücklichen halten wird?"

„Und warum das nicht?" fragte Ebeling.

„Warum nicht?" wiederholte Meister Jung in ziemlich ärgerlichem Tone. „Wie gefällt Euch die Ver-

ordnung von anno 61, wornach der lutherische Magistrat unserer Stadt auch Reformirte mit in den Rath nehmen soll? Wie gefällt es Euch, daß wir neben der Leibgarde des Churfürsten noch das ganze schöningische Regiment hier zu ernähren haben, eine ganze Armee von dreitausend Mann, die besser gehalten sein wollen, als die Bürger? Wie gefällt Euch die Folterbank der Accise, die nun seit fünf und zwanzig Jahren errichtet ist und uns jeden Bissen Brotes im Munde noch versteuern lässet? Wie gefällt es Euch, daß ein schönes Haus nach dem andern, ein schönes Grundstück nach dem andern aus den Händen lutherischer Bürger übergeht in den Besitz reformirter Hofleute, so daß von einem Erbgute lutherischer Eingesessenen gar nicht mehr die Rede sein kann? Wie gefällt es Euch, daß alle flüchtigen und vertriebenen Holländer und Franzosen hierorts Aufnahme und alle Gunst und Gnade am Hofe finden, wie sich kein lutherischer Bürger rühmen kann, — und das Alles, weil sie reformirten Glaubens sind? Habe ich nun recht, wenn ich sage, Churfürst Sigismund ist durch seinen Uebertritt an Allem Schuld?"

„Gewiß, Ihr habt Recht," sagte der Fremde freundlichst. „Auch ist es Euch besser als mir bekannt, daß Sigismunds Gemahlin, die Churfürstin Anna, ihrem lutherischen Glauben treu blieb und daß der Churfürst das feierliche Versprechen ablegte, der lutherischen Kirche jederzeit Schutz und Recht angedeihen zu lassen. Daß aber die Lutherischen durch den Uebertritt ihres Landesherrn zu einem, ihnen so verhaßten Glau-

bensbekenntnisse in Trauer und Furcht gesetzt wurden, ist ganz natürlich, und daß in dem churfürstlichen Edicte alle Angriffe gegen die reformirten Lehren bei schwerer Ahndung verboten wurden, mußte eben so natürlich Aufruhr und Verwirrung erzeugen. Freilich haben es die Calvinisten dabei immer besser, weil auf ihrer Parthei der Landesherr steht."

„Herr," sagte hier schnell der Wirth mit gezwungener Freundlichkeit — „Ich möchte Euch doch bitten, daß Ihr solche Namen wie Calvinist allhier nicht aussprechen möget; es ist im Edicte verboten. Und zudem habe ich den Grundsatz, daß es immer am Beßten sei, zu keiner Parthei zu gehören. Und da ein Wirth mit seiner eigenen Gesinnung gewissermaßen Bürge ist für alles Das, was in seinem Hause vorgeht —"

„So wollt Ihr Euch die Freiheit nehmen," fiel der Fremde dem Wirthe lächelnd ins Wort — „mich zu bitten, das nicht mehr zu thun. Da habt Ihr Recht, lieber Herr Matthias; es war auch nicht böse gemeint. Denn da die Lutherischen es nicht übel nehmen, wenn sie also nach ihrem Haupte genannt werden, so sehe ich nicht wohl ein, warum die Reformirten nicht auch Calvinische heißen wollen. Denn an der Spitze beider Partheien stehen doch diese Beiden, Luther und Calvin. Doch ich bitte nochmals, mir meine unbefugte Rede nicht übel zu nehmen" — und dabei ging der Fremde auf seinen verlassenen Platz zurück und blickte von dort aus mit derselben süßen Freundlichkeit auf die Gäste am Ofen.

Dieser Zwischenfall hatte einige Unruhe in die Versammlung gebracht, — eine gewisse Aengstlichkeit, die sich Niemand erklären konnte, so daß auch das Gespräch eine Zeit lang stockte, bis endlich Meister Jung abermals das Wort ergriff und sagte: „So lange Männer, wie unser Herr Diaconus Gerhardt auf der Seite der Lutherischen stehen, so lange haben wir nichts zu fürchten; und um so schmerzlicher ist es, wenn es wahr sein sollte, was geredet wird, daß nämlich Gerhardt des Nächsten nur die Wahl haben werde zwischen Unterschrift des Reverses und der Amtsentsetzung.“

„Für unsern Gerhardt fürchte ich nichts,“ sagte nun Ebeling. „Bei der allgemeinen Liebe, welche dieser fromme Sänger in der ganzen Stadt genießt, wird der Churfürst seine Strenge nicht so weit treiben, daß er einen Mann seines Amtes entsetze, der nichts gethan hat, als seine Schuldigkeit, und aus dessen Munde kein Einziger von uns auch nur das geringste Scheltwort gegen die Reformirten wird gehört haben.“

„Verzeihet mir, werther Herr Musikdirector,“ sagte der Wirth unter den höflichsten Bücklingen — „wenn ich auch als Wirth über den Partheien stehe, so kommen mich doch zuweilen meine lutherischen Gedanken an. Ich will nämlich sagen, daß ich gerade für den Diaconus Gerhardt das Meiste fürchte. Unser Einer kann freilich nicht Alles wieder erzählen, was meine werthen Gäste hier im Vertrauen mit einander besprechen; aber so viel kann ich sagen, daß es gewisse Leute geben muß, welche dem Churfürsten Alles zutragen, was nur jemals der

Herr Diaconus Gerhardt in seinen Predigten oder sonstigen Reden über die Reformirten geäußert hat. Gerade Herr Gerhardt gilt, so viel ich wissen kann, weil ich mich von jeder Parthei fern halte, für den heftigsten und gefährlichsten Gegner der Reformirten."

„Ich wundere mich eben nicht," erwiderte der Musikdirector mit etwas mehr Eifer, als gewöhnlich — „daß Ihr solche Dinge nachredet, da Ihr sie wohl von verschiedenen Seiten mögt gehört haben. Aber so viel kann auch ich Euch sagen, daß Herr Gerhardt von aller angedichteten Schuld frei dasteht. Ein Mann, wie er, dem die Gottesfurcht aus der innersten Seele kommt, kann am Streiten und Zanken kein Wohlgefallen haben. Ihr sollet es nur einmal aus seinem eigenen Munde hören, wie er über diese ganze traurige Angelegenheit denkt."

„Gott weiß, daß Ihr recht habt," sagte Meister Jung. „Aber wenn Ihr um der allgemeinen Liebe willen, welche Herr Gerhardt bei uns genießt, hoffet, daß ihm kein Uebles geschehe, so irrt Ihr Euch sehr, Herr Ebeling, und beweiset, daß Ihr noch nicht die rechte Menschenkenntniß habt. Es wäre für Herrn Gerhardt besser, wenn Niemand in seine Predigten ginge, Niemand seine Lieder sänge, Niemand ihm Gutes und Liebes wünschte, da wäre kein Auge neidisch auf ihn gerichtet; aber ein Mann, dem das Volk anhänget, wandelt immer auf Dornen und Disteln und auf verdeckten Gruben. Und daß ich unter Solchen, die diese Gruben graben, die Reformirten und namentlich Einige, die

dem Hofe näher stehen, als wir lutherischen Bürger, verstehe, habe ich gar kein Hehl!“

„Ei, ei, Nachbar,“ sagte Meister Liebrecht — „nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht zu viel redet.“ Und flüsterte ihm dann noch ins Ohr: „Seid Ihr denn gewiß, daß kein Verräther unter uns ist?“

Aber Jung achtete dies nicht und fuhr fort: „Lieber Nachbar, Ihr solltet mir lieber das Gegentheil anrathen. Denn ich rede und thue noch zu wenig für unsern Glauben. Ich wollte, ich könnte in eine Versammlung von Tausenden hinein das herrliche Kleinod unseres lutherischen Glaubens verkündigen und allen Geistlichen zurufen, was in der Schrift steht: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube! —“ Müßte nicht unser große Churfürst selbst sich seiner lutherischen Bürger schämen, wenn sie ihren Glauben so gering hielten, und sich jedes Wortes scheuten, ihn zu vertheidigen?“

„Aber,“ fiel der Wirth vorsichtig ein — „Ihr wisset doch, Meister Jung, daß in dem Edicte Alles verboten ist, was Zank und Zwietracht herbeiführen oder unterhalten könnte. Steht nicht unser große Churfürst auch über den Partheien?“

„Doch nicht etwa so, wie Ihr?“ fragte der Meister rasch und spitzig. „Ich möchte Den sehen, der, wenn er seinen Glauben nicht als ein Spielwerk betrachtet, so wie Ihr, Herr Matthias, über den Partheien stehen könnte! Alle Religionsmengerei ist mir verhaßt. Ich will einen lutherischen, oder einen reformirten, oder einen katholischen Christen, aber Keinen, der von jedem ein

Stücklein nimmt und sich ein Gewand für seine Seele zuschneidet, das nirgends die Blöße deckt. Ihr braucht Euch das nicht anzunehmen, Herr Wirth, denn ich versichere Euch, Euch gilt das am Allerwenigsten."

„O nein," versicherte der Wirth mit möglichster Freundlichkeit — „Ich wüßte auch nicht, womit ich Euch beleidigt hätte. Ich bin ein Mann des Friedens und der Ordnung und habe den Grundsatz: leben und leben lassen."

„Ihr wolltet uns vorhin sagen, Nachbar," wandte sich hier Meister Liebrecht an Meister Jung — „was in den Edicten noch Besonderes anbefohlen sei."

„Nun wahrlich für die Lutherischen nicht viel Erbauliches," antwortete der Gefragte. — „Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß der Churfürst aufrichtig den Frieden will; aber er schreibt darin den lutherischen Geistlichen vor, wie und was sie glauben und lehren sollen, und was nicht; und ganz besonders, wie sie über die reformirten Lehren denken und urtheilen sollen. Das ist ein Glaubens- und Gewissenszwang; denn wenn ich nach meinem Glauben etwas für falsch halte, so muß es mir auch frei stehen, das zu sagen und wäre es auch nur, um eines Bessern belehrt zu werden. Wer nun aber für seinen Glauben männlich und muthig streitet, den weiset das Edict zum Lande hinaus; und daß es dabei nur auf die Lutherischen abgesehen ist, geht daraus hervor, daß bis jetzt noch kein Reformirter seines Glaubens und Lehrens wegen angefochten worden ist. Da sollen nun die lutherischen Geistlichen unterschreiben,

daß sie ihren Glauben ganz ruhig wollen angreifen und verdammen und sich eben so ruhig wollen zum Lande hinausjagen lassen, wenn es ihnen je einfallen sollte, ein Wort zur Vertheidigung ihres Glaubens zu reden. Ist das Gerechtigkeit? Kann ein lutherischer Geistlicher solchen Revers mit gutem Gewissen unterschreiben?"

„Vergebt mir, lieber Meister," sagte Ebeling — „aber Ihr scheint mir selber nicht ganz gerecht in Eurer Darstellung zu sein. Denn das Edict trifft auch die reformirten Geistlichen; auch diesen ist es bei derselben Strafe verboten, unsern lutherischen Glauben anzugreifen. Ihr wisset doch, wie bisher so oft die Geistlichen sich gegenseitig auf den Kanzeln verlästert haben! Kann man es nun dem Churfürsten verdenken, wenn er das abschaffen will und wenn er statt Gezänkes auf der Kanzel erbauliche Predigten will gehalten haben?"

„Mein lieber Herr Ebeling," entgegnete Meister Jung — „es thut mir leid, daß ich Euch immer entgegen sein muß. Ich will auch keinen Zank und Streit, wo das Evangelium des Friedens gepredigt werden soll. Aber Ihr vergesset dabei ganz die Hauptsache, nämlich die Concordienformel; das ist doch das eigentliche Lehr- und Glaubensbuch unserer lutherischen Kirche. Aber gerade darauf sollen sich unsere Geistlichen nicht mehr berufen; und warum? Weil darin die reformirten Lehren nach Gebühr gewürdigt und gerichtet werden. Ja selbst die andern symbolischen Bücher unserer Kirche sollen nach dem Edicte nur in so weit gelten, als sie mit den Lehren der Reformirten zusammenstimmen. Nun bitte

ich Euch, ist das etwas anders, als unsere lutherische Kirche völlig vernichten? Und wo findet Ihr einen lutherischen Geistlichen, der mit seines Namens Unterschrift versprechen kann, den Grundstein seiner eignen Kirche niederzureißen?"

„Das kann unser gnädigster Churfürst nicht wollen," sagte Ebeling.

„Nein, gewiß, das will er auch nicht", fuhr Jung fort. — „Aber Andere wollen es, die dem Churfürsten rathen und besonders Einer, der Hofprediger Stosch, der uns Alle reformirt machen möchte, wenn es ginge. Ja, so gerecht auch sonst unser Herr Oberpräsident ist, so ist er doch ein Reformirter. Und wenn ich auch zugebe, daß ein Jeder zur Aufrechthaltung seines Glaubens alles Mögliche thut, so hat er doch damit kein Recht, den Glauben eines andern zu untergraben. Und das geschieht durch die Edicte und soll durch den Revers besiegelt werden. Darum sage ich, es kann kein lutherischer Geistlicher den Revers unterschreiben, und daß es der Propst Lilius endlich doch gethan hat, ist mir eben so schmerzlich leid, als ich froh und ruhig bin in der vesten Ueberzeugung, daß es Herr Gerhardt nicht thun wird."

Als hier mehrere neue Gäste ins Zimmer traten, welche bald da, bald dort ihre Plätze einnahmen, kam eine Unterbrechung in die Unterhaltung der Stammgäste am Ofen und es gab nur noch ein heimliches und doch fast unheimliches Flüstern, weil die zu große Offenherzigkeit des Meisters Jung fast alle Anwesenden in Scheu

und Furcht gesetzt hatte, bis endlich Meister Liebrecht seinen nächsten Nachbarn zuflüsterte: „Eben hat sich der Fremde zur Thüre hinaus geschlichen. Ich gestehe, daß ich mich darüber freue; mir war ordentlich ängstlich zu Muthe, so lange er mit seinen kleinen Augen her nach uns blickte. Ich möchte doch wissen, wer das war."

„Meint Ihr den hagern Mann, der eben zur Thüre hinaus ging?" fragte Einer der neuangekommenen Gäste, der Liebrechts halbleise Worte gehört haben mußte.

„Allerdings," antwortete Liebrecht — „das blasse, vertrocknete Männlein, das immer so süßlächelnd dasitzt, als hätte es Jedermann von ganzem Herzen lieb."

„Das kann ich Euch sagen," fuhr Jener fort. „Das ist Herr Stolpe, seit etwa einem Vierteljahre der Geheimschreiber des Herr Oberpräsidenten, bei welchem er, wie man sagt, schon sehr viel gelten soll. Ich glaube aber, es ist ihm nicht recht zu trauen."

„Und ist er ein Reformirter?" fragte der Wirth ganz ängstlich.

„Allerdings," versicherte der Gefragte. „Unser Herr Oberpräsident ist ein zu guter Reformirter, als daß er einen Lutherischen in seine Dienste nähme."

„Ach, ich unglücklicher Mann!" rief nun der Wirth ganz erschrocken aus. „Ich bin verloren! Was soll nun aus Weib und Kindern werden, wenn ich ein ruinirter Mann bin. Ich sagte es Euch immer, Meister Jung, Ihr solltet Euch mit Euren Reden in Acht nehmen! Auf wen wird es nun kommen, als auf mich! Wird man nicht von einem rechtschaffenen Wirthe verlangen,

daß in seiner Behausung keine aufrührerschen Reden gehalten werden? Ach, Meister Jung, Ihr seid an meinem Unglücke schuld.“

„Seid unbesorgt,“ sagte der Meister mit ruhigem Lächeln: „Ihr seid in ganz Berlin und Cöln nur zu gut bekannt, daß Ihr als ein verständiger Wirth, der Alles nach dem Bissen Brotes abwägt, über den Partheien steht, wie Ihr uns denn heut diese Versicherung mehrere Male wiederholt habt. Wenn dieser Herr Stolpe, wie er heißen soll, meine aufrührerischen Reden, wie Ihr sie nennt, dem Oberpräsidenten hinterbringt, so werde ich wohl dafür zur Verantwortung gezogen werden, und nicht Ihr, Herr Matthias; und das soll mich freuen, wenn ich einmal Gelegenheit fände, den Herren zu beweisen, wie ein lutherischer Bürger denkt, und dabei werde ich nicht ermangeln, auseinander zu setzen, daß Ihr, vielgeehrter Herr Wirth, völlig schuldlos seid und hinsichtlich Eures Glaubens so mild und nachsichtig denkt, daß Ihr Allen ohne Weiteres Recht gebet und das nicht etwa um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die Ihr vielleicht verlieren könntet, wenn Ihr eine Gesinnung hättet — sondern aus lauter Menschenliebe.“

Diese etwas spitze Entgegnung wurde dennoch vom Wirthe — und sicherlich nicht um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die er verlieren würde, wenn Meister Jung künftig nicht wiederkäme, sondern aus lauter Menschenliebe — mit freundlicher Verbeugung aufgenommen, indem er hinzusetzte: „Ihr seid sehr gütig, lieber Meister, und ich würde Euch allerdings sehr dank-

bar sein, wenn Ihr, falls die Sache höhern Ortes zur Sprache käme, Euch meiner annähmet."

„Niedrige Seele," sprach Meister Jung still für sich hin.

„Aber sollte man's glauben," rief Meister Liebrecht aus — „wie weit der Mensch sich verstellen kann! Thut nicht dieser Herr Stolpe, als wäre er ein Lutherischer? Hat er nicht vielmehr über den Churfürsten Sigismund Manches gesagt, was andere ehrliche Menschen kaum zu denken wagen? Hat er nicht selber die Reformirten Calvinische genannt? Haltet ihm nur das Alles vor, Meister Jung, wenn es zur Sprache kommt; da wird er sich doch wohl schämen müssen." —

„Schämen?" wiederholte Jung lächelnd. „Nur ehrliche Leute schämen sich noch? Doch mag es für heute genug sein; es möchte mir vielleicht noch ein Wort entfahren, wobei unser rechtschaffener Wirth in Gefahr kommen könnte. Darum gute Nacht, liebe Nachbarn und Freunde."

Und damit erhob er sich und schickte sich an, fortzugehen. Der Wirth lief ihm aber eiligst nach und sagte: „Ich bitte Euch, lieber Meister, nichts für ungut! Ihr kennt mich ja seit vielen Jahren her, wo wir immer gute Freunde und Nachbarn gewesen sind. Mein Grundsatz ist: leben und leben lassen."

„Seid unbesorgt," antwortete Jung. — „Ich bin morgen abends wieder Euer Gast." Und dadurch völlig getröstet, wünschte Herr Matthias dem Fortgehenden eine geruhsame Nacht.

Cap. 2.

Der Revers.

Ich übe mich zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, Beides gegen Gott und den Menschen.

Apost. Gesch. 24, v. 16.

Am folgenden Tage finden wir in dem Sprechzimmer des Freiherrn von Schwerin, des Oberpräsidenten der Mark Brandenburg, zwei Männer versammelt, welche in Folge ergangener Einladung sich hierher verfügt und des Eintritts Seiner Excellenz harreten. Diese beiden Männer waren der Hofprediger Stosch und der Licentiat Fromm, Propst zu St. Petri in Cöln. An der Freundlichkeit, mit welcher beide Geistliche im Zimmer fast in einem Schritt auf- und abgingen und ihr Gespräch führten, hätte man es nicht gemerkt, daß sie zweierlei Confessionen angehörten, welche damals in offener Feindschaft mit einander lebten. Stosch und Fromm waren seit mehreren Jahren Freunde, standen trotz der gegenseitigen Nähe ihrer Behausung in ei-

nem lebhaften Briefwechsel mit einander und zeigten auf diese Weise, daß Lutherische und Reformirte recht wohl und friedlich zusammenleben können. Freilich galt Fromm für nichts weniger als für einen guten lutherischen Hirten seiner Heerde, ja man flüsterte sich sogar in die Ohren, er sei ein heimlich Reformirter, und er genoß deshalb bei seinen lutherischen Amtsbrüdern wenig Vertrauen. Stosch dagegen schien des Propstes ganzes Herz zu besitzen, ja sogar über ihn eine gewisse Obergewalt auszuüben, die er, der als churfürstlicher Hofprediger ohnedies einen Vorrang vor den lutherischen Geistlichen hatte, nur allzugern geltend zu machen schien. Auch wollten Andere bemerkt haben, daß Stosch es nicht ganz ehrlich mit dem Propste meine und daß er heimlich eben so an seinem Sturze arbeite, wie an dem des gesammten lutherischen Ministeriums zu St. Nicolai und St. Mariä. Nur Fromm selbst schien nichts Arges zu ahnen und mußte natürlich desto sicherer seinem Verderben entgegengehen, wenn solches über ihn beschlossen gewesen wäre.

Als jetzt die Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident, ein Mann zwar im angehenden Alter, aber leiblich und geistig ungebeugt, hereintrat, verbeugten sich die beiden Geistlichen mit geziemender Unterwürfigkeit und nahmen dann die ihnen angewiesenen Plätze ein.

„Ich habe Euch, Herr Propst,“ wandte sich der Freiherr zunächst an diesen — „aus guter Meinung und zum Besten des Kirchenfriedens hierher beschieden, weil

ich hoffe, daß Ihr bei dem Ansehn, in welchem Ihr doch, Eurer Stellung nach, bei Euren Collegen stehet, der traurigen Angelegenheit zu einem bessern und baldigen Ende mitverhelfen könnet, wenn Ihr anders in Euren frühern Ansichten Euch nicht geändert habt."

„Euer Excellenz setzt mehr Vertrauen in mich, als ich wohl verdiene," antwortete der Propst. „Indeß darf ich wenigstens Das von mir bekennen, daß mir eine friedliche Beilegung des unglücklichen Streites gar sehr am Herzen liegt. Ich lebe allerdings der frohen Zuversicht, daß es mir und den mir Gleichgesinnten noch gelingen werde, das alte, ächt biblische Christenthum als die versöhnende Lehre zwischen Lutherischen und Reformirten zu setzen, und ich habe in den sechzehn Jahren, seit welchen ich mein jetziges Amt bekleide, bei dem Religionsunterrichte, welchen ich in den obern Classen des cölnischen Gymnasiums freiwillig übernommen habe, sowie auch in den wöchentlichen Bibelstunden, in welchen ich meinen Gemeindegliedern eine Zeitlang die Bibel erklärte, mit beßtem Wissen und Gewissen darauf hingewirkt."

„Das kann ich wohl bestätigen," setzte der Hofprediger mit einer Verbeugung gegen den Oberpräsidenten hinzu und fuhr dann mit zweideutigem Lächeln gegen den Propst gewendet fort: „Nur das Eine wollte ich Euch, lieber Freund, dagegen bemerken, daß Ihr in Euren Bibelstunden weniger glücklich damit gewesen zu sein scheint, als in Eurem übrigen Religionsunterrichte. Denn Ihr erinnert Euch gewiß, daß nun schon vor

zwölf Jahren unser gnädigster Churfürst Euch freundlichst anrieth, die Bibelstunden zu unterlassen.“

Diese etwas hämische Bemerkung — denn der Churfürst hatte die genannten Bibelstunden ihm eben nicht freundlich, sondern alles Ernstes untersagt — trieb eine Röthe des Aergers und der Schaam auf des Propstes Angesicht; indeß nahm der Hofprediger ihm gegenüber und besonders in Gegenwart des Oberpräsidenten eine zu hohe Stelle ein, als daß er mit irgend einem Worte gewagt hätte, seine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Der Freiherr schien sich dagegen seiner anzunehmen; denn dieser sagte in vermittelndem Tone: „Es hatte dies, Herr Hofprediger, allerdings noch einige andere Gründe, die keineswegs in der Person zu suchen sind. Denn ich darf Euch, Herr Propst, nicht verhehlen, daß unser gnädigster Churfürst zur endlichen Beilegung des Streites gar viel auf Euch rechnet. Ihr seid zwar auch ein lutherischer Geistlicher, und werdet Eure Ehre darin suchen, gut lutherisch zu sein, nur hoffe ich, nicht in dem Sinne Eurer Collegen, welche darunter verstehen: gut wittenbergisch. Wie denkt Ihr zum Beispiel über die Concordienformel, welche den wittenbergischen Theologen und namentlich dem zankfüchtigen Abraham Calov mehr als die Bibel zu gelten scheint?“

„Herr Oberpräsident,“ antwortete der Propst — „ich habe gegen Niemanden ein Hehl daraus gemacht, daß ich diese Bekenntnißschrift für eine unselige Scheidewand zwischen den beiden Hauptpartheien der evangelischen Kirche halte, und werde dabei verbleiben, so

sehr auch meine Collegen mich deswegen anfeinden. Eben so wenig kann ich die heftige und leidenschaftliche Sprache billigen, mit welcher gegen die Reformirten heimlich und öffentlich gestritten wird, da doch gerade die reformirte Kirche Vieles hat, welches dem alten ächt biblischen Christenthume näher kommt, als einzelne Lehren unserer Kirche."

„Also doch nur näher?" warf der Präsident lächelnd hin. — „Nun, Herr Propst, dächten nur wenigstens alle Lutherische so, wie Ihr, so würde die Scheidewand zwischen den beiden Confessionen bald fallen."

„Ich kann Euer Excellenz in dieser guten Meinung von meinem lieben Freunde bestärken," setzte der Hofprediger in seiner vorigen Freundlichkeit hinzu: „der Herr Propst Fromm, der mich seiner besondern Freundschaft und seines Vertrauens würdigt, hat sich in einem Handschreiben an mich geradezu, das heißt der innern Gesinnung nach, für einen Reformirten erklärt und mich versichert, daß nur schuldige Rücksichten gegen seine Herren Collegen ihn bestimmten, dies nicht öffentlich zu gestehen. Wenn ich dies von Euch so offen hier erzähle" — setzte Stosch einleitend hinzu, als er sah, in welchen Schreck er den Propst gesetzt hatte — „so dürft Ihr mir deshalb nicht zürnen. Es war gut gemeint und dient gewiß nur dazu, Euch das gnädige Vertrauen unsers Herrn Oberpräsidenten zu erhalten und zu vermehren."

Aber trotz dieser scheinbar freundlichen Auseinandersetzung konnte sich der Propst doch nicht völlig beruhi-

gen. Denn so sehr er an der Herstellung des Friedens in der Kirche arbeitete und im Herzen auch wohl den Reformirten sich zuneigen mochte, so fühlte er doch, daß diese unbesonnene und hämische Veroffenbarung einer Aeußerung, die er allerdings in einem Briefe an den Hofprediger unbesonnen genug gethan hatte, gar zu wenig mit seinem Amt als lutherischer Prediger im Einklange stehe, und es war deshalb wohl zu begreifen, wenn die falsche Freundlichkeit seines „lieben Freundes" ihm Aerger und Schaam bereitete. Er antwortete deshalb: „Ich kann es allerdings nicht leugnen, daß ich gegen Euch, Herr Hofprediger, eine ähnliche Aeußerung gethan habe. Doch scheint Ihr mehr hinein zu legen, als ich. Ich habe damit nur sagen wollen, daß die größere Ruhe, mit welcher die Reformirten wenigstens bisher gegen uns öffentlich aufgetreten sind, mich bestimmen könnte, lieber auf der Reformirten Parthei zu stehen, als auf der unsern."

„Es scheint doch," sagte der Oberpräsident zum Propste — „daß Ihr in gewissen Punkten mit Eurem Amte und mit Eurem Gewissen noch nicht ganz im Reinen seid. Doch weit entfernt, Euch darüber einen Vorwurf zu machen, ehre ich vielmehr diesen Euren Gesinnungskampf, weil ich der vesten Ueberzeugung lebe, daß ein Mann von Eurer Gelehrsamkeit und Euren vielfachen Erfahrungen gewiß nur zu dem Siege gelangen wird, welchen unser durchlauchtigster Churfürst von ganzem Herzen wünscht, und ich wiederhole Euch, daß ich viel Vertrauen auf Euch setze, um die vier Diaconen

zu St. Nicolai zur endlichen Unterschrift des Reverses zu vermögen, und somit weiterm Aergernisse vorzubeugen."

Der Hofprediger, der es, wie es schien, nicht gut vertragen konnte, wenn vom Präsidenten irgend ein ehrendes Wort dem Propste zufiel, nickte bei der letzten Aeußerung süßlächelnd mit dem Kopfe und setzte mit sichtbar erheuchelter Freundlichkeit hinzu: „Gewiß, Euer Excellenz, wenn auch mein lieber Freund, der Propst Fromm, wie er selbst gestanden hat, von seinen Collegen mit mißtrauischen Blicken betrachtet wird, so muß man ihm doch eine große Gewandtheit zugestehen, in der nur Wenige ihm gleich kommen. Und ich selbst beuge mich willig und gern vor Euch." Dabei reichte er dem Propste mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Es hat mir wohlgethan," fuhr nun der Oberpräsident fort — „daß der alte Propst Lilius endlich den Revers unterschrieben hat, und ich sehe täglich der churfürstlichen Verordnung entgegen, den ehrwürdigen Mann feierlichst in sein Amt wieder einzusetzen. Dabei wünschte ich, daß auch die Diaconen sich endlich willig finden ließen und unsern gnädigsten Landesherrn nicht zu ernstlichern Maaßnehmungen zwängen."

„Das wird nicht nöthig sein," versicherte der Hofprediger. „Hat das Haupt sich gebeugt, werden es wohl auch die Glieder thun. Ich wenigstens kann die Zartheit eines solchen Gewissens nicht begreifen, das sich einen Revers zu unterschreiben weigert, der eines Theils nur in der allgemeinen christlichen Liebe und Wahrheit,

andern Theils in dem Befehle unsers gnädigsten Churfürsten gegründet ist.''

„Für so leicht möchte ichs doch nicht halten,'' entgegnete der Propst — „wenn namentlich das Gewissen noch in einer großen Einseitigkeit befangen ist. Es ist aber dies eben so wenig unchristliche Unduldsamkeit, als offenbares Widersetzen gegen die churfürstlichen Befehle; sondern es handelt sich allerdings hier um den Glauben, um die Ruhe des Gewissens, um die Verantwortlichkeit vor der Gemeinde und vor Gott, und das Alles will doch wohl reiflich überlegt sein.''

„Aber, lieber Freund,'' fiel ihm der Hofprediger freundlichst ein — „beweiset Ihr nicht durch Euer eigenes Beispiel, daß man sich in seinen Glaubensansichten ändern kann? Und was dem Einen gelungen ist, mag ja wohl auch dem Andern gelingen! — Doch ich sehe, lieber Herr Propst, daß ich heute das Unglück habe, Euch gerade da wehzuthun, wo ich es am Freundlichlichsten mit Euch meine, und ich sehe mich genöthigt, Euer Gnaden die wiederholte Versicherung zu geben, daß ich den Herrn Propst Fromm mit ganz besonderer Freude meinen lieben Freund nenne.''

„Auf welchen der Diaconen,'' fragte der Freiherr mit geflissentlicher Nichtbeachtung des eben Gesprochenen — „dürfte wohl behufs der Unterschrift des Reverses zu rechnen sein?''

„Sie werden zuletzt wohl alle dem Beispiele ihres Hauptes, des Propstes Lilius, folgen,'' antwortete der Hofprediger. „Am Meisten aber, fürchte ich, wird der

Diaconus Gerhardt der Herstellung des Kirchenfriedens hinderlich sein. Denn Euer Excellenz erinnert sich, wie eben dieser Gerhardt nächst dem nun removirten Archidiaconus Reinhart in unsern Religionsgesprächen sich am Lautesten und Kühnsten hervorthat. Auch ist es mir bekannt geworden, daß Gerhardt am Meisten darauf gedrungen hat, sich von den wittenberger Theologen, welche unserm gnädigsten Churfürsten mit Recht verhaßt sind, ein Gutachten über die Reversangelegenheit geben zu lassen, in welchem doch, wie Euer Gnaden bekannt ist, es den berlinischen Geistlichen zur Gewissenspflicht gemacht wird, sich mit aller Strenge und Schärfe den Friedensversuchen unsers durchlauchtigsten Landesherrn zu widersetzen. Ich halte deshalb dafür, daß mit dem Diaconus Gerhardt am Strengsten zu verfahren sei; denn er genießt unter der Gemeinde das meiste Ansehn.''

Hier wurde Stosch durch ein leises Klopfen an der Thüre unterbrochen. Der Oberpräsident schien dadurch nichts weniger als beunruhigt zu werden; vielmehr blickte er gleichgiltig nach der Thüre, als wisse er, was dies Zeichen zu bedeuten habe, oder vielmehr, als geschähe es auf seinen eigenen Befehl. Und bald darauf schob sich ein bleiches, mageres Angesicht mit dem demüthigsten Lächeln durch die halb geöffnete Spalte. ,,Tretet nur ein, lieber Stolpe,'' rief der Präsident aus. ,,Was bringt Ihr?''

Der Geheimsecretär trat ein, verbeugte sich mit dem Anstande eines Mannes von Bildung und sagte: ,,Euer Gnaden, der bestellte Geistliche wartet auf Dero Befehl.''

„Es ist der Pfarrer Müller aus Ribbeck," sagte der Präsident erklärend zu den beiden anwesenden Geistlichen. „Der gute Mann ist mit seiner Gemeinde wegen seiner Pfarrfelder etwas in Streit gerathen und ist heute vorbeschieden zur hoffentlich friedlichen Ausgleichung der Sache. Sagt mir doch, Stolpe, hat der Pfarrer etwa geäußert, daß er Eile habe? Sonst bittet ihn, ein wenig zu verziehen."

„Wenn Euer Excellenz mir gestatten will," sagte Stolpe demüthigst — „der Herr Pfarrer scheint keine große Eile zu haben. Und leiblich gestärkt hat er sich auch; denn wie ich höre ist er zuvor im Wirthshause an der langen Brücke gewesen, vermuthlich, weil es ihm an Muth gebrach, vor Euer Gnaden zu erscheinen?"

„Woher habt Ihr denn das schon erfahren," fragte der Präsident lächelnd.

„Er hat es mir selbst erzählt, ohne daß ich eben viel darum gefragt hätte," antwortete der Geheimschreiber. „Auch ist er ein naher Anverwandter des Tuchmachermeisters Jung, wie ich ebenfalls zufällig erfahren habe."

„Welches Jung?" fragte der Freiherr.

„Desselben," erwiederte Stolpe — „von welchem ich noch gestern Abend die Ehre hatte, Euer Gnaden Einiges mitzutheilen."

„Ach ja," rief der Präsident aus und wandte sich dann zu Stosch und Fromm mit den Worten: „Ich hätte nicht geglaubt, daß unter der hiesigen Bürgerschaft so viel und heftig Parthei gegen die Edicte des Chur-

fürsten genommen wird. Namentlich soll ein gewisser Meister Jüng sich gestern Abend Aeußerungen erlaubt haben, die nicht ungestraft bleiben können. Es muß nothwendig darin etwas Ernstliches geschehen. Also Ihr wisset, lieber Stolpe, daß der Pfarrer Müller ein Anverwandter dieses Meisters Jung ist.“

„Er hat es mir ebenfalls selbst erzählt,“ antwortete der Secretär.

„Aber ist denn dieser Pfarrer gar so geschwätzig, daß er seine Familienangelegenheiten dem Ersten Beßten erzählt?“ fragte der Freiherr halb ärgerlich.

Stolpe schien für den Augenblick etwas in Verlegenheit gerathen zu sein; denn er schlug die stechenden Blicke seiner kleinen freundlichen Augen seitwärts und machte dazu eine tiefe Verbeugung. Vielleicht mochte es ihm auch etwas verdrießlich sein, daß der Präsident unter dem „Ersten Beßten,“ der allerdings in diesem Sinne nicht immer der Beßte ist, auch ihn selbst verstehe, und er mochte es deshalb für nöthig halten, sich einigermaßen zu rechtfertigen und in einem bessern Lichte darzustellen. „Ich kann es allerdings nicht leugnen,“ sagte er nun mit seiner gewohnten Freundlichkeit, — „daß ich dem Herrn Pfarrer ein wenig Veranlassung gegeben habe, davon zu reden; das geschah aber nur, weil ich zufällig wußte, daß er mit dem genannten Meister Jung öfters zusammen gewesen ist, eine Thatsache, welche doch einiges Licht auf den noch unbekannten Herrn Pfarrer werfen dürfte.“ —

„Kennet Ihr diesen Meister Jung genauer?“ fragte der Präsident weiter.

„Einigermaßen,“ antwortete Stolpe — „obgleich ich Ursache habe zu glauben, daß er mich nicht kennt. Ich werde zu einer andern Zeit die Ehre haben, Euer Gnaden das Weitere mitzutheilen.“

„Schon gut, lieber Stolpe,“ sagte der Präsident. „Sagt also dem Pfarrer Müller, daß er noch ein Wenig verziehen möge; — doch halt — diese Gelegenheit ließe sich auch besser nützen. Sagt dem Pfarrer Müller, er möge eintreten.“

„Er kann, da er einmal hier ist, sogleich den Revers unterschreiben,“ sprach der Präsident zu den beiden Geistlichen, als Stolpe abgetreten war und das so gleichgültig, als handele es sich um eine Kleinigkeit. Dann fuhr er etwas lebendiger fort: „Aus Dem, was wir eben vernommen haben, scheint dieser ribbecker Pfarrer ein eifriger Wittenberger zu sein, wie sein Vetter, der Meister Jung, und solchen Männern thut die Unterschrift am Meisten noth.“

„Ich bewundere, verehrtester Herr Oberpräsident,“ sagte Stosch — „mit welcher weisen Fürsorge Euer Excellenz das große Werk des Friedens fördert.“

Jetzt öffnete sich die Thüre, und der arme ribbecker Pfarrer, der nicht wußte, welcher Glaubensprüfung er entgegen ging, trat mit der demüthigsten Verbeugung ein und mit fast sichtbarem Herzklopfen, weil er bei seinem stillen, einfachen Landleben nichts weniger hatte

lernen können, als den Muth und die Gewandtheit eines Mannes von Weltbildung.

„Tretet näher, Herr Pfarrer," rief ihm der Präsident mit ungeheuchelter Freundlichkeit zu, als er sah, daß der schüchterne Mann an der Thüre stehen blieb. „Ich kann Euch zunächst die frohe Mittheilung machen, daß die Streitsache mit Eurer Gemeinde zu Eurem Gunsten entschieden werden wird, wenn Ihr nur einigermaßen Euch billig finden lasset."

„O herzlich gern," antwortete der Pfarrer. — „Ich bin zu Allem willig und bereit, und es hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht, daß die Sache so weit gekommen ist."

„Aber warum habt Ihr sie denn so weit kommen lassen?" fragte der Präsident verwundert.

„Entschuldigt, gnädigster Herr," entgegnete der Pfarrer. „Ich bin nicht Kläger, sondern der Beklagte; und ob ich schon Viel und Mehr als mancher Anderer nachgelassen habe, so thut mir's doch Leid, daß ich nicht noch mehr gethan habe. Euer Gnaden mag glauben, daß es einem Landgeistlichen, der nur auf seine Gemeinde beschränkt ist, sehr schmerzlich und empfindlich ist, mit derselben in Streit zu leben. Verhungern, das bin ich gewiß, verhungern hätte mich meine liebe Gemeinde doch nicht lassen, und deshalb thut mir's Leid, daß ich's bis zum Verklagen kommen ließ."

„Nun, das wird Alles wieder gut gemacht werden," tröstete der Oberpräsident. „Ihr scheint mir, lieber Pfarrer, ein friedliebender und friedseliger Mann zu

sein und solche Leute sind mir jederzeit willkommen. Ich habe deshalb'' — und dabei erhob sich der Präsident von seinem Stuhle, trat an sein Schreibpult, legte dort ein Papier zurecht und die eingetauchte Feder daneben — ,,ich habe deshalb Euch die Gelegenheit nicht nehmen wollen, da Ihr einmal hier seid, den Revers zu unterschreiben. Ich bitte Euch, tretet hier an das Pult. Es ist, wie Ihr Euch überzeugen werdet, Wort für Wort derselbe Revers, der Euch schon bekannt sein muß; Ihr habt nichts zu thun, als nur Euren Namen darunter zu schreiben.''

Bei diesen Worten wurde der arme Pfarrer vor Schreck leichenblaß und er blieb wie angewurzelt auf seinem Platze stehen, unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern.

,,Tretet doch näher,'' bat der Präsident weiter. ,,Ich hoffe doch, daß Ihr dieselbe Friedfertigkeit, welche Ihr gegen Eure Gemeinde an den Tag leget, auch gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten ausüben werdet!''

,,Verzeihen Euer Gnaden,'' sagte nun der Pfarrer mit zitternder Stimme — ,,das kann ich nicht.''

,,Wie, das könnt Ihr nicht?'' wiederholte der Oberpräsident weniger freundlich, als zuvor. ,,Was soll ich von Euch denken? Um eines kleinen Streites mit Eurer Gemeinde willen habt Ihr, wie Ihr sagt, viele Nächte nicht schlafen können; aber daß Ihr im Streite mit Eurem gnädigsten Landesherrn lebt, das macht Euch keine schlaflose Nacht?''

,,Euer Gnaden,'' antwortete der Pfarrer, ,,Gott

wird mich vor dem leisesten Gedanken behüten, der von Streit und Ungehorsam gegen meinen gnädigsten Landesherrn zeugte. Aber hier ist es etwas Anderes. Bei meiner Gemeinde handelt es sich um leibliche Nahrung und Nothdurft, hier aber um des Gewissens Ruhe und Frieden."

„Wie klug Ihr zu unterscheiden wisset," sagte der Präsident. „Bei aller Eurer ländlichen Einfachheit, mit welcher Ihr eintratet, habt Ihr doch Gewandtheit genug. Sagt mir, Herr Pfarrer, ist der Ungehorsam gegen das landesherrliche Edict so etwas Geringes, daß Euer Gewissen dabei in Ruhe und Frieden bleiben kann?"

„In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, als den Menschen," erwiderte der Pfarrer ruhig.

Als der Präsident für den Augenblick durch diese Bemerkung entwaffnet schien, oder wohl auch nur sein aufsteigender Ingrimm ihm nicht gleich die rechte Entgegnung finden ließ, übernahm der Hofprediger Stosch die weitere Vertheidigung und sagte: „Lieber Herr Pfarrer, Ihr habt Euch dies Wort gewiß nicht recht überlegt. Wenn Ihr sagt: In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, so sprecht Ihr damit eigentlich eine Verketzerung gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten aus."

Der arme Pfarrer schrak bei diesem Vorwurfe zusammen und blickte fast stieren Blickes auf den Hofprediger. Dieser aber fuhr also fort: „Wenn der Gehorsam, welchen ein Fürst verlangt, wirklich mit dem Ge-

horsam streitet, welchen wir Gott schuldig sind, so muß natürlich der Fürst selbst ein Widersacher Gottes sein. Denn Ihr wisset eben so gut, wie ich, daß die Schrift sagt: Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft; wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein. Wenn Ihr nun die churfürstlichen Edicte nicht anerkennen und den Revers nicht unterschreiben wollt, weil Ihr Gott mehr gehorchen müsset, als den Menschen, so stellet Ihr damit unsern gnädigsten Landesherrn als einen Feind Gottes dar, der von seinen Unterthanen verlangt, daß sie, aus Gehorsam gegen ihn, sich an Gott versündigen sollen! Meinet Ihr nicht, Herr Amtsbruder, daß unser gnädigster Churfürst es mit seinem Glauben eben so treulich meine, als Ihr mit dem Euren? Muß nicht auch unser Churfürst einst Rechenschaft geben von jedem Worte und Werke, das er gethan und wie er sein Volk regiert hat, genau so wie Ihr, was Ihr redet und thut, und wie Ihr Eure Heerde weidet? Darum, wenn Ihr Euch weigert, den Revers zu unterschreiben, so tretet Ihr als Verkläger unsers Landesherrn auf.“ —

Der Pfarrer schien von dieser ihm unverhofften und unerwarteten Auseinandersetzung jenes biblischen Spruches noch in größere Verwirrung gesetzt zu sein; er blickte fast beschämt vor sich nieder und antwortete nach einigem Zögern: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht habe sagen wollen. Ich bin fast sechzig Jahr alt, und über dreißig Jahre im Amte; aber meine ganze Gemeinde, Alt und Jung, kann eidlich abgehört werden,

und sie wird mich keines Wörtleins beschuldigen können, welches von Ungehorsam gegen meinen gnädigsten Churfürsten zeugte.“

„Desto schlimmer,“ entgegnete der Hofprediger — „wenn Ihr in Eurem Alter erst anfanget, Euch den landesherrlichen Edicten zu widersetzen. Im Reverse sollt Ihr versprechen, den Kirchenfrieden mit helfen zu befördern; da Ihr nun diesen Revers auszustellen Euch weigert, gebt Ihr zu erkennen, daß Ihr Wohlgefallen habt an Streit und Zwietracht, daß ihr uns Reformirte nicht für christliche Glaubensgenossen anerkennt, daß Ihr, wie Euer Abraham Calov in Wittenberg, die lutherische Lehre für die alleinseligmachende haltet und uns Reformirte nicht einmal für augsburgische Confessionsverwandte anerkennen wollt und uns somit von dem im westphälischen Frieden den Protestanten zugestandenen Rechten ausschließt! Ist das nicht offenbarer Aufruhr gegen die ganze reformirte Kirche, Aufruhr gegen Euren Landesherrn, der so gut, wie Ihr, aus seinem Glauben einst hofft selig zu werden?“

„Ich kann nur,“ antwortete der arme, bedrängte Pfarrer — „abermals Gott zum Zeugen anrufen, daß ich an alles Das nicht gedacht habe, und daß Niemand aufrichtiger und herzlicher für das Wohl unsers gnädigsten Churfürsten und für alle Menschen beten kann, als ich es täglich thue.“

„Wenn dem so ist,“ sagte Stosch — „so könnt Ihr auch den Revers unterschreiben, sonst stimmen Eure Worte nicht mit Euren Werken zusammen.“

Der Pfarrer schien durch diese Beweisführung in seinem Bedenken besiegt zu sein; denn er trat jetzt einige Schritte dem Pulte näher und streckte die Hand nach der Feder aus. Aber eben, als er sie zum Schreiben ansetzen wollte, überfiel ihn heftiges Zittern; sein Angesicht verfärbte sich, er legte die Feder wieder hin und rief im schmerzlichsten Tone aus: „So wahr mir Gott helfe, — ich kann es nicht!“

„So mögt Ihr Euch in wenig Tagen bereit halten, Euer Amt niederzulegen,“ sagte der Oberpräsident mit barscher Stimme, während er heftig im Zimmer auf- und niederging. „Aufrührerische Pfarrer kann ich nicht im Lande brauchen.“

„Gnädiger Herr,“ bat der unglückliche Mann — „ich bin sechzig Jahr alt, habe Weib und fünf Kinder, und bei meinem geringen Einkommen auch nicht einen Nothpfennig zurücklegen können. Soll ich in meinen alten Tagen mit Weib und Kindern betteln gehen?“

„Das ist Eure Sorge,“ entgegnete der Präsident kalt. „Wem sein Schicksal in seine Hand gelegt ist, ob es ihm wohl oder übel gehen soll, der kann über keine Ungerechtigkeit klagen, wenn er mit verstocktem Herzen in sein Unglück geht. Ihr seid ein Vetter des hiesigen Tuchmachers Jung, da ist es nicht zu verwundern, wenn Ihr eben so, wie er, Widersetzlichkeit und Aufruhr gegen die Kirche und den Landesherrn predigt. Geht nun und haltet Euch bereit, binnen dreien Tagen Euer Amt niederzulegen.“

Der Propst Fromm, welcher bisher obwohl sich völ-

lig still verhalten, aber sich doch nichts weniger als gleichgültig bei dieser Verhandlung gezeigt hatte, erhob sich jetzt von seinem Stuhle und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, aber sollte nicht die Strenge gegen meinen Amtsbruder etwas zu hart sein? Sollte ihm nicht wenigstens einige Bedenkzeit gelassen werden, da er völlig unvorbereitet hierher gekommen ist, und nicht wissen konnte, daß er den Revers zu unterschreiben habe?"

Der Oberpräsident blickte mit ungnädiger Verwunderung auf den Propst; um seine Lippen spielte ein aufsteigender Zorn, dem nur noch die rechten Worte zum Ausbruch fehlten; endlich sagte er mit erzwungener Ruhe und Kälte: „Ihr könnet, Herr Propst, diesem Uebelstande sogleich abhelfen und durch Euer Beispiel beweisen, daß man zur Erfüllung seines Gehorsams gegen den Landesherrn keine Vorbereitung nöthig hat. Darum ersuche ich Euch, den Revers zu unterschreiben."

„Ich würde dann wenigstens um eine gleiche Vergünstigung bitten, nämlich um einige Tage Bedenkzeit," entgegnete der Propst unerschüttert.

„Ist das etwa Eure Friedfertigkeit, deren Ihr Euch rühmtet?" fragte der Präsident. „Sind das etwa die Beweise Eurer christlichen Liebe, die ihr gegen die Reformirten zur Schau traget?"

„Euer Excellenz," antwortete der Propst — „meine Friedfertigkeit ist keine Heuchelei; aber eben die christliche Liebe, die wir uns unter einander schuldig sind, fordert zur Nachsicht, zum Mitleiden auf, und bestände

dies auch nur darin, daß dem Gewissen Zeit gegeben werde, sich mit seinem Gott zu berathen.“

„Ich erstaune, lieber Freund,“ fiel hier der Hofprediger Stosch ein — „daß ich solche Worte von Euch höre! Nach Dem, was Ihr mir mündlich nnd schriftlich mitgetheilt habt, ja nach der Gesinnung, die Ihr vor Kurzem hier aussprachٌt, muß ich, so leid mir das thut, doch irre werden an Euch. Ich fürchte doch nicht, daß Ihr zweierlei Gewissen habt, eins für die Lutherischen und eins für die Reformirten, oder vielmehr eins für die Welt und eins für Euch selbst?“

„Herr Hofprediger,“ entgegnete der Angegriffene — „es handelt sich hier nicht um ein Gericht über den Glauben, sondern nur um die Billigkeit und allgemeine Menschenliebe. Es erscheint mir als ein unbilliger Gewissenszwang, unter Drohungen Jemanden zu einem Werke zu nöthigen, welches sein Gewissen ihm verbietet.“

„Also auch Ihr redet von Gewissenszwang?“ fragte Stosch mit bitterem Lächeln — „Fürwahr, Ihr seid ein zuverlässiger Mann und unser gnädiger Herr Oberpräsident wird sich freuen müssen, daß Dero auf Euch gesetzte Hoffnungen zur Herstellung des allgemeinen Kirchenfriedens schon jetzt in Erfüllung gehen! Wenn Ihr es auch gegen mich mit Eurem Gewissen übereinstimmend fandet, mit falschen Hoffnungen mich hinzuhalten, so hätte es doch die schuldige Hochachtung vor dem Herrn Oberpräsidenten von Euch verlangt, Eure Maske abzulegen.“

„Ich wiederhole nochmals," sagte der Propst mit mühsam verhaltenem Ingrimme — „es handelt sich hier nicht um ein Glaubensgericht, sondern nur um christliche Menschenliebe, — es handelt sich um das Recht, welches unsere lutherische Kirche der reformirten gegenüber hat und ihr von dreien Churfürsten zugesichert und zugeschworen worden ist, es handelt sich um die Glaubensfreiheit, die keinerlei äußern Zwang dulden kann, es handelt sich um Gewissensfreiheit, die Niemand auf Erden in Fesseln schlagen darf, — aber was ich hier mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe, — ja ich habe keine Furcht und Scheu, es zu bekennen: unsere lutherische Kirche erleidet Gewalt."

„Gewalt?" wiederholte der Oberpräsident und blickte mit funkelnden Zornesblicken auf den Propst. „Gewalt sagt Ihr, und wer übt diese Gewalt?"

„Die Reformirten in der ganzen Churmark," antwortete der Propst schnell und ernst.

Als hier der Hofprediger wieder das Wort nehmen wollte, rief ihm der Präsident zu: „Ich bitte Euch, kein Wort mehr! Die Sache ist zur Entscheidung reif! Herr Propst, Ihr seid entlassen und bis auf Weiteres Eures Sitzes im Consistorio entbunden!" —

Der Propst, ohne ein Wort darauf zu erwidern, verbeugte sich und schritt zur Thüre; als er hier auf den Pfarrer Müller traf, der während dieser letzten Verhandlung immer mehr sich zurückgezogen hatte, als wolle er dem Schlachtfelde entrinnen, sprach er zu ihm: „Fol-

get mir, Herr Amtsbruder! Für diesmal wenigstens seid Ihr gerettet!" — Und dieser schritt nun mit der größten Bereitwilligkeit mit dem Propste zum Zimmer hinaus.

Der Oberpräsident aber sprach zum Hofprediger: „Haltet Euch bereit, mich in einer Stunde zu dem Churfürsten zu begleiten.

Cap. 3.

Der Dichter und der Sänger.

Herr hilf mir, so wollen wir meine Lieder singen, so lange wir leben, im Hause des Herrn.

Jesaias 38, v. 20.

Wir verfügen uns in die Amtswohnung des Diaconus Paul Gerhardt und zwar in das Wohnzimmer der Hausfrau Anna Maria, der Tochter des verstorbenen churfürstlichen Kammergerichtsadvocaten Andreas Bertholdt, zu welcher wir in den Nachmittagsstunden ein junges Mädchen eintreten sehen, das, dem Benehmen nach zu schließen, hier ein gutes Recht des Eintritts zu haben scheint.

„Guten Tag, liebe Frau Pathe," rief das Mädchen der Hausfrau zu, welche in einem breiten Armstuhle sitzend und mit einem kleinen, etwa vierjährigen Knaben beschäftigt der Eintretenden freundlich zunickte und den Willkommenskuß herzlich erwiderte.

„Grüße Dich Gott, liebe Dorothea," sagte die Hausfrau. „Wie lieb ist mir's, daß Du gekommen

bist. Es gehen mir allerlei trübe Gedanken durch die Seele; da ist freundlicher Zuspruch doppelt willkommen."

„Seid Ihr krank, liebe Frau Pathe?" fragte Dorothea theilnehmend. Und sie hatte zu dieser Frage wohl Veranlassung; denn das bleiche Angesicht der Frau Gerhardt, das matte, glanzlose Auge, die sichtbare Hinwelkung und Vertrocknung ihres Körpers und das erschwerte Athemholen ließen allerdings auf eine sehr bedenkliche Krankheit schließen, und für eine dritte Person hätte dies krankhafte Aeußere einer noch nicht vier und vierzig Jahre alten Frau um so mehr auffallen müssen, da die Jungfrau Dorothea als das vollkommenste Bild jugendlicher Frische und blühender Gesundheit ihr gegenüberstand. „Seid Ihr krank?" fragte Dorothea — „oder vielmehr, da Ihr seit längerer Zeit leider schon unwohl seid, ist Euch ein neues Uebel widerfahren?"

„Nein," antwortete Frau Gerhardt schmerzlich lächelnd. „Ich würde auch kaum Kraft haben, ein neues noch auf mich zu nehmen; das alte, liebe Dorothea, drückt schon schmerzlich genug."

„Gute Frau Pathe," sagte Dorothea tröstlich, „Ihr wisset doch, wie Gott bisher in manchem schweren Leide Euch gnädig immer ausgeholfen hat. Hättet Ihr auf einmal Geduld und Hoffnung verloren?"

„Nein, nein," antwortete sie schnell — „dies Unglück wird Gott von mir abwenden. Auch darfst Du nicht glauben, daß ich murre oder klage, aber der Schmerz einer Mutter hat seine Rechte. Heute sind es fünf Mon-

den, daß mein kleiner, lieber C h r i s t i a n seine Augen für immer schloß; und daß ich dabei an die andern d r e i meiner Kinder denke, die schon früher mir der Herr wieder genommen hat, und von welchen das eine sogar fern von hier der Auferstehung entgegenschläft, und daß ich in dieser Zeit Vater und Mutter zu Grabe tragen mußte, — das ist das Recht des Schmerzes und der Trauer. Bricht e i n e Wunde wieder auf, so bluten die andern m i t, und die Thräne einer Mutter benetzt zu gleicher Zeit die Gräber a l l e r ihrer Kinder."

„Gute, liebe, schwer geprüfte Frau," tröstete Dorothea — „wüßte ich nicht, daß Euer Glaube Euch freudig und siegreich über Grab und Tod hinwegträgt, so würde ich bangen um Euch. Aber dennoch vergebet mir, wenn ich Euch bitte, auch an Das zu denken, was Euch Gott noch gelassen hat, an Euren lieben F r i t z, der Euch so verwundert ansieht, als wollte er Euch fragen: Hast du mich nicht mehr lieb, gute Mutter? Denket an Euren guten Eheherrn, der mit Euch dieselben Schmerzen theilt, aber auch denselben Frieden in Gott; denket vor allen Dingen an Euch selbst, an Eure Gesundheit. Schmerzensthränen zehren am Marke des Lebens; wie unglücklich würde Herr Gerhardt, wie beklagenswerth arm und verlassen Euer Söhnlein sein, wenn die Gattin, wenn die Mutter von ihnen ginge. Ach ich bitte Euch, gute liebe Frau Pathe, mäßiget Euren Schmerz um der Lebenden willen."

„Ich weiß, Du meinst es gut, liebe Dorothea," sagte die Hausfrau und setzte mit mildem Lächeln hinzu:

„Ich will Dir folgen, denn Du hast Recht. Auch kam nur plötzlich ein so trüber Geist über mich! Weiß ich doch, daß wir durch viele Trübsale müssen ins Reich Gottes eingehen."

„So höre ich Euch gern," sagte die Jungfrau freundlich. „Das ist die alte liebe Stimme eines gottergebenen Herzens, die schon so oft durch meine Seele gedrungen ist, und die mir heute ganz besonders wohlthut, weil ich ihrer bedürftig bin."

„Du, meine Dorothea?" fragte Frau Gerhardt verwundert. „Wie ist es möglich, daß in Dein so sonnenhelles Glück eine finstere Wolke treten könnte?"

Dorothea erschien von dieser Frage schmerzlich berührt; denn es traten plötzlich Thränen in ihre Augen, und, als ob sie sich derselben schäme, nahm sie schnell den kleinen Fritz auf ihren Schooß und küßte ihn zu wiederholten Malen. „Es muß Dir etwas Uebels widerfahren sein," sagte die Frau Pathe — „willst Du mir es nicht mittheilen?"

„Ach, ich muß wohl," antwortete die Jungfrau. „Hätte ich eine Mutter, so würde ich mein Leid in ihr Herz ausschütten; aber so stehe ich allein —"

„Du erschreckst mich, liebes Kind," fiel Frau Gerhardt ein. „Was ist denn geschehen?"

„Diesen Morgen," sagte nun Dorothea nach einigem Zögern — „ist mein Vater auf das Stadtgericht gefordert gewesen und ist über einige Aeußerungen vernommen worden, in welchen, wie die Leute sagen, Beleidigungen gegen unsern Churfürsten liegen sollen."

„Das ist Verleumdung," sagte die Hausfrau schnell. „Wie käme Dein Vater, ein so ruhiger und friedlicher Bürger, dazu, Beleidigungen gegen den Churfürsten auszustoßen."

„Das ist eben das Unglück," fuhr die Jungfrau fort — „daß mein Vater, wie er mir sagte, wirklich einige Aeußerungen gethan hat, welche von einem böswilligen Herzen übel gedeutet werden können. Es betrifft nämlich den jetzigen Kirchenstreit; und da mein Vater ein eifriger Lutherischer ist, so muß ich wohl glauben, daß er gegen die Reformirten einige kränkende Worte mag haben fallen lassen."

„Ist es das," sprach Frau Gerhardt ermuthigend — „so sorge Dich nicht zu sehr, liebes Kind. Die Reformirten lassen es auch gegen uns Lutherische nicht daran fehlen. Denke an meinen armen, guten Mann; seit Jahren muß er die bittersten Kränkungen und Schmähungen ertragen."

„Ach das ist's auch nicht allein, was mich betrübt," sagte Dorothea — „besonders da mein Vater darüber ganz ruhig ist und er von dem Stadtgerichte auch nur mit der Weisung entlassen worden, künftighin sich zu mäßigen. Aber eben für die Zukunft fürchte ich; und daß i ch die Schuld dabei trage, das ist's, was mich so sehr bekümmert."

„Ich verstehe Dich nicht, Dorothea," sprach die Hausfrau.

„Ach Gott, ich muß Euch Alles sagen, liebe Frau Pathe," rief jetzt die Jungfrau unter neuen Thränen

aus. „Mein Vater hat in Erfahrung gebracht, daß ihn Jemand verrathen hat, nämlich der Geheimschreiber des Herrn Oberpräsidenten, Herr Stolpe; und daß diesen Mann nur die Rachsucht dazu getrieben hat und daß er deshalb fortfahren wird, mich und meinen armen Vater zu verfolgen, das ist mein Unglück."

„Noch verstehe ich Dich nicht," wiederholte die Frau Pathe. — „Was hat dieser Herr Stolpe, der mir ganz unbekannt ist, mit Dir und Deinem Vater zu thun?"

„Nun so hört denn," antwortete die Jungfrau. — „Dieser Stolpe ist seit etwa acht Wochen der böse Geist meines Lebens. Er schrieb damals einen Brief an mich, in welchem er mir die Versicherungen von Liebe und Freundschaft gab, die ich nur für Spott halten mußte, da ich weder ihn noch seinen Namen kannte, ihn weder gesehen noch gesprochen hatte. Das Beßte wäre freilich gewesen, diesen Brief meinem Vater zu übergeben; allein ein unbesiegbares Gefühl von Schaam hielt mich davon ab; ich weinte die bittersten Thränen in meinem Kämmerlein darüber, daß Jemand so ohne Weiteres an mich schreiben könnte und ich prüfte alle meine Worte und Werke, ob ich wohl durch mein Benehmen dazu Veranlassung gegeben hätte. Ich vernichtete den Brief und vergrub die ganze Sache in die Tiefe meiner Seele. Als ich einige Tage darauf bei einbrechendem Abende meine alte Frau Base besuchen will, drängt sich plötzlich ein hagerer, blasser Mann an mich, der mit dem freundlichsten Lächeln, das mir Angst und Schrecken einflößte, sich als den Schreiber jenes Briefes zu erken-

nen giebt. Als ich in das abgemagerte Angesicht und in die kleinen funkelnden Augen sehe, überläuft mich ein Schauer, als hätte eine giftige Schlange mich angeblickt. Ich stieß einen lauten Angstschrei aus und entfloh, so schnell ich nur konnte. Seit dieser Zeit verfolgt mich dieser entsetzliche Mann auf allen meinen Wegen; selbst in unsere Kirche kommt er, obgleich er ein Reformirter ist, und stellt sich mir gegenüber und stört meine Andacht. Nur in unser Haus hat er sich noch nicht gewagt, aber ich zittere, so oft es an die Thüre klopft, weil ich fürchte, daß er es sein könnte. Vor einigen Tagen schrieb er einen zweiten Brief an mich; ich erkannte an der Aufschrift dieselbe Hand. Ich gab dem Boten den Brief zurück und sagte in der Angst meines Herzens, daß ich meinen Vater um Hülfe angehen würde, wenn mir noch einmal ein solcher Brief zukäme. Fühlt Ihr nun, liebe Frau Pathe, daß dieser entsetzliche Mann, den ich von Grund meines Herzens verabscheue, der böse Geist meines Lebens ist? In meine friedlichsten Stunden, in jede Freude, in jede Trauer tritt dieses bleiche Gespenst mit seinen Schlangenblicken und quält mich Tag und Nacht. Noch habe ich mich meinem Vater nicht entdeckt, weil ich mich schäme, daß ich so tief gefallen sein muß, wenn ein solcher Mann sich um meine Gunst bewirbt. Gern wollte ich nun dieses Leid tragen, bliebe es meine eigene Last; aber daß nun dieser fürchterliche Mann Rache an meinem Vater nimmt, das macht mich wahrhaft unglücklich. Rathet mir, liebe Frau Pathe, was soll ich thun?“

„Dich Deinem Vater entdecken,“ antwortete Frau Gerhardt. „Es ist nicht recht, daß Du so lange gegen ihn geschwiegen hast.“

„Ach,“ sagte Dorothea unter Thränen, — „lebte meine gute, selige Mutter noch, es wäre wohl nicht so weit gekommen! Ich bin ein unglückliches Mädchen! Wie tief muß ich in der Achtung meiner Mitmenschen gesunken sein, wenn ein Mann, wie dieser Stolpe, es wagen kann, mich auf offener Straße anzureden?“

„Beruhige Dich darüber, mein Kind,“ tröstete die Frau Pathe. „Wenn die Ehre einer Jungfrau nach den Worten bemessen werden sollte, welche leichtfertige, gewissen- und sittenlose Männer an sie richten, so stünde es schlimm um uns arme Frauen. Wenn die Schamlosigkeit der Welt selbst das Heilige verlästern kann, wie sollte da ein armes, schwaches Weib solchen Verlästerungen entfliehen können! Nein, liebe Dorothea, tröste Dich darüber; wenn dieser Stolpe sieht, daß Du allen seinen schaamlosen Bewerbungen die verdiente Verachtung entgegensetzest, so wird er wohl zuletzt ermüden.“

„Aber die Rache, die er an meinem guten Vater nehmen wird?“ fragte die Jungfrau.

„Fürchte Dich darum nicht,“ fuhr die Frau Pathe fort. „Wir sind unter Gott! Was auch die Menschen Uebels uns thun wollen, Gott kann und wird es immer zum Beßten kehren. Eben höre ich meinen guten Mann kommen; er wird Dich noch besser zu trösten wissen, als ich es vermag.“

„Um Gottes willen,“ bat Dorothea heftig — „thut

das nicht, liebe, gute Frau Pathe. Erzählt ihm kein Wort davon! Die Schaam vor ihm würde mich tödten, wenn er Solches wüßte. Ich könnte es allen, allen Menschen erzählen, nur gerade ihm nicht."

„Sonderbares Kind," sagte die Hausfrau mit Lächeln den Kopf schüttelnd.

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein Mann trat ein, der den beiden Frauen ein lieber Gast war. Sein volles, rundes Angesicht, das kurze Bärtchen an Kinn und Oberlippe, das lange, in Locken auf die Schultern herabfallende Haupthaar, welches von einem eng anliegenden schwarzen Käppchen so wenig gedeckt wurde, daß die breite, freie, erhabene Stirn in ihrer ganzen Würde hervortrat, dazu das dunkle, mild leuchtende Auge, aus welchem eine träumerische Gutmüthigkeit und die kindliche Reinheit eines von dem Frieden des Herrn berührten Herzens hervorleuchteten, dies Alles trat wie eine sichtbare Seele aus dem Wesen des Mannes heraus und einte im Herzen des Beschauers mit einer unantastbaren Ehrfurcht einen so freundlichen Ernst, daß es innige Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu gleicher Zeit erweckte, wo dieser Mann nur erschien und gefühlvolle Herzen fand. Dies war der fromme Sänger der Liebe Gottes und unsers Herrn, der Diaconus Paul Gerhardt. Kaum hatte er den Fuß in das Zimmer gesetzt, als Friedrich den Schoos Dorotheens verließ und nach der Thüre mit den Worten eilte: „Lieber Papa" und seine Kniee umschlang.

„Gott schütze Dich, mein guter Fritz," sagte der

Vater und hob den Knaben zu sich heran und küßte ihn. Dann trug er ihn zu Dorotheen zurück und sagte lächelnd: „Nimm Dich in Acht, liebe Dorothea, daß Dir nicht Jemand anders so schnell und ohne Abschied entläuft, wie dieser undankbare Knabe, dem Du gewiß nur Liebes und Gutes gethan hast."

Die Jungfrau erröthete über und über und verbarg ihr Angesicht auf des Knaben Brust. Dann nahte Gerhardt seiner Gattin, küßte sie auf die Stirn, nahm ihre Hand und fragte: „Wie geht es Dir jetzt, mein gutes Weib?"

„Gut, lieber Herr," antwortete sie freundlich. „Was sollte mir fehlen, wenn ich Euch Beide noch habe und weiß, daß Ihr mich lieb habt. Fritz hat schon oft nach Euch gefragt. Ihr mußtet ihm doch heute etwas zu lange ausgeblieben sein, und fast möchte ich ihm beistimmen."

„Ihr guten Seelen," sagte Gerhardt. „Gott erhalte Euch mir! Siehst Du, Dorothea" — fuhr er dann zu dieser gewendet fort — „die Leute in der Stadt halten mich immer für arm, aber bin ich nicht ein reicher, reicher Mann? Wie geht es Deinem Vater, liebes Kind?"

„Ich danke Euch, lieber Herr Pathe," antwortete Dorothea in sichtbarer Verlegenheit. — „Er sprach davon, Euch heute oder morgen zu besuchen; es ist ihm ein kleines Aergerniß begegnet."

„Ich weiß es bereits," entgegnete der Diaconus. „Meister Liebrecht war vorhin bei mir, und hat mir den

Vorfall mitgetheilt. Die Sache wird wohl weiter keine Folgen nach sich ziehen, obschon die Reformirten eben jetzt alle Segel spannen, uns Lutherische in Schrecken zu setzen. Es ist eine ganz eigene, selige Freude, um seines Glaubens willen verfolgt zu werden und eine volle, überreiche Erfüllung des Wortes unsers Herrn: Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Denn sie sind nicht blos selig, wenn sie getröstet werden, sondern schon selig, während sie ihr Leid noch tragen. Nur wer sich auf Menschentrost und Menschengunst verläßt, steht auf gar schwachem und gebrechlichem Grund und Boden."

„Darf ich Euch hier tadeln, lieber Herr?" fiel die Hausfrau lächelnd ein. „Ich gebe auf Menschengunst doch sehr viel und zwar mein ganzes Erdenglück. Nicht wahr, lieber Herr, Ihr liebt mich und unsern Fritz; wir Beide sind glücklich in Eurer Gunst und Liebe; sollten wir uns nun nicht mit ganzem Herzen darauf verlassen?"

„Maria," antwortete Gerhardt lächelnd — „Du willst auf diese Weise am Schnellsten zum Siege kommen! Aber," fuhr er fort, und man sah es seiner freundlichen Miene an, daß er den Streitpunkt mit heiterem Sinne verhandeln wollte — „hast Du mich denn so weit geprüft, daß Du mir eine Schwachheit, eine Treulosigkeit gar nicht zutrauen könntest? Bin ich nicht auch ein Mensch, der seinen Sinn ändern und straucheln und fallen kann? Wie nun, Maria, wenn mir eines Tages die Sorge um Euch zu unbequem würde, wenn ich's für gerathener hielt, Euch zu verlassen? Was könnte

mich daran hindern? Etwa mein Schwur am Altar? Ach, der thut es nicht allein, mein gutes Weib, auch die Kinder thun es nicht, welche man so gern das veste Liebesband um älterliche Herzen nennt. Denn giebt es nicht viel Streit und Zwietracht in Familien, viele treulos verlassene Gattinnen und Mütter trotz des Schwures am Altare und trotz der Kinder, die Gott den Aeltern gegeben hat? — Wenn nun das menschliche Herz im Allgemeinen solchen Wankelsinnes fähig ist, warum nicht auch das meine?"

„Nein, Gerhardt, das könnet Ihr nicht," sagte die Gattin mit tiefem Ernste.

„Nun," fuhr Gerhardt freundlichst fort — „Gott wolle mich auch in Gnaden vor solcher Sünde behüten und mir den unziemlichen Scherz vergeben, mit welchem ich Dich betrübt habe, mein gutes Weib. Aber sage mir, worin liegt es, daß wir Beide eine solche Treulosigkeit unter uns nicht für möglich halten? Darin allein, liebe Maria, daß wir noch einen Dritten zum Freunde haben, der unsere Herzen in Liebe zusammenhält, nämlich unsern lieben Herrn. Wenn wir uns also gegenseitig auf unsere Liebe verlassen, so heißt das soviel, daß wir die veste Hoffnung auf den Beistand des Herrn dazu haben, der bei uns, in uns, und um uns bleiben wird. Wer sich aber auf Menschengunst verlässet, so wie es die heilige Schrift nimmt, der denkt wenig oder gar nicht daran, daß er und alle Andern, auf welche er sich verlässet, umsonst bauen und arbeiten, wenn der Herr nicht mit Hand an's Werk legt. Men-

schengunst ist nur dann ein guter und sicherer Grund, wenn das Menschenherz vom Geiste Gottes geheiligt, genährt und getragen wird. Nun, Maria, verdiene ich noch Deinen Tadel?"

„Ich wußte es gleich, lieber Herr, daß Ihr die Sache so zu Ende bringen würdet," antwortete die Gattin freundlichst, indem sie ihres Gatten Hand an ihre Brust legte.

Jetzt wurden plötzlich ungewöhnlich veste Schritte in der Hausflur und auf den Treppen laut. „Das ist unser lieber Herr E b e l i n g," rief Gerhardt schnell und fröhlichen Tones aus. — „Es hat Niemand solchen Schritt, als er." Und als jetzt die Thüre aufging und ein Mann in mittlerer Größe und in einem Alter von etwa fünf und dreißig Jahren, etwas wohlbeleibt und mit einem Angesichte voll blühender Gesundheit herein- trat, rief der Hauswirth diesem entgegen: „Dachte ich's doch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr es sein müsset. An Eurem Schritte werdet Ihr Euch nie ver- leugnen können —" setzte er scherzend hinzu und drückte mit alter Vertraulichkeit die dargebotene Hand.

„Zuvörderst meinen gehorsamsten guten Abend, meine vielgeehrtesten Freunde und respective Jungfer Dorothea" — sagte der Eingetretene mit feierlichem Ernste — „und sodann meine freundschaftlichste Bitte um geneigte Entschuldigung meines späten Eintrittes und dann zum Dritten Euch, ehrwürdiger Herr, Gön- ner und Freund die Antwort: Die Schritte eines Mu- sikdirectors sind immer nach dem Tacte bemessen, weil

ein ehrsamer Musicus im Gehen am Liebsten componirt; denn das Tempo macht sich da von selbst. Somit habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, meinen Schritt verleugnen, hieße: verleugnen, daß ich der berlinischen Hauptkirchen Musikdirector bin."

„Ihr seid doch ein glücklicher Mann, Herr Ebeling," sagte die Hausfrau freundlich. „Ich glaube, ich habe Euch noch niemals trüb' und traurig gesehen; Ihr würdet wohl selbst das Unglück, nicht wie andere Christenleute, still und ruhig ertragen, sondern hinwegscherzen."

„Nun wenigstens hinwegmusiciren," antwortete Ebeling — „genau so wie es Euer Herr und Gemahl hinwegsingen würde. Nicht wahr, mein alter Freund, die Musiker und Poeten sind freie, kühne und mächtige Leute, an welche sich das Unglück gar nicht wagt, weil es mit ihnen nichts ausrichten kann?"

„Fordert das Unglück nicht heraus!" entgegnete Gerhardt lächelnd — „es möchte uns sonst an einer Stelle angreifen, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten."

„Meinet Ihr?" fragte der Musikdirector mit ungläubiger Miene. „Das Reich und die Macht des Gesanges dürften doch wohl, wie das Exempel lehret, auch in der schwersten Prüfung bestehen. Ihr wisset ja, selbst im feurigen Ofen erhoben die drei Männer ihre Stimmen und sangen dem Herrn ein fröhliches Loblied. Eben im Feuer der Trübsal singen Poeten und Musiker am Ergreifendsten, weil sie selber ergriffen sind." —

„Ich will Euch nur lieber gleich jetzt Recht geben,“ sagte Gerhardt lächelnd — „denn ich weiß, Ihr würdet mich doch so lange in die Enge treiben, bis Ihr mich gefangen hättet. Doch was führt Euch zu uns, alter Freund?“

„Die Freude, der Dank,“ antwortete Ebeling — „oder vielmehr die liebe sündliche Eitelkeit.“ — Und dabei zog er aus der breiten Tasche seines langschößigen Rockes ein langes, zusammengerolltes Papier, zog es auf, rollte es dann auf die andere Seite, um die Fläche wieder herzustellen und sagte: „Da habe ich so eben ein Lied von Euch vollendet, und zwar in so lieblicher Melodie, daß ich mich selbst darüber freue, und daß ich heute nicht eher zu Bette gehen kann, als bis ich Euch das Lied vorgesungen und vorgespielt habe.“

„Welches Lied?“ fragte Frau Gerhardt.

„Es ist ein Loblied auf die Frauen im Allgemeinen,“ antwortete der Musikdirector mit verbindlicher Verbeugung — „und zunächst ein Loblied auf Euch selbst, ehrsame Hausfrau, und zuletzt ein Vorbereitungslied für meine liebe Schülerin, Jungfer Dorothea, welches jedenfalls an ihrem Hochzeitstage von mir aufgeführt werden soll.“

„Ist denn dieser Tag so nahe?“ fragte Frau Gerhardt und fuhr dann, als sie merkte, daß Dorothea durch den Scherz des Musikdirectors in schmerzliche Verlegenheit gesetzt worden war, also fort: „Ihr solltet heute nicht scherzen, Herr Ebeling. Dorothea hat wohl

Ursache betrübt zu sein; Ihr Vater ist der Beleidigung unsers Churfürsten angeklagt —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach sie Ebeling schnell — „ich war ja selbst dabei, und," fuhr er dann zu seiner Schülerin gewendet fort: „Seid darum nicht traurig, liebe Jungfer. In der ganzen Stadt glaubt Niemand daran, daß es dem Oberpräsidenten mit seiner Strenge Ernst ist. Euer alter, lieber, guter Vater steht in zu großer und verdienter Achtung bei Vornehm und Gering, als daß unser gnädigster Präsident uns Allen ein so großes Herzeleid anthun könnte. Darum seid fröhlich und getrost und lasset auf Eure traurenden Blicke die Sonne einer frohen Hoffnung scheinen. Ihr müsset das ja, als meine Schülerin in der Musica wissen, daß wir solche Dinge eine trügerische Cadenza nennen, das heißt ein künstlicher und unerwarteter Schluß mit gestörtem Dreiklange; es dauert aber nicht lange, so löset sich dieser Knoten wieder gar freundlich auf und die Aria fließet noch eine Zeit lang desto feuriger und kräftiger fort, bis sie zu ihrem wohlvorbereiteten Ende kommt. Nicht wahr, liebe Jungfer, Ihr verstehet mich, was ich sagen will?" — Und dabei legte er mit alter, fast väterlicher Vertraulichkeit seine Hand auf der Jungfrau Stirn und setzte noch hinzu: „Nunmehr schlaget Eure freundlichen Augen wieder auf und nehmet Eurem alten Lehrer nichts für ungut."

Die heitern, tröstlichen Worte des Musikdirectors machten auch auf Dorothea einen solchen wohlthuenden Eindruck, daß sie den Ausdruck eines trauernden Her-

zens mit dem eines in Hoffnung neu gestärkten vertauschte und antwortete: „Meine liebe Frau Gerhardt hat Recht, Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Ebeling.“ —

„Und glücklicher noch,“ setzte er verbindlich hinzu — „wenn Ihr nicht mehr traurig seid. Und nun lasset mich auf mein schönes Frauenloblied zurückkommen, das ich eine treue Copia dieses häuslichen Lebens nennen muß. Denn wenn Herr Gerhardt in Euch, ehrsame Hausfrau, nicht das Exempel vorgefunden hätte, würde er sicherlich nicht so lieblich gesungen haben. Das Lied betitelt sich: Der wundervolle Ehestand.“

„Ei, ei, Herr Ebeling,“ warf die Hausfrau mit Lächeln ein, das freilich auf ihrem bleichen, welkenden Angesichte mehr eine süße, freundliche Wehmuth war — „da schlagt Ihr Euch ja mit Euren eignen Worten. Wenn es wahr ist, daß mein Herr und Gemahl den Ehestand nur deshalb so lieblich besingen konnte, weil er in glücklicher Ehe lebte, wie mögt Ihr da eine liebliche Melodie dazu setzen können, da Ihr ein alter, griesgrämiger Junggeselle seid?“

„Ihr irrt Euch, liebe Frau,“ antwortete Ebeling schnell, auf den Scherz eingehend. — „Ich bin schon seit vielen, vielen Jahren verheirathet und führe eine über alle Maßen glückliche Ehe, die selbst der Tod nicht lösen, sondern nur mit einer trügerischen Cadenza unterbrechen kann. Mein Eheweib heißt nämlich: Frau Musica, und ich denke, die soll mir bis in den Himmel folgen, wenn anders Gott mich nicht zu gering hält,

ihn einst am Throne seiner Herrlichkeit in Gemeinschaft mit den Engeln zu besingen. Doch hört nun mein Lied."

Und nachdem er sich an das Clavier gesetzt hatte, begann er ein kurzes, einfaches Vorspiel und sang dann mit einer angenehmen Baßstimme:

Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunst,
Voller Labsal, Trost und Saft,
Voller Wunder, sag' ich noch,
Ist der keuschen Liebe Joch.

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hierbevor gekannt,
Auch sonst im Geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

„Nun sagt aufrichtig, mein theurer Freund," unterbrach sich hier Ebeling, zu dem Dichter gewendet — „wie gefällt Euch die Melodie zu diesem Euren lieblichsten Liede, das Ihr jemals gemacht habt?"

„Die Melodie ist allerdings recht artig," antwortete Paul Gerhardt — „und dem Gegenstande ganz angemessen. Aber, lieber Freund, Ihr erzeiget meinen geringen Liedern zu viel Ehre." —

„Das weiß Gott, daß Ihr da nicht Recht habt," entgegnete Ebeling schnell. — „Denn Alles, was Ihr dichtet, ist so natürlich, daß ein Jeder sogleich eine Melodie dazu machen kann. Höret nur den Vers:

Laß zusammen, was Gott fügt;
Der weiß, wie's am Beßten sei;
Unser Denken fehlt und trügt,
Sein Gedank' ist Mangel frei.
Gottes Werk hat vesten Fuß,
Wenn sonst Alles fallen muß.

„Ich frage Euch, ist das nicht Alles so kräftig, jedes Wort so bestimmt, der Gegensatz stets so bedeutsam herausgehoben und durch und durch so melodisch, daß man den Vers nicht sprechen kann, ohne im Herzen dazu zu singen? Denn höret nur weiter" — fuhr der begeisterte Musicus fort, der es ganz zu vergessen schien, daß der Dichter nicht nöthig habe, seine Lieder erst durch Andere kennen zu lernen — „höret nur weiter den herrlichen Vers:

Geht's nicht all'zeit, wie es soll,
Ist doch diese Liebe still,
Hält sich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es sei des Herren Will'
Und versichert sich mit Freud'
Einer künftig bessern Zeit.

„Ist das nicht Alles gerade so, wie es sein muß, wenn es Herz und Seele ergreifen soll? Gäbe es ein menschliches Herz, in welches sich dieses Lied nicht einschmeichelte, und zwar nicht meiner Melodie wegen — denn wie ich Euch schon sagte, zu solchem Liede macht ein Jeder, der nur singen kann, eine Melodie — sondern der überaus herrlichen Worte wegen, so sagte ich kecklich: das ist ein Herz von Stein! Ihr hättet, lieber

Freund, dies Lied: Brautlied betiteln, und es etwa unsrer lieben Jungfer Dorothea widmen sollen. Das wäre der rechte Titel und zugleich die rechte Empfehlung. Doch was Ihr nicht gethan habt, das wird wohl das Volk selber machen.*)

Die freundlichen Worte Ebelings machten einen verschiedenen Eindruck auf seine Zuhörer. Während die Hausfrau lächelnd der begeisterten Rede des Musikdirectors zunickte, als wolle sie sagen, daß sie von ganzem Herzen in das ihrem Eheherrn gespendete Lob mit einstimme, überzog Gerhardt's Angesicht ein flüchtiger Aerger, und nahm die Miene Eines an, der sich eines Lobes schämt, weil er fühlt, es nicht verdient zu haben. Dorothea dagegen wendete sich still nach dem Fenster und verdeckte ihre Augen mit dem Tuche. Es mochte dem armen Mädchen, dessen Herz von tausend widerstreitenden Gefühlen zerrissen zu sein schien, eben Recht sein, daß Niemand ihre stillen Thränen bemerkte, und daß Gerhardt mit seinem kleinen Sohne, den er eben auf den Arm genommen hatte, beschäftigt zu Ebeling sagte: „Ihr thut mir wahrlich zu viel Ehre an, alter Freund, und ich muß mich ernstlich dagegen verwahren. Denn ist das Lied wirklich so schön, als Ihr meinet, so

*) Otto Schulz in seiner Ausgabe von Paul Gerhardt's geistlichen Andachten (Berlin, 1842) versichert, daß dieses aus siebzehn Versen bestehende Lied ehemals in manchen Gegenden sehr gebräuchlich als Tischlied bei Hochzeiten gewesen oder auch auf dem Kirchwege zur Trauung gesungen worden sei (S. 270). Es eignet sich wohl auch kein besseres dazu.

sind es ja nicht meine eigenen Worte, obgleich sie meine Hand niedergeschrieben hat, sondern sie sind die Sprache meines zu Gott dankbaren und fröhlichen Herzens, daß er mir ein so treues, liebes und frommes Weib gegeben hat, wie meine Maria ist. Ja, mein gutes Weib," — und mit diesen Worten gab er den kleinen Friedrich, der die Händchen nach der Mutter ausstreckte, dieser zurück und küßte sie auf die Stirn — „dies Lied ist der Dank zu Gott für Dich und unser liebes Kindchen, das er mir durch Dich gegeben hat, und ist der Ausdruck meiner süßesten Hoffnung, mit welcher ich für mich und die Meinen an das selige Leben im Himmel denke. Daher bitte ich Euch, lieber Ebeling, singet mir noch den letzten Vers; denn der ist mir selbst im ganzen Liede der erfreulichste."

„Ja, den singe ich Euch noch," antwortete der Musikdirector mit gerührter Stimme — „und bitte Euch nur, daß Ihr zu den frommen Kindern, von welchen Ihr in diesem Verse redet, auch mich mit rechnen möget. Denn wenn ich auch allein einst dort ankomme, und nicht, wie Ihr, mit Weib und Kind, so kann ich doch an Vaters und Mutter Hand vor Gottes Thron treten. Doch Ihr wollt den Vers hören." Und mit einer bewegten Stimme spielte und sang der Musikdirector:

Endlich, wenn nun ganz vollbracht,
Was Gott hier in dieser Welt
Frommen Kindern zugedacht,
Nimmt er sie ins Himmelszelt
Und drückt sie mit großer Lust
Selbst an seinen Mund und Brust.

Als Ebeling hier schwieg und das Nachspiel vollendet hatte, wendete sich Frau Gerhardt an ihn und fragte: „Lieber Herr, Ihr seid ein so freundlicher, guter Mann, und würdet ein gutes Weib glücklich gemacht haben. Saget mir nun, warum verlebet gerade Ihr Eure Tage so einsam und sucht Euch nicht ein Herz, daß Ihr liebt und das Euch vertraut?"

„Meinet Ihr" antwortete Ebeling ernster, als bisher — „ich fühlte meine Einsamkeit, meine Verlassenheit nicht auch selbst? Ich habe bisher oft genug dafür gebüßt, daß ich wähnte, Gott habe mir zu meinem Lebensglücke nur einen Weg gebahnt, und daß ich nicht mit seiner Hilfe einen zweiten versucht habe. Ich bin nun zu alt, um noch ein Herz zu finden, das sich mir vertrauen und meine Schwachheiten tragen will. Ich weiß auch keins, — oder vielmehr, ich weiß eins, und darf es und werde es nie sagen. Doch das gehört nicht hierher."

„Ich verstehe nicht, was Ihr damit sagen wollt," äußerte die Hausfrau.

„Ihr Herren Theologen seid an Allem Schuld," rief Ebeling eifrig und mit drolligem Ernste aus, während eine wehmüthige Erinnerung in seinen Mienen sich abdrückte. — „Ja, die Geistlichkeit ist Schuld daran."

„Ei, ei, mein theurer Freund," sprach Gerhardt — „das ist eine schwere Anklage gegen uns arme Geistliche, die wir ohnedies genug zu leiden haben. Unser Amt ist es ja eben, die Herzen zum ehelichen Lebensglücke ein=

zusegnen; wie können wir da das Gegentheil verschulden?"

„Ja, ja," fuhr Ebeling fort — „ich muß doch dabei bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr mir böse würdet. Ja, ich bleibe dabei, daß ich in meinen einsamen Stunden, wo ich selbst mit meiner süßen Freundin, der Frau Musica, wenn auch nur auf kurze Zeit in Disharmonie lebe, Euch Herren Geistlichen eben keine Lob- und Dankpsalmen singen kann. Denn hättet Ihr in Gottes Wort nicht Euer eigen Wort hineingelegt, so hätte ich heute Weib und Kind, und müßte nicht bei meiner Rückkehr in mein Kämmerlein in den Spiegel sehen, um nur ein menschliches Angesicht in meiner einsamen Zelle zu entdecken."

„Ich weiß, daß Ihr mir nicht wehthun wollt," sagte Gerhardt ruhig — „denn ich wüßte nicht, wie gerade ich oder Einer meiner lieben Collegen Euch ein Unrecht zugefügt hätte. Indeß erlaubt mir" — setzte er lächelnd hinzu — „daß ich Euch den vorhin über mich errungenen Sieg wieder entreiße. Ich sagte Euch, Ihr könntet wohl auch an einer Stelle angegriffen werden, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten. Das wolltet Ihr mir nicht zugeben, und besiegtet mich durch den Gesang der drei Männer im Feuerofen. Nun aber habt Ihr eben selbst gestanden, daß Ihr doch zuweilen mit Eurer Frau Musica in Unfrieden lebt."

„Ja, und das eben durch die Schuld der Geistlichen," versicherte Ebeling mit halbscherzendem Trotze.

„Sagt mir, ist's nicht traurig, wenn von Denen, die Frieden predigen sollen, Unfriede ausgestreut wird?"

„Löset mir das Räthsel," fiel die Hausfrau bittend ein. — „Denn Ihr scheint theils gegen den Ehestand, theils und noch mehr gegen die Geistlichen erzürnt zu sein. Und in beiden Fällen wäret Ihr mein Widersacher; denn ich danke Gott eben so herzlich, daß ich eines guten Gatten Weib und glückliche Mutter meines Kindes bin, als daß mein Eheherr eben ein Geistlicher ist."

„Ich muß nun wohl, da Ihr mich also dränget," antwortete Ebeling. — „Ihr wisset, ich bin eigentlich ein Fremdling in dieser Stadt, aber bald ein wohlaufgenommener Freund und Bruder geworden. Als nun der hochlöbliche Rath dieser Stadt mich zum Musikdirector seiner beiden Hauptkirchen ernannt hatte, vermeinte ich, daß es nun Zeit sei, mir eine liebe Hausfrau auszusuchen. Das gelang mir auch bald und zwar durch Vermittelung meiner lieben Frau Musica. Aber mein Unglück wollte, daß die Liebste meines Herzens wohl dieselbe Liebe, — denn so meinte ich — doch nicht denselben Glauben mit mir theilte. Als ich nun mit ihr einig geworden war, trug ich meine Sache ihrem Vater vor und bat um seinen Segen. Aber der wurde mir zum Unsegen. Nämlich das Unglück in dieser Sache war die Verschiedenheit der Religion; es war dem Vater meiner Auserwählten nicht Recht, daß ich ein Lutherischer bin, während er zu den strengsten Calvinisten gehörte. Statt mir daher auf meine Bitte und Anfrage mit Ja oder Nein zu antworten, fragte er mich ernst-

lich, ob ich, wie die übrigen Lutherischen, glaube, daß man im heiligen Abendmahle Leib und Blut Christi wahrhaftig genieße, daß die zwei Naturen in Christo vereinigt, oder daß die menschliche in die göttliche verwandelt worden sei, und daß Christus für Alle gestorben und daß auch den Unbußfertigen die Vergebung der Sünden und das ewige Leben theilhaft werde, und daß des Menschen Thun und Lassen nur von der göttlichen Erwählung herkomme? Und da ich ihm entgegnete, daß ich allerdings kein Religionsmenger, sondern ein guter Lutherischer sein möchte, und was zum Beispiel die göttliche Erwählung betreffe, gerade diese Lehre mich glücklich mache, weil ich darnach auch glauben müßte, daß meine Ehe mit seiner Jungfer Tochter im Himmel geschlossen sei, erklärte er mir vest und bestimmt, daß er mir seiner Tochter Seelenheil nicht anvertrauen könne; denn diese halte eben so vest und beharrlich, wie er selbst, daran, daß Gott einen Theil der Menschen, ohne alles Ansehen der Sünde, der Unbußfertigkeit und des Unglaubens zur ewigen Höllenpein bestimmt habe, und daß Christus keineswegs für alle Menschen gestorben sei, und was er sonst noch sagte. Da er nun so hart darauf hielt, und ich ohnedies bemerken wollte, daß meine Auserwählte nicht mit gar besonderem Eifer sich meiner Sache annahm, so dachte ich: Es soll nicht sein! und gab meine Hoffnungen auf, oder vielmehr, ich ging als ein abgewiesener Freiersmann von dannen. Später merkte ich wohl, daß ich meiner Liebsten Unrecht gethan; denn mein Rücktritt soll sie sehr geschmerzt ha-

ben, und wenn sie sich einige Jahre darauf dennoch verheirathete, so geschah es nur auf Befehl ihres Vaters. Das nagt zuweilen an meinem Herzen und Gewissen! Und nun bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr und Freund, sind nicht die Geistlichen daran Schuld, daß ich so einsam und verlassen hinlebe? Sollte die Liebe nicht stärker sein, als der Glaube? Steht nicht sogar in der Schrift, daß von den Dreien: Glaube, Liebe, Hoffnung die Liebe die größte sei? Und haben diesen ganzen Unterschied, der zwischen den Reformirten und Lutherischen besteht, nicht die Menschen selbst erst gemacht, und zwar die Geistlichen?"

„Ihr thut uns Unrecht," entgegnete Gerhardt mild. „Es ist wahr, Luther und Zwingli und besonders Calvin später haben den Bruch zwischen den Protestanten verursacht, aber nicht aus menschlichem Eigenwillen oder bloßer Streitlust, sondern weil ihr Verständniß des Evangelii es ihnen nicht anders erlaubte. Auch hätten diese drei allein nimmermehr eine solche Spaltung unter Millionen Christen hervorrufen können, wenn diese selbst nicht, und zwar aus eigener Ueberzeugung, sich zu ihnen geschlagen hätten. Das ist kein Zwang von Außen, und der ganze Uebertritt unsers churfürstlichen Hauses von den Lutherischen zu den Reformirten ist ein neuer Beweis, daß nicht die Geistlichen, sondern die Gewissenhaftigkeit jedes Einzelnen in der Gemeinde den Unterschied vesthält. Das ist nun einmal Glaubenssache, lieber Ebeling, und wenn der Glaube, so wie er in Worte gefasset ist, nicht blos leere Formel, sondern ein Ab- und

Ausdruck des ganzen innern Menschen ist, und des Christen ganzes Leben und Handeln und Hoffen sich darnach regelt, so ist es allerdings jedes rechtschaffenen Christen Pflicht, auf seinen Glauben zu leben und zu sterben und um seines Glaubens willen auch die größten Opfer zu bringen. Denn was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde, sagt Paulus."

„Ich bin ein viel zu geringer Theolog," antwortete Ebeling — „oder vielmehr ich bin gar keiner, und kann also mit Euch nicht darüber rechten, besonders da auch ich als ein guter lutherischer Christ leben und sterben will. Aber zuweilen kommt mir doch der Gedanke bei, daß unsers großen Churfürsten Absicht und Wille, Frieden und Vereinigung zwischen beiden Partheien herzustellen, sehr löblich sei und daß es ihm auch gewiß noch gelingen werde."

„Glaubt das nicht, mein lieber Freund," sagte Gerhardt mit ernstem Kopfschütteln. — „Das wird dem Churfürsten nimmermehr gelingen, besonders wenn er fortfährt, so hart gegen die lutherischen Prediger einzuschreiten. Die äußere Macht in solchen Sachen schadet eben da, wo sie nützen will. Soll eine Vereinigung kommen, was Niemand inniger wünschen kann, als ich, so kommt sie nicht aus menschlichen Gesetzen, nicht aus fürstlichen Geboten, sondern allein aus dem Segen des Wortes Gottes selbst. Und diese Zeit kann kein Kaiser und kein König mit all' seiner Macht herbeiführen, sondern der Herr allein hat sie sich seiner Christenheit vorbehalten."

„So wäret also auch Ihr im Stande," fragte Ebeling — „in Eurem Glauben auch nicht eines Buchstabens zu weichen und lieber alle Gefahren und Leiden über Euch ergehen zu lassen?"

„So wahr ich hoffe selig zu werden, Ja!" — antwortete Gerhardt vest und mit Würde. — „Ich spreche hier mit unserm Gottesmanne Luther:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's keinen Gewinn;
Das Reich Gottes muß uns bleiben!

„Ich fürchte, wir gehen einer schlimmen Zeit entgegegen," äußerte der Musikdirector, als eine kleine Pause eingetreten war, in welcher Gerhardt mit seinem Söhnlein spielte — „Gott wende es Alles zum Beßten." —

„Einer schlimmen Zeit?" wiederholte Gerhardt lächelnd. — „Ich kenne nur eine schlimme Zeit, und und das ist die Zeit eines allgemeinen Abfalles vom Glauben, die Zeit völligen Unglaubens, wovor uns Gott in Gnaden behüten möge; denn das wäre die Zeit des wahren Elendes, nämlich der entsetzlichsten Sittenlosigkeit. Wer aber um seines Glaubens willen Leiden und Gefahren erduldet, der ist nicht unglücklich; denn er weiß, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen. Nicht wahr, liebe Jungfer Dorothea?"

„Ach, wie wohl solche Rede meinem Herzen thut, kann ich Euch nicht beschreiben," antwortete das Mäd-

chen mit einem Lächeln der Wehmuth. — „Ich hätte nicht geglaubt, daß es schwere Prüfungen geben kann, welche schon vorher, ehe sie noch überwunden sind, so glücklich machen können.“ Und dabei reichte sie dem lieben, frommen Manne mit dem freundlichsten Danke die Hand.

Ebeling, der während der letzten Rede Gerhardt's ernst und bedächtig vor sich hingeblickt hatte, fuhr aus diesem seinen stillen Selbstgespräch jetzt plötzlich auf und sagte: „Mein ehrwürdiger Freund, Ihr sprecht dies Alles mit solcher Freudigkeit aus, daß ich mich meines vorigen Scheltens und Klagens, so wenig ernst es auch gemeint war, doch herzlich schäme, und Euch hiermit um gütige Verzeihung bitte. Diesmal“ — setzte er lächelnd hinzu — „hat der Dichter über den Musikus gesiegt. Und nun sagt mir einmal, nennt man nicht Diejenigen, welche Frieden zwischen den Reformirten und Lutherischen stiften wollen, Synkretisten?“

„Allerdings,“ versicherte Gerhardt — „und zwar sind es Die, welche in ihren Schriften haben erweisen wollen, daß alle Lehren, in welchen die Lutherischen von den Reformirten abweichen, nicht zu den Grund- und Hauptstücken des Evangeliums gehörten: — eine Treulosigkeit und zugleich eine Unkenntniß in Glaubenssachen, die nicht einmal von Laien, vielweniger von Geistlichen ausgehen sollte.“

„Nun,“ fuhr Ebeling lächelnd fort — „wie wär's, mein theurer Freund, wenn wir Beide zusammen trotz-

dem Synkretisten würden? Ihr sehet mich verwundert an, und rechnet mich sicherlich zu den Treulosen und Unwissenden; aber ich meine einen Synkretismus nicht in Glaubenssachen, sondern in der heiligen Kunst. Stehet Ihr auch, als Sänger der Liebe unsers Herrn, so hoch über mir, daß ich nicht werth bin, Euch die Schuhriemen aufzulösen, so habe ich mich doch in Eure Lieder so verliebet, daß sie von selbst in mir zu Melodieen werden, und ich dann oft meine, ich hätte die Lieder selber gemacht, weil sie so ganz und gar meine innerste Herzensmeinung aussprechen. Und da nun ein gutes, geistreiches Lied, mit einer angenehmen und wohl disponirten Melodie gleichsam eine doppelte Schnur ist, welche die Andacht und den Eifer des innerlichen Menschen mit dem äußerlichen desto mehr und vester verbindet, so wollte ich Euch freundlichst gebeten haben, mir außer denen, die ich schon habe, nach und nach alle Eure geistlichen Lieder und Andachten zu überantworten, damit ich sie in Musik setzen und zuletzt durch den Druck der großen Welt mittheilen kann."

„Herzlich gern," antwortete Paul Gerhardt — „wenn Ihr anders meinet, daß meine geringe Gabe wohlgefällig aufgenommen werde." Dann fuhr er lächelnd fort: „Wenn Ihr dabei einen Synkretismus herstellen wollt, so dürft Ihr nicht so gering von Euch und nicht so groß von mir denken, sondern Euch und mir geben, was Recht ist. Wir Beide singen zur Ehre Gottes aus der von Gottes Gnade uns verliehenen Kraft. Wollt Ihr solchen Synkretismus, so bin ich's von gan-

zem Herzen zufrieden, und reiche Euch darauf die Bundeshand."

„Ihr wisset doch immer die beßte Deutung, mit der Ihr das Herz treffet," sagte Ebeling und drückte warm und innig die dargebotene Hand. — „Und nun erlaubt mir, Euch einen guten Abend zu wünschen."

„Noch Eins, lieber Herr Musikdirector," rief die Hausfrau diesem freundlichst nach: — „Ihr sagtet vorhin, es sei Euch mit Eurer Klage kein rechter Ernst gewesen. Heißt das nun so viel, als daß es Euch mit Eurer Liebe überhaupt und mit Eurer Reue über Euren allzuschnellen Rückzug kein rechter Ernst gewesen sei?"

„Wie ihr Frauen doch so streng und aufmerksam in diesen Dingen seid," antwortete Ebeling lächelnd. „Solltet Ihr nicht vielmehr Mitleid haben mit einem alten Junggesellen, der froh ist, wenn er das Elend seines einsamen Lebens einmal hinwegscherzen kann? Und wäre es auch nur mit einer Lüge, womit er sich und Andere täuschen will."

„Nun das gefällt mir besser," entgegnete Frau Gerhardt mit freundlich bewegter Stimme. „Ihr Herren habt vorhin Viel von Synkretismus gesprochen, und so viel ich davon verstanden habe, meint Ihr darunter die innige Verbindung zwischen Poesie und Musik. Wisset Ihr, daß auch dazu noch ein Drittes oder vielmehr ein Erstes fehlt, und ohne welches all' Euer Dichten und Musiciren umsonst ist? Es fehlt Euch noch die Liebe, und zwar sowohl zu Gott und unsern Herrn, wie zu den Menschen, deren Herzen und Seelen Gott

selbst vereinigt hat. Und wollt Ihr das nicht überall Liebe nennen, so doch herzliche Achtung vor jedem Frauenherzen, das um des Mannes willen oft gar viele heimliche Schmerzen trägt. Wisset Ihr, was ich meine, mein werther Herr?"

Ebeling küßte der Hausfrau die Hand und sagte: „Ja gewiß; und darum werdet Ihr wohl jetzt nicht mehr mir zurufen: „Ebeling, Ihr seid doch ein glücklicher Mann."

Als der Musikdirector sich hier entfernen wollte, ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und kaum daß das übliche „Herein" abgewartet wurde, schob sich ein hageres, süßlächelndes Angesicht durch die geöffnete Spalte, bei dessen Anblick Jungfer Dorothea einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise wie eine Schlange hereinschlich und dabei in süßer Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausend Mal um gnädige Verzeihung, wenn ich vielleicht irgend ein trauliches Zwiegespräch stören sollte; und ich beklage deshalb zugleich die schmerzliche Pflicht meines Amtes und Auftrags, die mich nöthigte, in dieses stille häusliche Glück einzudringen. Ehrwürdiger Herr Diaconus, ich habe von Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräsident, Freiherrn von Schwerin den mich ehrenden Auftrag erhalten, Euch für morgen früh neun Uhr vor das hochwürdige Consistorium zu laden."

„Und in welcher Absicht?" fragte Gerhardt ruhig.

Stolpe verbeugte sich demüthig und sagte: „Ich bin ein zu geringer Diener meines gnädigen Herrn, als

daß ich auf Mittheilung von Amtsgeheimnissen hoffen könnte; so wie ich überhaupt zu gering bin, auch nur die kleinste Vergünstigung in Anspruch zu nehmen. Ich hätte, ehrwürdiger Herr Diaconus, den mir ertheilten Auftrag auch schriftlich an Euch gelangen lassen können, allein theils trieb mich mein Herz und meine aufrichtige Hochachtung vor Euch', diese freundliche Gelegenheit, Euch persönlich aufzuwarten, nicht unbenutzt zu lassen, theils hat eine sehr bittere und schmerzliche Erfahrung der neuesten Zeit mich belehrt, daß auch die lieblichsten Zuschriften von meiner Hand eine sehr unfreundliche Aufnahme gefunden haben."

Dabei fiel sein stechender Blick auf die arme Dorothea, die sich fast wie um Schutz flehend an die Seite der Frau Pathe geflüchtet hatte, welche gleichfalls ihre Unruhe nicht verbergen konnte. Als Gerhardt die Aengstlichkeit der beiden Frauen bemerkte und mit Recht schloß, daß die Anwesenheit Stolpe's dieses unheimliche Gefühl erregte, wandte er sich zu diesem und sagte: Habt Ihr mir sonst noch Etwas mitzutheilen, Herr Secretär?"

„Nichts weiter," antwortete dieser freundlichst — „als die nochmalige Bitte um gnädige Entschuldigung meines störenden Eintrittes, und um die Erlaubniß, mich Eurer Gunst empfehlen zu dürfen." Und damit verließ er mit süßem Lächeln und demüthiger Verbeugung das Zimmer, und nahm den Anwesenden eine unheimliche Last von der Seele.

Cap. 4.

Die Amtsentsetzung.

> Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.
> 1 Timoth. 6, v. 12.

In dem großen Sitzungssaal des churfürstlichen Consistorii zu Cöln waren Präsident und Räthe versammelt, eine wenigstens äußerliche Vereinigung der beiden streitenden Confessionen, indem die eine Hälfte der Consistorialräthe der reformirten, die andere der lutherischen Kirche zugehörte, und die reformirte Parthei nur etwa dadurch ein Uebergewicht hatte, daß der Präsident ihr zugehörte. Ein besonderer, tiefer Ernst herrschte in dieser hohen, einflußreichen und mächtigen Versammlung, von welcher keinerlei Appellation mehr möglich war, als an den Landesherrn, falls nicht die Stände des Landes etwa irgend einen Einfluß noch geltend zu machen wußten. Als der Protonotar Scharbius die nöthigen Actenstücke vorbereitet und durch eine Verbeugung gegen den Oberpräsidenten dies angezeigt hatte, ergriff dieser die große Klingel, deren heller Ton durch

die hochgewölbten Räume zitternd hinschallte. Jetzt trat das bleiche, süßlächelnde Angesicht, der Secretär Stolpe, herein. „Die beiden Herren Geistlichen!“ rief ihm der Präsident zu. Und Stolpe entfernte sich.

Bald darauf öffnete sich die Hauptthüre und zwei Geistliche in ihrem Amtsornate erschienen vor dem geistlichen Gerichte. Der Eine, ein müder, siebzigjähriger Greis mit gebeugtem Haupte, dessen wankender, unsicherer Tritt theils wohl in der Hinfälligkeit des Alters, theils wohl auch in der Beklommenheit eines von widerstreitenden Gefühlen bewegten Herzens seinen Grund haben mochte. Dies war der alte, ehrwürdige Propst zu St. Nicolai, M. Georg Lilius, ein Mann, dem das schwere Geschick beschieden war, gerade in den letzten Tagen seines Lebens mit in einen Kampf gezogen zu werden, der seine Kräfte weit überstieg. Der andere Geistliche trat ernsten Schrittes ein; und seine Verbeugung gegen die Versammlung war eben so aufrichtig demüthig, als der ruhige Blick seiner Augen ein Zeugniß gab von dem Frieden und dem tröstlichen Bewußtsein eines guten Gewissens. Dies war der Diaconus Paul Gerhardt, der, obgleich dem sechzigsten Lebensjahre nahe, dennoch völlig ungebeugt, ein Mann, ein guter Streiter und Kriegsheld in der Sache des Glaubens, einherging. Nachdem die beiden Geistlichen die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen hatten, wandte sich der Präsident zunächst an Lilius und sagte: „Ehrwürdiger Herr Propst, Euer heutiger Eintritt zu uns ist uns Allen eine erfreuliche Erscheinung, eine Bürgschaft

des Friedens, welchen unser durchlauchtigster Fürst und Herr über die Kirchen seines Landes zu breiten in Gnaden beschlossen hat. Wenn in Euch, eben so wie in uns das Andenken an jenen Tag noch nicht erloschen ist, der mir die traurige Pflicht auferlegte, Euch von einem Amte, das Ihr so treulich jederzeit verwaltet, zu suspendiren, weil damals das rechte Verständniß des gnädigsten Willens unsers durchlauchtigsten Landesherrn Euch noch durch einige übelwollende Einflüsterungen Anderer erschwert war, so wird dagegen jene trübe Erinnerung durch Eure heutige Anwesenheit völlig hinweggenommen und unsere Freude ist heute eben so groß, als damals unser Schmerz. Doch bevor ich mich des weitern mir gnädigst gestellten Auftrags entledige, wird Euch Euer bereits vor einem Monat ausgestellter Revers zur nochmaligen öffentlichen und feierlichen Anerkennung vorgelesen werden."

Auf einen Wink des Präsidenten erhob sich der Protonotar Schardius, nahm ein Aktenstück zur Hand und las:

„Nachdem der durchlauchtigste Churfürst und Herr, Herr Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, unser gnädigster Herr, Dero christlöbliches Vorhaben wegen des evangelischen Kirchenfriedens und christlicher Verträglichkeit gnädigst verlanget und in dem Lande ernstlich begehret; so erkläre, gegen Seine churfürstliche Durchlauchtigkeit, meinen gnädigsten Herrn, zu Dero unterthänigst-schuldigsten Gehorsams-Ehre, ich mich, nachmals wie vormals unterthänigst gehorsamst, daß

ich jederzeit mit herzlichem Gebete Gott um Beförderung des wahren Kirchenfriedens anrufen, auch nicht unterlassen will, was auf beiden Seiten zu einer christlichen gottwohlgefälligen Duldung ersprieslich sein würde; auch den Reformirten dieses Ortes keine fremden und von ihnen unzugestandenen Glaubenssätze mit ihren daraus gefolgerten Lehren aufbürden und daneben in nöthiger Behandlung der streitigen Lehrsätze und ihrer Widerlegung, wie bisher so fernerhin, mich christlicher Mäßigung und aller Bescheidenheit, maßen dieselbe auch den Reformirten zur Pflicht gemacht worden ist, gebrauchen und sonst gegen Seine churfürstl. Durchlaucht mich aller Treue und, wie gedacht, unterthänigsten Gehorsams sammt allem rechtschaffnen Wesen in Christo Jesu befleißigen; und verspreche solchemnach mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift, den churfürstlichen Edicten nach Anweisung höchstgedachten Ihrer churfürstl. Durchlaucht deswegen in offenem Druck vorhandenen Darlegung dero gnädigsten Vorhabens und gethaner Versicherung, nach dem einfachen Wortlaute gehorsamst nachzuleben, ohne einiges Andern Schaden oder Nachtheil und genommenes Aergerniß, auch dawider vorsätzlich mit Nichten zu handeln; werde doch, nach wie vor, bei erkannter und bekannter reiner lutherischer Lehre und Glauben mit Gottes gnädiger Hilfe beständig bis an mein seliges Ende verbleiben."

Sign. Berlin den 3. Januar 1666.

M. Georg Lilius Sen.
eigenhändig.

Als der Protonotar geendigt hatte, wandte sich der Präsident an Lilius und fragte: „Herr Propst, erkennt Ihr Das, was Euch eben vorgelesen worden, von Wort zu Wort als dieselbe Schrift an, die Ihr am genannten dritten Januarii dieses Jahres niedergeschrieben und eigenhändig unterzeichnet habt?"

Als Lilius dies mit einem kaum hörbaren Ja bestätigte, fuhr der Präsident fort: „Und seid Ihr bereit, vor geöffnetem churfürstlichen Consistorio nochmals zu erklären, daß Ihr bei diesen in Eurem Reverse ausgesprochenen Gedanken und guten Wünschen verbleiben wollt?"

Der alte Mann zögerte; sein Haupt fiel ermattet auf die Brust und an seinen schmerzlichen Mienen wurde deutlich der schwere Kampf erkannt, welchen er zwischen seinem lutherischen Glauben und der angelobten Unterwürfigkeit unter die churfürstlichen Befehle kämpfte. Der Diaconus Gerhardt wandte vest und bestimmt seine Blicke auf den Propst, um ihm dadurch auszudrücken, was ihm in Worten nicht vergönnt war; aber der arme Greis gewahrte das nicht, oder wollte wohl auch absichtlich den Blick seines Collegen vermeiden, weil er sich sagen mußte, daß seine Unterwürfigkeit von Gerhardt nicht gebilligt werden könne. Endlich wiederholte der Propst sein halblautes Ja und verbeugte sich gegen die Versammlung.

„Es freut mich," sprach nun der Präsident — „daß Ihr das gute Vertrauen, welches unser gnädigster Landesherr auf Euch hatte, nicht getäuscht habt, und

ich darf Euch nunmehr gestehen, daß churfürstliche Durchlaucht selbst während der Dauer Eurer Remotion Euch mit unverminderter Gnade zugethan gewesen ist, besonders Eures Alters und der treuen Verwaltung Eures Amtes wegen. Um deswillen ist churfürstliche Durchlaucht auch gern willig, über einige Mängel in Eurem ausgestellten Reverse hinwegzusehen. Namentlich hätte es wohl von Euch gefordert werden können, daß Ihr zur Ausstellung Eures Reverses Euch des vorgeschriebenen Formulars bedient hättet, statt daß Ihr in eigner gewählter Form dies vollzogen habt. Ferner hättet Ihr nicht von Edicten überhaupt, sondern von den wegen des evangelischen Kirchenfriedens in den Jahren 1614, 1662 und 1664 erschienenen Edicten sprechen und besonders noch versichern sollen, daß Ihr der reformirten Kirche überhaupt und nicht blos der hiesigen Ortes keine ihr fremden Glaubenssätze aufbürden wolltet. Indeß ist es churfürstlicher Durchlaucht wohl bekannt, daß Ihr, ehrwürdiger Herr Propst, bereits vor Erlassung der fraglichen Edicte Euch aller Mäßigung gegen die Reformirten beflissen habt, und will deshalb churfürstl. Durchlaucht mehr darauf, als auf den Revers sehen und damit in Gnaden zufrieden sein. Ich hoffe, ehrwürdiger Herr, daß Ihr solche Gnade dankbarlichst annehmet."

Nach einigem Zögern erhob sich der alte Propst; wie von einem plötzlichen Geiste der Kraft und des Muthes angeweht erschien er, wie ein erlöschendes Licht, das zuvor noch einen hellen, funkelnden Schein um sich

6*

wirst. „Hochwürdigste und gnädigste Herren,“ sprach er — „meiner Tage auf Erden sind nicht mehr viele, und ich werde bald vor Dem erscheinen, der, um die Gedanken und Sinne und Herzen kennen zu lernen, keiner Worte von unsern Lippen bedarf, und der zum Schwur der Treue und der Unterwürfigkeit unter seine heiligen Gebote keinen Revers in Wort und Schrift verlangt, sondern an unsern Früchten erkennt, ob wir ihn lieben oder hassen. Ich hätte, nach fast funfzigjähriger treuer und gewissenhafter Haushaltung über Gottes Geheimnisse nimmer geglaubt, daß ich beim Ausgange meines Lebens noch ein schriftliches Versprechen der Treue gegen Gott und gegen den Landesherrn hätte ablegen müssen, da ich siebzig Jahre lang niemals mit Wissen und Willen dagegen gesündigt habe. Aber des Herrn Wege sind wunderbar; die Weisheit unseres durchlauchtigsten Churfürsten hat es um des Kirchenfriedens willen für nothwendig erachtet, daß Solches geschähe, und mir, als unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über mir von Gott empfangen hat, geziemt Gehorsam. Um deswillen habe ich den Revers ausgestellt und unterschrieben, bekenne aber hier offen und frei, daß ich mich gegen jede Auslegung verwahre, als wenn ich der lutherischen Kirche nur im Geringsten untreu geworden, oder als betrachtete ich die Streitlehren zwischen der lutherischen und reformirten Kirche als gleichgiltige Stücke unseres christlichen Glaubens. Ich erkläre hier vor Gott und dem hochwürdigsten Consistorio, daß ich als treuer lutherischer Christ leben und sterben werde

und erkläre das mit derselben Gewißheit, als ich den Befehlen meines gnädigsten Landesherrn ohne alle geheime Ausflüchte mich völlig und demüthigst unterworfen habe. Ich erkenne es deshalb mit dem unterthänigsten Danke, daß churfürstliche Durchlaucht mir geringen unwürdigen Diener seine Gnade wieder zugewendet hat, obgleich ich fürchten muß, an brüderlicher Liebe und Wohlwollen bei meinen Amtsbrüdern wieder zu verlieren, was ich an Gunst und Gnade bei churfürstlicher Durchlaucht gewonnen habe. Doch Gottes Wille geschehe über mir! Ich bin sein armer, sündiger Knecht, — mir geschehe, wie Er will! Amen!" —

Als der alte Propst hier geendet hatte, übermannte ihn wieder die vorige Schwachheit und völlig erschöpft ließ er sich auf seinen Stuhl nieder. Der Präsident aber antwortete: „Ehrwürdiger Herr, ich freue mich über das Zeugniß, das Ihr so eben abgelegt habt. Es ist das Zeugniß jedes treuen Dieners der Kirche, der Gott gibt, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich bitte Gott inniglichst, er möge alle Prediger göttlichen Wortes in unsern Kirchen mit derselben Treue und Anhänglichkeit gegen göttliche und weltliche Obrigkeit erfüllen, damit nicht wahr werde, was Ihr von der Abnahme der Gunst Eurer Amtsbrüder gefürchtet habt. Sollte übrigens ein Solches geschehen, und Ihr über Eure heutigen Schritte auf irgend eine Weise angegriffen werden, so nehmt mein Versprechen hin, daß ich Euch kräftig werde zu schützen wissen. Ihr könnt darauf um so mehr bauen, als churfürstliche Durchlaucht mir auf-

getragen hat, Euch zu sagen, daß Dero gnädigste Zufriedenheit mit dem von Euch ausgestellten und allerdings mangelhaften Reverse nur Euch allein zukommt, ohne alle Consequenz für die Andern, welche mit Ausstellung des Reverses noch im Rückstande sind. Erkennt darin, ehrwürdiger Herr, das ganz besonders gnädige Wohlwollen unseres durchlauchtigsten Landesherrn. Und weil denn nunmehr alle Hindernisse beseitigt sind, so erkläre ich im Namen und Auftrag unseres durchlauchtigsten Churfürsten Eure bisherige Remotion vom Amte für aufgehoben und erloschen, und setze Euch hiermit zum Propste und Inspector des geistlichen Ministerii zu St. Nicolai und in alle damit verbundenen Rechte, Ehren und Würden völlig und unbedingt wiederum ein, und trage Euch auf, dies Euren Amtsbrüdern und Synodalen durch Circular bekannt zu machen. Möge Gott Euch noch ein langes Leben schenken und Eure Mitarbeit an Herstellung des Kirchenfriedens gesegnet sein lassen!" —

Der alte Mann nahm seine Wiedereinsetzung so wie die damit verbundenen guten Wünsche still und mit auf die Brust gesenktem Haupte an. Es war nicht zu verkennen, daß die Ehre, die ihm jetzt von Menschen widerfahren war, ihm weniger Freude als Schmerz bereitete. Eine wehmüthige Trauer lag auf seinem Angesichte, als wäre ihm vielmehr Schmach und Schande widerfahren. Der arme Mann! Vielleicht ahnete er, daß er durch seine Unterschrift gewissermaßen sein Todesurtheil unterschrieben hatte!

Als nun dies erste Geschäft beendigt war, ging der Oberpräsident zu dem zweiten über. Er wandte sich an den Diaconus Gerhardt und sagte: „Herr Diaconus, Ihr werdet aus der eben beendeten Verhandlung mit Eurem ehrwürdigen Herrn Propste ersehen haben, warum auch Ihr mit vor churfürstl. Consistorio erschienen seid. Das gute Zeugniß, welches Eure Gemeinde über Euch ablegt, die Liebe, die Ihr allenthalben genießt und das Vertrauen, mit dem man Euch entgegen kommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß Ihr nicht allein ein treuer Diener Eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Churfürsten seid. Wenn ich die bittere und leidenschaftliche Sprache Eures vormaligen Collegen Reinhart in dieser unserer Kirchenangelegenheit gegen Euer Benehmen in Wort und That halte, so kann ich Euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß Ihr jederzeit, bei allem Eurem Festhalten an dem lutherischen Bekenntnisse doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte Euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel Euch fern und frei gehalten habt vor jeder Erbitterung. Eben solche Männer, welche mit gleicher Treue gegen ihre Kirche, wie gegen den Landesherrn ihres Amtes warten, sind unserm gnädigsten Churfürsten lieb und willkommen, und auch auf Euch hat churfürstl. Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet. Bei dem Ansehen nun, das Ihr nicht allein in der Gemeinde, sondern auch unter Euren Amtsbrüdern genießt, ist zur Erreichung dieser gnädig-

sten Absicht gar viel in Eure Hand gelegt, und von Eurem Beispiel wird es abhängen, wozu viele Andere nach Euch sich entschließen. Ich habe daher das Vertrauen zu Euch, daß Ihr die Gelegenheit, Euch als einen treuen und gehorsamen Unterthan zu erweisen, nicht werdet vorübergehen lassen und fordere Euch hiermit auf, den Revers zu unterschreiben."

„Hochwürdiger und gnädiger Herr," antwortete Paul Gerhardt mit aller Ruhe und schuldiger Hochachtung, indem er sich von seinem Stuhle erhob — „wenn ich wirklich bisher in meinem Amte und Leben mich so verhalten, daß ich meinem gnädigsten Churfürsten und Herrn zur Ungnade über mich keine Veranlassung gegeben habe und Solches doch geschehen ist, ohne Unterschrift des Reverses, so dürfte ich vielleicht die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß churfürstliche Durchlaucht auch für die Folgezeit mich mit einem solchen Vertrauen huldreichst begnadigen werde, und zwar auch fernerhin ohne Unterschrift des Reverses."

„Gewiß," entgegnete der Präsident — „stehet Ihr bei mir wenigstens in solchem Zutrauen, daß Ihr um Eurer Unterschrift willen nicht mehr und nicht weniger Euch zu allem schuldigen Gehorsam gebunden glauben werdet. Aber Eure Unterschrift soll auch weniger eine größere Bürgschaft für Euren Gehorsam überhaupt geben, sondern vielmehr nur zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen. Die Unterschrift des Reverses ist einmal churfürstliches Gebot und es ist somit Eure Pflicht, dem Gebote gehorsam zu sein."

„Eure Hochwürden-Gnaden hat mir selbst bezeugt,“ sagte Gerhardt — „daß ich mich eines leidenschaftlichen Angriffes auf die reformirte Lehre nicht schuldig gemacht habe; sollte nun ein treulich und ehrlich gemeintes Versprechen, mich auch fernerhin Dessen mit allem Fleiße zu enthalten, nicht hinreichend sein?“

„Ja, gewiß,“ versicherte der Präsident — „und dies Versprechen sollt Ihr eben durch Eure Unterschrift ablegen.“

„Da thut es mir innigst leid,“ entgegnete der Diaconus — „daß mir mein Gewissen nicht erlaubt, den Revers zu unterschreiben. Nicht aus Ungehorsam gegen meinen gnädigsten Landesherrn, da sei Gott vor, sondern aus schuldiger Treue gegen meine Kirche.“

Diese Worte brachten in die ganze Versammlung ein schreckenartiges Erstaunen, welchem jedoch Gerhardt die Ruhe eines Mannes entgegensetzte, der sich bewußt ist, eine gute Sache zu führen. Da der Präsident selbst schwieg und fragende Blicke auf die Versammlung warf, nahm Stosch, der als Consistorialrath der Sitzung beiwohnte, das Wort und sagte: „Herr Diaconus, mit dieser Eurer Erklärung werfet Ihr einen Stein der Anklage auf Euren würdigen Propst. Wollet Ihr nicht damit erklären, daß der Herr Propst die Treue gegen seine Kirche gebrochen habe?“

„Ich muß dies dem Gewissen meines Herrn Collegen anheimstellen,“ antwortete Gerhardt. „In Sachen des Glaubens gilt außer dem Worte Gottes keine andere Autorität, als das eigene Herz und Gewissen.“

„Diese Sprache ist uns allerdings nicht fremd,“ fuhr Stosch mit schlecht verhehlter Bitterkeit fort. „Bereits seit vier Jahren habt Ihr, hochwohlehrwürdiger Herr Diaconus, in diesem Zimmer bei den abgehaltenen Religionsgesprächen Euch eben nicht als einen Freund des Friedens zwischen Reformirten und Lutherischen erwiesen.“

„Erlaubt mir, Herr Hofprediger,“ entgegnete Gerhardt — „Euch an das Wort des gnädigen Herrn Oberpräsidenten zu erinnern, der die Gnade hatte, mir ein anderes und besseres Zeugniß zu geben.“

„Ihr saget recht: die Gnade unseres gnädigen Herrn Oberpräsidenten,“ fuhr Stosch fort. „Das heißt, das gnädige Vertrauen zu Euch. Denn wenn Ihr auch in Eurem Amte und auf Eurer Kanzel Euch einer Mäßigung gegen unsere Kirche beflissen habt, so kann doch das churfürstliche Consistorium mannigfaches Zeugniß davon ablegen, daß Ihr hier, in diesem Zimmer, aus Eurer sonstigen Mäßigung etwas herausgegangen seid. Ich erlaube mir, Euch an jene Sitzung zu erinnern, wo allhier im churfürstlichen Consistorio Eurem vormaligen Collegen Reinhart der wohlverdiente Vorwurf gemacht wurde, daß er die Mitglieder des Ministerii zu St. Nicolai zur Widersetzlichkeit gegen die Befehle churfürstlicher Durchlaucht verleite. Wisset Ihr noch, Herr Diaconus, was Ihr darauf entgegnetet?“

„Ja, Herr Hofprediger,“ antwortete Gerhardt ruhig. „Ich sagte, dem sei nicht so; ich erklärte der Wahrheit gemäß, daß es vielmehr, was meine Person

betrifft, umgekehrt sich verhalte. Ich sagte, daß ich selbst meinen Herrn Collegen Reinhart, so oft er in augenblicklicher Schwachheit wankend werden wollte, zur Beharrlichkeit in seinem lutherischen Bekenntnisse aufgefordert habe. Ein anderes Zeugniß konnte ich nicht ablegen. Ich war nicht allein an Jahren älter, sondern auch länger im Amte, als der Herr Archidiaconus Reinhart, und es hätte mir deshalb sehr leid thun müssen, einem Jüngern zu folgen in Dem, was recht ist vor Gott. Vielmehr hielt ich es für meine Pflicht, ihm vorauszugehen."

„Fürwahr," sagte der Hofprediger mit spöttischem Lächeln — „man muß Euren Muth bewundern, Herr Diaconus, mit welchem Ihr hier Eure Sache führt."

„Das kann Euer Ernst nicht sein, hochwürdiger Herr," entgegnete Gerhardt ruhig. „Denn um die Wahrheit zu sagen, bedarf es nur der Liebe zur Wahrheit."

„Ihr sagtet," fiel hier der Präsident ein: „was recht ist vor Gott! — Wenn Ihr hier nun aufgefordert werdet, den Revers zu unterschreiben, meinet Ihr somit, daß wir Euch zu Etwas auffordern, was nicht recht ist vor Gott?"

„Hochwürdiger, gnädiger Herr," antwortete Paul Gerhardt — „Gott ist mein Zeuge, daß in meinem Herzen Alles fern ist, was nur im Geringsten einen Vorwurf oder eine Anklage gegen das churfürstliche Consistorium enthielte. Ich bin ein viel zu geringer Mann, als daß ich überhaupt einer Anklage mich unter-

fangen könnte. Aber es handelt sich hier nicht um Gehorsam und Ungehorsam gegen weltliches Gesetz und Obrigkeit, sondern allein um Sachen des Glaubens, die mit weltlicher Obrigkeit nichts gemein haben. Unser Herr sagt: das Reich Gottes kömmt nicht mit äußerlichen Geberden, sondern ist inwendig in euch. Es hat also ein Jeder mit seinem eigenen Herzen und Gewissen zu verhandeln, ob ihm in Sachen des Glaubens etwas erlaubt sei oder nicht. Wenn nun, hochwürdiger und gnädiger Herr, mir mein Gewissen verbietet, den Revers zu unterschreiben, würde ich dann nicht einer Sünde gegen Gott mich schuldig machen, wenn ich es dennoch thäte? Müßte nicht churfürstliches Consistorium mich billig verachten, wenn ich mit Willen und Wissen gerade Das thäte, was mir mein Gewissen verbietet? Würde nicht meine Gemeinde, deren berufener und verordneter Lehrer ich bin, mit Recht dann Mißtrauen haben gegen jedes meiner Worte, das ich an heiliger Stätte rede?"

„Es wird Euch schwer, Euch zu rechtfertigen," warf der Präsident finster ein. „Wenn ihr dies für Euch allein dächtet und thätet, so möchte doch wenigstens ein Schein der Entschuldigung vorhanden sein. Aber habt Ihr Euch nicht desselben schuldig gemacht, dessen Ihr uns, trotz Eurer Verwahrung, doch beschuldiget? Es ist uns aus glaubwürdigem Munde hinterbracht worden, daß Ihr vor nun zwei Jahren, als Ihr durch Krankheit abgehalten waret, bei einem Religionsgespräche zu erscheinen, Eure Collegen zu Euch eingeladen und ernst-

lich ermahnt habt, den Revers nicht zu unterschreiben. Kennt Ihr nicht das Wort der Schrift: Verwirret die Gewissen nicht. — Wenn nun Eure Collegen sich in ihrem Gewissen nicht gebunden fühlten, den Revers zu unterschreiben, habt Ihr dann durch Eure Aufregung nicht Verwirrung in die Gewissen gebracht, indem Ihr sie zur Widersetzlichkeit verleitet habt?"

Gerhardt antwortete in Ruhe und Würde: „Was Eurer Hochwürden und Gnaden von jenem Vorfall in meiner Krankheit hinterbracht worden ist, ist völlig der Wahrheit gemäß. Ich hielt es für meine Pflicht, wenigstens aus der Ferne ein Zeugniß meines Glaubens zu geben, da ich es in der Nähe nicht vermochte. Wenn übrigens mein gnädiger Herr Oberpräsident mich an den Spruch des Apostels erinnert: Verwirret die Gewissen nicht — so muß ich mir erlauben zu sagen, daß diesem Spruche die Worte vorausgehen: den Schwachen im Glauben nehmet auf. Eben weil ich merkte, daß einige meiner Collegen mit ihrem Herzen und Gewissen etwas in Zwiespalt gerathen und in Gefahr waren, Etwas zu thun, das sie später bitterlich bereuen würden, dachte ich an den Befehl unseres Herrn: Stärke deine Brüder! und ich danke meinem Gott inniglich, daß er mein Wort nicht ungesegnet ließ."

„Was bedürfen wir weiteres Zeugniß!" — rief hier der Hofprediger Stosch mit den Worten der Verkläger unsers Herrn und mit offenem Ingrimme aus — „Herr Diaconus, Ihr habt so eben zugestanden, daß

Ihr Eure Collegen zur Widersetzlichkeit gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten verleitet habt. Ihr habt deutlich genug ausgesprochen, daß Ihr es für eine Sünde haltet, unserm gnädigsten Landesherrn zu gehorchen, Ihr habt" —"

„Erlaubt mir, hochwürdiger Herr Hofprediger," unterbrach diesen Gerhardt ernst und vest — „ich habe es nicht für eine Sünde erklärt, meinem gnädigsten Landesherrn gehorsam zu sein; ich habe nur gesagt, daß es mir mein Glaube verbietet, in diesem einen Stücke churfürstlicher Durchlaucht zu Willen zu sein, und das ist doch wohl etwas Anderes. Ihr wisset so gut, wie ich, daß Alles Sünde ist, was nicht aus dem Glauben kommt."

„Wir sind meines Erachtens nicht hier," erwiderte Stosch — „Bibelstellen zu erklären, und wenn ich anders churfürstlichem Consistorio einen Vorschlag machen darf, so würde ich dafür halten, daß die Zeit da sei, den weitern Befehl churfürstl. Durchlaucht in Ausführnng zu bringen."

Der Präsident warf bei diesen Worten einen mißbilligenden Blick auf den Hofprediger. Mochte der Freiherr bei der unleugbaren Ehrenhaftigkeit seines Charakters der Glaubenstreue und dem Freimuthe des Diaconus Gerhardt Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder mochte er deshalb Anstand nehmen, zu dem letzten Mittel zu greifen, weil er fürchtete, eine gewaltsame Maßregel gegen einen Mann, wie Gerhardt, der nicht allein die Seele des Ministerii, sondern der ganzen Gemeinde zu

St. Nicolai war, würde den beabsichtigten Frieden zwischen den beiden Confessionen nur noch weiter hinausschieben, oder mochte vielleicht gar die Erinnerung an den ärgerlichen Auftritt mit dem Propste Fromm und dem Pfarrer Müller ihm zu größerer Vorsicht in dieser Angelegenheit rathen — kurz, der Präsident schien entschlossen zu sein, noch einmal den Weg der Güte zu versuchen; er nahm daher das Wort und sagte: „Herr Diaconus, Ihr habt früher und auch heute manches Wort gesprochen, welches von Uebelwollenden leicht zu Eurem Nachtheil gedeutet werden könnte. Aber das sei ferne von uns! Ich gebe Euch recht gern das Zeugniß, daß Ihr es treu und ehrlich meint mit Eurer Kirche und mit unserem gnädigsten Landesherrn, ja ich bin dessen gewiß, daß Ihr ein aufrichtiger Freund des Kirchenfriedens seid und, so viel an Euch ist, Alles thun werdet, denselben herbeizuführen. Auch werdet Ihr, hoffe ich, churfürstlicher Durchlaucht das Recht unbestritten lassen, zur Herbeiführung dieses Friedens die Macht zu gebrauchen, die ihm von Gott gegeben ist; Ihr werdet ferner darüber nicht in Zweifel sein, daß churfürstl. Durchlaucht ohne alle Partheilichkeit, sondern vielmehr aus gleicher landesväterlicher Liebe zu allen Ihren Unterthanen dies große und nöthige Werk des Friedens ausrichten will; Ihr werdet, wenn Ihr anders in keiner Engherzigkeit befangen seid, auch nicht leugnen können, daß ein solcher Friede gar wohl möglich ist. Was aber nicht allein möglich, sondern zum Wohle des ganzen Landes nothwendig ist, das muß auch voll-

führt werden. Denket nur an Euren ehrwürdigen Herrn Collegen, den Propst Lilius; was dieser gethan hat, damit muß er doch wohl mit seinem Gewissen vor Gott bestehen zu können glauben. Warum nicht also auch Ihr? Darum meine ich, Ihr möget doch wohl nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen sein. Es ist uns bekannt, daß Ihr mit dem Wittenberger Professor Calov in ganz besonderer Freundschaft steht, daß Ihr in dieser Angelegenheit Euch seinen Rath erbeten habt. Wir wissen aber Alle, daß dieser Abraham Calov wohl ein tüchtiger Streiter für seine Kirche, aber auch ein hartnäckiger Widersacher unseres gnädigsten Landesherrn und seines Friedenswerkes überhaupt ist. Menschliche Meinungen sind der Veränderung unterworfen, und was uns heute recht und gut erscheint, kann morgen, wenn wir das Verständniß tiefer erfaßt haben, uns doch als ein Irrthum erscheinen. Wie nun, Herr Diaconus, wenn Ihr in gleichem Falle Euch befändet? Wenn Ihr vielleicht das ganze Friedenswerk mit vorgefaßten Meinungen betrachtetet, wenn Ihr in der Meinung, daß es entweder unmöglich oder unnöthig sei, so dagegen eingenommen wäret, daß Ihr es einer reiflichen und tiefen Prüfung gar nicht unterwerfet? Untrüglichkeit in Euren Meinungen wollet Ihr für Euch gewiß nicht in Anspruch nehmen und deshalb es auch für möglich halten, daß Ihr irret und demgemäß Euch in Eurer Ansicht ändern könnt. Darum, wenn für jetzt auch Euer Gewissen Euch nicht erlauben sollte, den Revers zu unterschreiben, so entscheidet wenigstens auf heute nicht

für Eure Folgezeit, sondern bedenket Euch. Ich setze Euch acht Tage Frist, binnen welcher Ihr Euch mit Eurem Gewissen berathen möget. Wenn Ihr dabei, wie ich verhoffe, aufrichtig zu Werke geht, wenn Ihr den traurigen Zustand der Kirche, wie er bis jetzt bestanden hat, Euch ganz zu Herzen nehmet, wenn Ihr dabei findet, daß es nicht also fernerhin bestehen kann, soll Friede in die Kirche und ins Land kommen, so werdet Ihr willig und gern die Hand mit dazu bieten. Ihr seid als Diener Christi dazu berufen, das Friedenswerk unter den Gliedern seiner Kirche mit zu befördern, und es müßte, wenn zu der Liebe, die Ihr in Eurer Gemeinde genießet, noch der Dank und das Vertrauen unserer Gemeinde und unsers durchlauchtigsten Churfürsten insbesondere dazukommen wird, doch Eure Freude und Euer Lohn kein geringer sein. Und so frage ich Euch denn, wollet Ihr die Bedenkzeit von acht Tagen, die ich Euch setze, annehmen?"

Gerhardt blickte still vor sich nieder. Die ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit, mit welcher der Präsident zu ihm gesprochen hatte, ergriff sein Herz. „Ja, antwortete er endlich, ich will diese Frist annehmen und mich mit meinem Gott berathen."

„Nun," sprach der Präsident — „so lade ich Euch auf heute in acht Tagen wieder vor churfürstliches Consistorium und bin gewiß, daß Ihr die auf Euch gesetzte Hoffnung nicht täuschen werdet."

Bei diesen Worten machte der Präsident gegen die beiden Geistlichen eine leichte Verbeugung zum Zeichen

ihrer Entlassung. Der alte Propst Lilius erhob sich schnell; Gerhardt dagegen verblieb noch eine Weile auf seinem Stuhle. Mit gesenktem Haupte saß er da; ernste, schwere Gedanken mußten seine Seele bewegen. Seine Hände lagen gefaltet auf seinem Schooße. Plötzlich richtete er sein Haupt empor, stand auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gethan, das ich nicht halten kann. Ich kann und darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt habe, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Herr Oberpräsident, ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Möge churfürstliches Consistorium mit mir thun, wie ihm befohlen ist. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn."

Wie ein Gewitterschlag durchtönte dies Wort die ganze Versammlung; ein Gemisch von Ungeduld, Aerger, Zorn und Erstaunen malte sich auf den Mienen der Consistorialräthe. Der Hofprediger Stosch vor Allen sandte Zornesblitze auf den kühnen Diaconus, der sich solcher Rede erdreistet hatte; er erhob sich von seinem Sessel und wollte seinem Herzen durch eine Anklage- und Verdammungsrede Luft machen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und wandte sich gegen Paul Gerhardt und fragte: „Ist das Eure veste und und unveränderliche Meinung?"

„Ja," antwortete Gerhardt laut und kräftig. „Ich

habe mich an meinem Gott und Herrn versündigt. Ich habe gelogen, wenn ich versprach, mich eines Andern zu bedenken. Ich habe mich schon längst bedacht, und werde mich wohl nicht ändern.''

„Nun,'' fuhr der Präsident ernst und kalt fort — „so geschehe Euch denn, wie Ihr wollt.'' Auf einen Wink erhoben sich mit ihm die sämmtlichen Räthe des Consistoriums und der Präsident sprach: „Im Namen unsres durchlauchtigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg, unsers gnädigsten Herrn, kündige ich Euch hiermit an, daß Ihr Eures bisherigen Amtes, als Diaconus zu St. Nicolai von heut an entlassen seid, daß Euch verboten ist, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen, und Ihr des weitern Befehles, Stadt und Land zu meiden, gewärtig zu sein habt.''

Still und ernst nahm Paul Gerhardt diesen Bescheid auf. Er verbeugte sich in aller Ehrfurcht vor Präsident und Räthen und schritt mit dem Propste Lilius aus dem Sitzungssaale hinaus.

Cap. 5.

Die Bürgerversammlung.

Seid nicht träge, was ihr thun sollt. Seid brünstig im Geiste. Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Habt einerlei Sinn unter einander. Ist's möglich, so viel an Euch ist, so habt mit allen Menschen Friede.

Röm. 12, v. 11. 13. 16. 18.

Wir verfügen uns zum zweiten Male in das Wirthshaus an der langen Brücke, wo am Abende desselben Tages, an welchem die Amtsentsetzung Paul Gerhardts vor dem Consistorio ausgesprochen worden war, sich eine ungewöhnlich große Anzahl von Gästen versammelt hatte. So viel Raum auch das große Wirthszimmer bot, und so oft die Stammgäste selbst bei frühern zahlreichen Versammlungen ihre Ehrenplätze behauptet hatten, für heute war dies ihnen unmöglich gewesen und der Wirth hatte nur vollauf damit zu thun, sich gegen den Einen oder den Andern zu entschuldigen. Aus dem bunten und lauten Durcheinanderreden der Gäste war Niemand im Stande, den Inhalt des Gespräches kennen zu lernen; nur so viel sah Jeder, daß

ein ungewöhnliches Ereigniß alle Gemüther beschäftigte und Furcht und Unwillen in gleichem Maße die Stimmung beherrschten.

Endlich drang aus dem Wirrwarr des Getöses ein heller, scharfer, pfeifender Ton, der ein augenblickliches Stillschweigen zur Folge hatte, und nun ließ sich die Stimme Matthias, des Wirthes, laut und kräftig also vernehmen: „Meine hochgeehrtesten Mitbürger, Nachbarn, Freunde und respektive Gevattern! Verzeihet mir, daß ich mich eines Kunstgriffes bedient habe, um in dieser ehrenwerthen Versammlung zu Wort zu kommen. Es ist Euch gewiß bekannt, daß ich in der Tiefe meiner Seele ein guter Bürger und lutherischer Christ bin, und daß ich demzufolge es mit Euch innigst und tief beklage, was diesen Morgen unserem ehrwürdigen Herrn Diacono und Seelsorger, Herrn Paulo Gerhardto geschehen ist. Aber eben, weil ich auch ein guter Bürger zu sein mich befleißigen muß und weil ich namentlich als Wirth die besondere Aufgabe habe, über den Partheien zu stehen, und weil in unsern schweren Zeiten ein armer Familienvater, wenn er etwa um seiner oder Anderer Reden willen plötzlich außer Brot kommen sollte, gewiß gar sehr zu beklagen wäre, und weil ein Wirth, der mit hoher obrigkeitlicher und höchster churfürstlicher Bewilligung und Begnadigung gewissermaßen eine Person ist, welche mit hohem und höchsten Vertrauen beehrt dasteht, wiederum gewissermaßen Bürgschaft leistet, daß Alles, was in seiner Behausung gesprochen wird — — —"

Weiter aber brachte es der arme Mann nicht, um verstanden zu werden. Schon bei dei den Worten: guter Bürger und lutherischer Christ — hatten sich einige murmelnde Stimmen erhoben, die nicht wieder zum Schweigen zu bringen waren, so sehr der gedrängte Mann auch mit seinem Käppchen in der Hand Ruhe winkte. Vielmehr schwoll dieses Murmeln in reißend schnellem Fortschritte zu einem gewaltigen Brausen an, aus welchem bald da, bald dort einzelne überkräftige Töne wie Gewitterschläge hervorbrachen. Als der Wirth sein Bemühen, wieder zu Worte zu kommen, so gänzlich vereitelt sah, schaute er schmerzlichen Blickes um sich, als suche er einzelne gutmüthige und tiefer fühlende Seelen auf, um sie gewissermaßen zu Zeugen aufzurufen, daß er beim beßten Willen nicht habe weiter reden können.

Da erhob sich aber plötzlich eine tiefe, kräftige Stimme aus der Versammlung; und als an einzelnen Tischen noch das Gerede fortdauerte, rief es von mehrern Seiten zu gleicher Zeit her: „Still, seid still — Meister Jung will reden.“ Dieser unser alte Bekannte erhob sich von seinem Stuhle und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde! Herr Matthias, unser theure Wirth, der, wie wir heute und schon früher oft gehört haben, als ein guter Bürger und lutherischer Christ über den Partheien steht, hat allerdings recht, wenn er um der Rede Anderer willen nicht sein Brot verlieren will. Da es uns nun aber geht, wie den Aposteln, so unwürdig wir auch dazu sind, nämlich,

daß wir mit ihnen sagen müssen: Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben — so halte ich es für das Beßte, wenn wir uns in ein anderes Wirthshaus begeben, etwa in den schwarzen Bär am Molkenmarkte. Was Herr Matthias, unser theure Wirth dabei allerdings an seinem Beutel verlieren wird, das gewinnt er wieder am guten Bürger und lutherischen Christen."

„Ja, ja, das wollen wir," riefen lachend und tobend die versammelten Gäste und erhoben sich dabei von ihren Plätzen. Als dies der Wirth gewahrte, erbleichte er vor Schreck über den ihm drohenden Verlust. In der Angst seines Herzens stürzte er, da er im Getöse nicht zu Worte kommen konnte, auf Meister Jung zu, ergriff seine Hand und sagte: „Um Gotteswillen, lieber Nachbar und Freund, was wollt Ihr thun? Nein, nein, so war es nicht gemeint, — obgleich ich allerdings und gewissermaßen über den Partheien stehe, so weiß ich doch auch einen Unterschied zu machen. Darum bitte ich Euch, lieber Meister, thut mir nicht den Schimpf an, daß Ihr mein Haus verlasset."

Meister Jung, dem es auch nicht voller Ernst gewesen zu sein schien, eine allgemeine Auswanderung zu veranlassen, sondern auf jeden Fall nur um durch diese Drohung dem fernern Hineinreden des Wirthes mit einem Male ein Ende zu machen, erhob sich wieder von seinem Stuhle, und als dies die Gäste gewahrten, schwiegen sie augenblicklich still. Meister Jung aber sprach: „Unser theure Wirth hat mir so eben die Ver-

sicherung gegeben, daß er in seiner Rede, in welcher er allerdings und gewissermaßen grausamlich unterbrochen worden ist, noch hat hinzusetzen wollen, wie er heute von seinem sonst ehrenwerthen Grundsatze eine außergewöhnliche Ausnahme machen und seinen werthen Gästen vollkommene Redefreiheit gestatten wolle. Weil nun Dem also ist, so halte ich dafür, daß wir hier bleiben und das Werk, um deswillen wir uns hier versammelt haben, ruhig und wie es treuen lutherischen Bürgern geziemt, vollführen wollen. Darum bitte ich Euch, liebe Mitbürger und Freunde, redet, was Ihr vorzubringen habt, nicht untereinander hinein, sondern lasset Jedem das Wort, der es einmal hat. Wollt Ihr das thun?"

„Ja, ja, Meister Jung," rief es laut und stürmisch von allen Seiten her, und jeder Gast nahm seinen alten Platz wieder ein und die Mehrzahl belohnte die Nachgiebigkeit des Wirthes damit, daß sie auf's Neue ihre Krüge füllen ließ. Nachdem nun die Ruhe völlig wieder hergestellt war und Alle erwartungsvoll auf Meister Jung hinsahen, nahm dieser selbst das Wort und sagte: „Etwas muß von uns geschehen, das unterliegt keinem Zweifel. Was wir gefürchtet haben, ist endlich eingetroffen. Unser geliebtester Seelsorger, der Herr Diaconus Paul Gerhardt ist diesen Morgen seines Amtes entsetzt worden! Und warum? Hat er etwa einen unchristlichen Lebenswandel geführt? Nein, in der ganzen Gemeinde ist Keiner, der ihn des geringsten Unrechtes anklagen könnte? Oder hat er seines Amtes

schlecht gewartet? Nein, er hat das Evangelium gepredigt als ein treuer Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse, er hat die Sacramente verwaltet und ausgetheilt an alle Mühselige und Beladene, er hat in die niedrigsten Hütten der Armuth den Trost des Evangelii gebracht und ist der wahre Herzens= und Seelenfreund der ganzen Gemeinde. Er hat in seinen Liedern uns, und unsern Kindern und Kindeskindern einen Schatz christlicher Frömmigkeit und Andacht geschenkt, aus welchem durstende Seelen trinken werden allezeit, so lange noch eine Seele nach dem Reiche Gottes trachtet und nach seiner Gerechtigkeit. Oder hat er durch gehässige und aufrührerische Reden Zwiespalt gepredigt zwischen Obrigkeit und Unterthan, zwischen Fürst und Land? Nein, wir Alle können es vor Gott und Menschen bezeugen, daß nicht ein Scheltwort, nicht eine Anklage der Reformirten und ihrer Lehre aus seinem Munde gekommen ist; wir wissen sogar, daß Viele, Viele der reformirten Kirche unserm Paul Gerhardt anhangen von ganzem Herzen und seine Predigten hören und seine Lieder singen. Warum also ist er seines Amtes entsetzt worden? Weil er treu auf seinen evangelischen Glauben gehalten hat, weil er als ein wahrhaft guter, lutherischer Christ leben und sterben will, weil er in seiner Gemeinde nicht als ein Miethling will erfunden werden, der da fliehet, wenn der Wolf kommt. Um deswillen ist ihm seine Kirchengewalt genommen, um deswillen sind wir verwaiset, und die Kanzel ist verwaiset, und der Beichtstuhl ist verwaiset,

und der Altar ist verwaiset; um deswillen sind wir eine geschlagene Heerde ohne Hirten. Wollen wir nun verwaiset und geschlagen und zerstreut bleiben? Wollen wir ruhig bleiben, wenn uns der Hirte genommen ist? Nein, so lange noch in uns ein dankbares Herz schlägt und Treue im Bekenntnisse bis zum Tode für eine Christenehre gilt, wollen wir zeigen, daß wir lutherische Christen sind. Darum sage ich, es muß Etwas geschehen.“ —

Als Jung hier schwieg, verwandelte sich die Todtenstille, welche bisher geherrscht hatte, in das wilde Brausen eines empörten Meeres, wobei der arme Wirth wahrhafte Pein zu leiden schien. Er hielt sich die Ohren zu; dann aber, als es ihm einfallen mochte, daß doch noch einige Sicherheit für ihn darin liege, wenn andere Leute, die etwa vorüber gingen, nichts hörten, eilte er an Thüre und Fenster und prüfte sorgfältig und genau, ob auch Alles wohl verschlossen sei. Als dieser wilde Lärm immer lauter wurde, erhob Meister Jung seine Hand und augenblicklich legten sich die empörten Wellen. „Was thut Ihr?“ rief er aus. „Lieben Mitbürger, das ist nicht die rechte Art, unsere Sache zu führen. Meidet allen bösen Schein, heißt es in der Schrift, laßt Euch, so groß und gerecht auch unsere Bestürzung und unser Schmerz ist, zu keinem Worte und Werke verleiten, welches gegen Gehorsam und Gesetz der Obrigkeit ist. Vergesset über Eurem Eifer als lutherische Christen nicht Eure Pflichten als christliche Bürger. Tretet einzeln auf und bringt vor, was Ihr habt.“

Da trat Einer auf, ein wohlbeleibter, starkknochiger Mann und sprach: „Was Ihr zu Ehren unsers Seelsorgers, des Herrn Paul Gerhardt, gesprochen habt, ist die Stimme der ganzen Gemeinde, und es wird vom reichen Kaufherrn bis herab zum ärmsten Bettler keine Seele geben, die Euch nicht zustimmte. Ehre, dem Ehre gebührt, aber darum setze ich auch hinzu, Schande, dem Schande gebührt. Zur selben Zeit, wo der Eine unserer Seelenhirten um seiner Treue willen seines Amtes entsetzt wurde, wurde der Andere um seiner Untreue willen in sein Amt wieder eingesetzt. Daß unser Propst vom Glauben abgefallen ist, ist nicht das Werk eines treuen Hirten. Was soll die Heerde thun, wenn der Hirte fliehet? Wir können diesen Abfall nicht ruhig mit ansehen. Schweigen wir darüber, so kann man mit Recht sagen, daß wir billigen, was geschehen ist. Ja wir würden es dulden müssen, wenn die Reformirten sagten, die ganze lutherische Gemeinde habe Schiffbruch am Glauben gelitten. Darum schlage ich vor, wir fassen eine Schrift ab, in welcher wir laut und öffentlich bezeugen, wie schmerzlich es uns getroffen hat, daß der erste unserer Geistlichen, daß der Herr Propst Lilius den Menschen mehr gehorchte, als Gott, und vom Glauben abgefallen ist.

Ein lautes, wildes Durcheinanderrufen schien, als der Sprecher hier schwieg, die Zustimmung zu diesem Vorschlage auszudrücken. Da gebot Meister Jung auf's Neue Stillschweigen; aber eben, als er reden wollte, ergriff ein Anderer, unser alte Bekannte Ebeling das

Wort und sagte: „Lieber Meister Starke, Ihr seid als ein treuer lutherischer Christ uns Allen bekannt, und wenn es Euch schmerzlich betroffen hat, daß der Propst Lilius nach langem Kampfe und Streite sich zur Ausstellung des Reverses entschlossen hat, so beklagen wir mit Euch, daß es so weit hat kommen müssen. Aber, mein lieber Freund, Ihr geht in Eurer Anklage und Eurem Vorschlage doch wohl ein wenig zu weit. Bedenkt doch, unser Herr Propst Lilius hat keineswegs ohne alles Bedenken den Revers unterschrieben; er hatte ebenfalls wegen seiner Weigerung die Remotion von seinem Amte erduldet, genau wie jetzt Herr Paul Gerhardt. Wenn er aber jetzt dennoch sich zur Ausstellung des Reverses verstanden hat, so bedenkt dabei, daß der Revers selbst, dessen Inhalt mir bekannt geworden ist, sich von der vorgeschriebenen Form gar sehr unterscheidet, und eigentlich die Hauptsache fast gar nicht darin vorhanden ist. Derohalben hat auch churfürstl. Durchlaucht aus ganz besonderer Gnade Nachsicht geübt. Dann bedenket, unser ehrwürdiger Herr Propst ist ein müder, siebzigjähriger Greis, dessen friedfertiges Gemüth zu nichts weniger paßt, als zu Kampf und Streit. Solltet Ihr es nicht verzeihlich finden, wenn ein alter Mann, der seiner Schwachheit wegen stündlich auf seines Leibes Erlösung warten kann, durch Ausstellung eines Reverses für seine letzten Lebenstage noch Ruhe und Frieden gewinnen will? Nach Dem, was ich höre, fürchte ich sehr, daß der alte, lebensmüde Greis schon von Seiten seiner eigenen Amtsbrüder manche Kränkung

wird erdulden müssen. Wie unglücklich müßte nun der arme Mann erst werden, wenn in der Gemeinde selbst Niemand wäre, der sich seiner annähme! Darum meine ich, Ihr nehmet Euren Vorschlag zurück, lieber Meister Starke."

„Ja, das ist auch meine Ansicht," setzte Meister Jung hinzu — „und ich danke Euch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr so ganz aus meiner Seele gesprochen habt. Denn wenn ich auch nicht leugnen kann, daß es mir innigst weh thut, wie der Herr Propst endlich doch noch nachgegeben hat und er wegen seines Leibes Nahrung und Nothdurft nicht hätte in Sorgen kommen sollen, so sind wir doch nicht zum Richter über ihn gesetzt und müssen wir uns an das Wort der Schrift halten: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten."

Ein allgemeines Beifallsmurmeln folgte dieser Rede — ein Beweis, wie leicht die Menge bald für Dies, bald für Jenes gewonnen werden kann. Nur Meister Starke selbst, Obermeister der Schlächter-Innung, konnte einen gewissen Verdruß über den Abfall der Bürgerschaft von ihm nicht ganz verbergen. Er setzte sich nieder, that den letzten Zug aus seinem Kruge und ließ ihn aufs Neue füllen zur großen Freude des Wirthes, der, so sehr er sich der Niederlage seines ehrenwerthen Gastes freute, doch gefürchtet hatte, der Besiegte werde das Feld völlig räumen.

Von einer andern Seite her ertönte jetzt die etwas leise Stimme eines kleinen, schwächlichen Mannes, der sich besonders durch seine saubere Kleidung vor den Anderen auszeichnete. „Auch ich, sagte der Mann, stimme für die Abfassung einer Schrift, für ein lautes und öffentliches Zeugniß unseres lutherischen Glaubens, aber nicht gegen den Herrn Propst Lilius, sondern für den Herrn Diaconus Gerhardt. Das ist ein Mann, der nicht genug gelobt werden kann. So wie er selbst in einem seiner lieblichen Lieder uns auffordert und spricht:

Seid froh, ihr treuen Knechte,
Des Gottes Israel,
Deß Arm und starke Rechte
Euch schützt an Leib und Seel'.
Habt fröhliches Vertrauen
Und Glauben, der da siegt,
So wird Gott wieder bauen,
Was jetzt darnieder liegt.

so hat er selbst also gehandelt und bewiesen, wie der Glaube siegt. Darum halte ich für gut, wenn wir eine Lob- und Denkschrift abfassen und sie ihm in einer ausgewählten Gesandtschaft überreichen."

„Wozu das, Meister Seyffard?" fragte ein uns schon bekannter Mann, der Bäckermeister Liebrecht, dem es auch heute gelungen war, seinen Ehrenplatz am Ofen zu behaupten. — „Wozu ein solch öffentlicher Aufzug? Zudem, wie ich Herrn Gerhardten kenne, und das kann ich, weil genannter Herr Gerhardt durch seine Ehefrau mit mir verwandt ist, muß ich zweifeln, ob solches öffent-

liche Lob ihm angenehm sei, inmaßen mein vielgeehrter Herr Vetter allzeit in rühmlicher Zurückgezogenheit und Stille gelebt habt. Auch müssen wir uns wohl hüten, Etwas zu thun, was Seiten unserer wohllöblichen Obrigkeit gemißbilligt werden könnte, so sehr ich hoffe, daß der hochweise Magistrat unserer guten Stadt Berlin nicht weniger trauern wird, als wir selbst. Nein, Meister Seyffard, wenn Ihr aus Herrn Gerhardts Liedern Euren Vorschlag hergenommen habt, so kann ich denselben aus diesen selben Liedern widerlegen, und zwar in dem Verse:

Meine Seel' ist in der Stille
Tröstet sich des Höchsten Kraft,
Dessen Rath und heil'ger Wille
Mir bald Rath und Hilfe schafft
Der kann mehr, als alle Götter,
Ist mein Hort, mein Heil, mein Retter,
Daß kein Fall mich stürzen kann,
Trät' er noch so heftig an.

„Ich muß Euch auch recht geben, Meister Liebrecht,“ sagte Meister Jung — „nämlich darin, daß Ihr überhaupt den Vorschlag unsers Freundes Seyffard zurückweiset, wenn auch aus einem andern Grunde. Ich halte nämlich dafür, daß eine solche Lob- und Denkschrift, selbst wenn sie Herr Gerhardt annähme, viel zu wenig sei. Wir müssen ein lauteres, öffentlicheres Zeugniß ablegen. —“

„Ja, das ist auch meine Meinung,“ unterbrach ein Anderer ziemlich heftig den Sprecher. „Laut und öffent-

lich vor aller Welt müssen wir beweisen, daß wir an dem Marke unserer Seele angegriffen sind, daß man uns mehr als das tägliche Brot, nämlich die Speise unserer Seele genommen hat. Ich meines Theils erkläre, daß ich nicht mehr zur Kirche gehe, wenn Herr Gerhardt nicht wieder in sein Amt eingesetzt wird. Was nützt auch das Kirchengehen unter solchen Umständen? Trete ich ins Gotteshaus und sehe den Ort, von wo Herr Gerhardt uns das Wort Gottes predigte, und den Altar, von wo er uns segnete und die heiligen Sacramente reichte, so muß ich daran denken, daß ihm Kanzel und Altar verboten sind, als wäre er ein Verräther an unserer heiligen Religion. Wie kann ich Belehrung und Erbauung aus dem Gotteshause mitnehmen, wenn Schmerz und Zorn meine Seele füllen? Soll nun eine Gemeinde ruhig zusehen, wenn Ihr der beßte und liebste Prediger genommen wird? Nein, wenn dem Prediger der Eintritt ins Gotteshaus verwehrt ist, so kann die Gemeinde auch nicht mehr hineingehen. Darum müssen wir es laut und öffentlich bezeugen, daß wir an dem Mark unserer Seele angegriffen sind; die Kirche zu St. Nicolai soll so lange verlassen und verwaiset stehen, bis Herr Gerhardt wieder das Wort Gottes darin verkündigen darf. Und so wollen wir uns Hand und Wort darauf geben, daß unsere Weiber und Kinder, unsere Gesellen und Lehrlinge, gleich wie wir, die St. Nicolaikirche nicht wieder betreten, bis der Hirte seiner Gemeinde wieder zurückgegeben ist."

„Das ist recht — ja das wollen wir thun," rief

es von allen Seiten bunt und wild durcheinander. Meister Jung aber erhob sich von seinem Stuhle, winkte mit der Hand und sprach: „Lieber Meister Schumann, ich ehre Euern Eifer, weil ich weiß, daß Ihr jederzeit ein aufrichtiger lutherischer Christ gewesen seid. Aber, nehmt mir's nicht übel, Ihr erinnert mich an das Wort, das Paulus über die Juden in Rom ausspricht: sie eifern um Gott, aber mit Unverstand! Nein, lieber Meister, ein solcher Eifer würde zum Schlimmen führen und nicht zum Bessern. Das wäre ja eine förmliche Verschwörung gegen Gottes Wort und gegen die übrigen Diener der Kirche! Denn wenn ich Euch auch zugebe, daß es dem Herrn Paul Gerhardt Keiner im Predigen gleich thut, daß Niemand, so wie er, das Herz mit dem Worte Gottes zu treffen versteht, so sind doch die übrigen Geistlichen auch treue Diener und gewissenhafte Prediger. Ja, wenn es uns selbst etwas schwer fallen sollte, aus dem Munde des Herrn Propstes ein Zeugniß unsers lutherischen Glaubens anzuhören, so frage ich Euch, was habt Ihr gegen die übrigen Herren Diaconen auszusetzen? Ist Herr Martin Lubath nicht auch ein treuer Diener des Herrn? Versteht Herr Samuel Lorentz nicht auch, das Wort Gottes fein tüchtig auszulegen? Und hat namentlich dieser Lorentz sich nicht kräftig und treulich genug auf der Kanzel ausgesprochen, als ein Mann, der in Sachen Gottes keine Person auf Erden ansieht? Hat nicht Herr Jacob Hellwig so oft schon unsere Herzen für das Reich Gottes erwärmet? Ja, was noch mehr gilt, haben nicht diese Herren Diaconi eben=

falls sich bisher standhaft geweigert, den Revers zu unterschreiben? Wäre es dann nicht Undankbarkeit von unserer Seite, wollten wir das ehrenwerthe Zeugniß dieser Männer so gering achten? Und wer würde dann dabei am Meisten gestraft? Doch wohl, wir selbst! Denn wer von uns könnte dann mit einem Male sein Bedürfniß religiösen Trostes und Unterrichts so völlig verleugnen, daß er nichts mehr nach dem Gotteshause fragte! Sollten künftighin die Glocken zu St. Nicolai vergeblich zum Gottesdienste rufen? Müßten nicht unsere Feinde und Widersacher glauben, es wäre uns eine solche Störung eben recht und willkommen? Nein, lieber Meister Schumann, Ihr habt einen Vorschlag gethan, den Ihr selbst zu halten nicht vermöget. Denn wenn sie zu St. Nicolai zur Kirche läuten, so bleibet Ihr gewiß nicht auf Eurem Schemel sitzen, sondern werfet Pfriemen und Knieriemen bei Seite und zieht Eure Sonntagskleider an und gehet hin ins Gotteshaus. Denn wie ich Euch kenne, ist Euch Euer Kirchensitz nicht so wohlfeil.''

Dieser Beweis war allerdings zu wohl berechnet, als daß er seine Wirkung verfehlen konnte. Und so sehr die Menge vorher dem ehrlichen Schuhmachermeister Beifall gezollt hatte, so fiel sie doch jetzt dem letzten Sprecher wieder zu und rief eben so, wie vorher: „Ja, das ist wahr, das ist recht.'' — Selbst Meister Schumann schien seinen Vorschlag zu bereuen; er schlug beschämt die Augen nieder und sagte zuletzt: „Ihr habt recht, Meister Jung, das würde nicht zum Guten, sondern zum Ueblen führen und wir würden selbst am

Meisten bestraft werden. Der letzte Betrug würde dann ärger sein, als der erste. Aber Etwas müssen wir doch thun! Stillschweigen können wir doch nicht, ein lautes Zeugniß müssen wir ablegen."

„Ja, das soll auch geschehen," rief ein Anderer. „Ich halte dafür, daß wir nicht blos ein lautes Zeugniß unsers lutherischen Glaubens ablegen, sondern auch Etwas thun müssen, daß Herr Gerhardt wieder in sein Amt eingesetzt werde. Unser durchlauchtigste Churfürst ist ein gnädiger, leutseliger Herr. Ich glaube, wenn wir ihm die Sache recht vorstellen, und ihm unsere Herzens- und Seelennoth recht aus einander setzen, so wird er unsere Bitte nicht verschmähen, und uns gewiß unsern theuern Lehrer und Seelsorger wieder geben. Darum meine ich, wir setzen eine Bittschrift auf an unsern gnädigsten Churfürsten und überreichen sie ihm in aller Unterthänigkeit. Ich bin zwar sonst eben kein großer Held und muthiger Mann, aber in solcher ernsten und heiligen Sache würde ich mich erdreisten, vor churfürstlicher Durchlaucht zu erscheinen."

„Das würde Euch schwer fallen, Meister Kunze," entgegnete ein anderer Bürger, ein alter Mann in grauen Haaren, der neben Meister Jung saß — „Ihr habt zwar recht, daß unser große Churfürst ein gar leutseliger Herr ist, aber wir Bürgersleute erlangen selten oder nie Zutritt zu dem Landesherrn. Und wenn es uns auch zuletzt möglich würde, so müßten wir doch vorher uns der Gunst eines Andern versichern, ohne welchen churfürstliche Durchlaucht in dieser Kirchensache nun einmal

nichts zu thun scheint. Ich meine den Herrn Oberpräsidenten, dem nun doch einmal die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Churfürsten übertragen ist. Ist dieser nicht für uns, so wird uns alles unser Bitten wenig helfen.“

„Nun gut, Meister Oerttel,“ sprach eine Stimme— „so fassen wir eine Bittschrift an den Herrn Oberpräsidenten ab. Dieser Herr ist nicht so streng und ungnädig, als er sonst wohl geschildert wird. Habe ich doch erst gestern noch, als ich der Frau Oberpräsidentin ein Dutzend Teller von dem beßten Zinne, das je aus meinem Werkofen geflossen ist, in die Küche ablieferte, die ganz besondere Ehre gehabt, mit dem gnädigen Herrn zu reden. Wenn wir diesem nun unsere Sache recht ans Herz legen, so haben wir gewonnen, und ich erbiete mich, das Wort bei ihm zu führen.“

„Ich würde Euch dazu meine Beistimmung geben, Meister Häßler,“ sagte der Vorige. „Ihr seid ja überhaupt ein Mann, der viel gereiset ist und vor großen Herren sich besser zu benehmen weiß, als wir. Jedenfalls aber werden wir nur durch den Herrn Oberpräsidenten an unsern durchlauchtigsten Churfürsten gelangen können.“

„Verzeiht mir, mein lieber Mitmeister,“ sprach hier Meister Jung, — „daß ich Euch in diesem Vorschlage nicht ganz beistimmen kann. Daß wir eine Bittschrift abfassen, darüber bin ich auch mit mir einig; aber diese muß nur an dem rechten Orte übergeben werden. Die hohen, gnädigen Herren haben es nicht immer gern,

wenn sich Bürgersleute unmittelbar an sie wenden. Wir sind Bürger und haben unsere Obrigkeit und Gott sei Dank, eine solche Obrigkeit, welche bisher mit der Kirche und dem Worte Gottes überhaupt es ehrlich und treu gemeint hat. An diese unsere christliche Obrigkeit sind wir gewiesen; wir können vertrauensvoll unsere Sache ihr empfehlen und gewiß sein, daß sie Alles zu unserm Beßten thun wird. Darum geht mein Vorschlag dahin, wir fassen eine Bittschrift ab, etwa des Inhalts: daß wir zwar über die Wiedereinsetzung unsers Herrn Propstes Lilius sehr erfreut sind, daß aber uns eine neue Wunde geschlagen worden ist, die weher thut, als die erste, nämlich daß uns unser theurer Herr Gerhardt, die Säule und Stütze unsers lutherischen Glaubens, soll genommen werden. Wir bezeugen darin, daß dieser Herr Gerhardt unsers Wissens in Worten und Werken sich allezeit so gehalten, daß auch nicht die geringste Klage hat laut werden können, und bitten unsere Obrigkeit, daß sie sich des Herrn Gerhardt bei churfürstlicher Durchlaucht annehmen möge. So handeln wir als getreue, friedliebende Bürger. Ist Euch das genehm?"

Ein allgemeiner Beifall war die Antwort auf diese Frage, und an den Mienen aller Anwesenden konnte man sehen, daß Meister Jung mit seinem Vorschlage Alle für sich gewonnen hatte. Selbst Herr Matthias, der Wirth, lächelte zufrieden und rieb sich vor Freude die Hände; ja er konnte sich's nicht versagen, dem Meister Jung seinen besondern Dank für solchen Vorschlag zu bringen. „Meiner Treu," sprach er zu ihm, „Ihr

seid doch immer der rechte Mann, lieber Meister Jung, und man hört es Euch an jedem Worte an, daß Ihr halb und halb studirt habt. Ja so ists recht, fein ordentlich und friedlich, wie es uns Bürgern geziemt. Ja, meiner Treu, — Ihr habt heute allerdings und gewissermaßen Euch selber übertroffen; denn ob ich gleich von meinen Grundsätzen, über den Partheien zu stehen, nicht lassen kann, so muß ich Euch doch gestehen, daß ich Euch vollkommen beistimme."

„Laßt es nur gut sein," antwortete ihm Meister Jung — „wir kennen uns Beide ja seit langer Zeit. Füllet mir lieber noch einmal meinen Krug." —

Dadurch hatte Jung nun vollends des Herrn Matthias Herz gewonnen und er beeilte sich, dem Verlangen zu genügen. Jung aber fuhr fort: „Was du thun willst, das thue bald, heißt es in der Schrift. Darum dächte ich, lieben Mitbürger und Freunde, wir setzten gleich hier die Bittschrift auf und gingen nicht eher aus einander, als bis wir dieselbe unterschrieben haben. Zur Abfassung der Schrift wird aber Niemand besser taugen, als Herr Musikdirector Ebeling."

„Ich?" fragte Ebeling bestürzt. „Wo denkt Ihr hin, lieber Meister Jung? Musiker sind selten gute Briefsteller! Ja, wenn es gälte, unser Anliegen auf Noten zu setzen, da wollte ich eine tüchtige Symphonie zusammenstellen mit viel Unisono in den Hauptsätzen, und einigen Fugengängen im Eingange; aber auf Buchstaben verstehe ich mich nicht zum Beßten, lieber Meister Jung. Niemand ist der rechte Mann, als Ihr selber."

„Ja, Meister Jung soll die Schrift aufsetzen,“ rief es stürmisch von allen Seiten. „Niemand anders, als Meister Jung.“ —

„Nun, ich will es versuchen,“ sagte dieser offen und freundlich und ohne allen Schein von befriedigter Erwartung. Er forderte vom Wirthe Papier, Feder und Tinte. Während nun Jung die Bittschrift niederschrieb, herrschte eine tiefe Stille in der großen Gesellschaft; man wagte sich nur gegenseitig ins Ohr zu flüstern. Das war allerdings zunächst eine Folge des Ansehens und der Achtung, in welcher Meister Jung unter den Bürgern stand, aber dann auch ein Beweis von der aufrichtigen Liebe zu dem Diaconus Gerhardt und von der gewaltigen Erschütterung und Bestürzung, welche die Nachricht von Gerhardts Amtsentsetzung hervorgebracht hatte. Als Meister Jung mit Aufsetzung der Schrift fertig war, erhob er sich und sprach: „Ich werde nun euch lesen, was ich geschrieben habe. Ist euch Dies oder Jenes nicht recht, so sagt es laut und frei. Und nun höret:

> Wohlehrenveste, Großachtbare und Wohlweise, insonders großgünstige und hochgeehrte Herrn Bürgermeister und Rathmannen.

Denenselben sind unsere willigen und gehorsamen Dienste jederzeit zuvor und wird Ihnen sowohl als uns sattsam bekannt sein, was bisher in unserer lutherischen Kirche für ein Riß geschehen. Ob nun

zwar wir von einer Zeit zur andern verhoffet, es würde solcher wieder geheilet und Alles in stille Ruhe gesetzet werden, uns auch ein Blick desselben dadurch widerfahren, daß der Herr Propst M. Lilius sein voriges Amt wieder zu üben überkommen, so ist uns und unserer Kirche doch wieder ein neuer Schmerz darin zugestoßen, daß wir erfahren müssen, daß Herr Paul Gerhardt, unser geliebter Prediger und Seelsorger, uns auch will entzogen, und er wegen versagter Unterschreibung des churfürstlichen Edictes seines Amtes entlassen worden.

Aber es ist ja Einem Edlen Rathe und den ganzen beiden Städten Berlin und Cöln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider Sr. churfürstl. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat Alle und Jede zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben bis Dato geführet und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.

Was wird dann aus uns oder unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten und Die, so mit ihrem Gebete bisher noch vor dem Zorn Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land oder Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen wollen?

Dannenhero ersuchen Einen Edlen Rath wir hiermit ganz dringlich und gehorsam, Sie wollen sich doch unser, unserer Kirchen und deren Prediger getreulich annehmen, für dieselben, sonderlich aber für gedachten Herrn Gerhardt treufleißig sollicitiren und es bei Seiner churfürstl. Durchlaucht unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, ehrliche und in vielen Landen berühmte Mann uns möge gelassen und ihm wegen seines darüber gemachten Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde.

Wir getrösten uns gewieriger Resolution und verbleiben

Unseren großgünstigen und hochgeehrten Herren

Gehorsame
Sämmtliche Verordnete der Bürgerschaft
zu Berlin.''

„Ja, so ist's recht, das ist gut,'' rief es von allen Seiten, als Meister Jung das Vorlesen der Schrift beendigt hatte. „Das wollen wir Alle unterschreiben, das ist uns ganz aus der Seele geredet.''

„Es wird hinreichen,'' sagte Jung, „wenn der Obermeister eines jeden Gewerkes unterschreibet, falls Ihr nämlich, lieben Mitbürger und Freunde, dazu Vollmacht habt.''

„Ja, die haben wir,'' riefen die Einen, und die Andern setzten hinzu: „Die geben wir, und Gott lasse unsere Bitte gesegnet sein.'' —

Und so ward denn diese Vorstellung der Bürgerschaft und der Gewerke zu Berlin an den Magistrat unterzeichnet. Das Original, welches heute noch in dem königlichen Ministerial-Archiv zu Berlin sich befindet, hat folgende Unterschriften:

Im Namen der gesammten Tuchmacher und Gewandtschneider unterschreibet
Lorentz Oerttel und Andreas Jung
beide Handwerksmeister.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schuhmacher in Berlin unterschreibe
ich Gabriel Schumann.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Bäcker in Berlin unterschreibe ich
Joachim Liebrecht.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schlächter in Berlin unterschreibe
ich Wolf Starke.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Kürschner
Christian Kuntze.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Schneider unterschreibe ich
Jonas Seyffard.

In Vollmacht eines ganzen ehrbaren Handwerks der Zinngießer unterschreibe ich Solches
Jonas Christoph Häßler,
Zinngießer.

Als die Unterschrift vollzogen war, verließen die Bürger friedlich und ruhig, und nachdem Meister Jung die Abgabe an den Rath übernommen hatte, das Wirthshaus an der langen Brücke. Wir aber werden sehen, welchen Erfolg diese Bittschrift hatte.

Cap. 6.

Der Hausgottesdienst.

Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern und mitten in der Gemeine dir lobsingen!

Hebr. 2, v. 12.

Unsere Geschichte führt uns in die Amtswohnung des Diaconus Gerhardt, der durch seine so schnell über ihn ausgesprochene Amtsentsetzung die allgemeine Aufmerksamkeit der Residenz, ja der ganzen Churmark auf sich gezogen hatte. In dem Familienzimmer finden wir die Mutter mit ihrem Sohne, dem noch nicht vierjährigen Paul Friedrich, welcher durch seine kindliche Fröhlichkeit nicht im Stande war, den ernsten, trauernden Blick der Mutter aufzuheitern.

„Warum bist du aber so traurig, liebe Mutter?" fragte der Knabe. „Bin ich denn vielleicht ungehorsam gewesen?"

„Nein, mein guter Fritz," antwortete sie — „ich bin nur traurig, weil wir bald unser Haus werden verlassen müssen."

„Und wo gehen wir hin?“ fragte der Kleine fröhlich weiter.

„Das weiß der liebe Gott,“ entgegnete die Mutter ernst. „Vielleicht ins Elend.“

„Und ist es dort hübsch?“ fuhr Fritz in seinen fröhlichen Fragen fort.

„Du gutes, liebes, unschuldiges Kind,“ rief die Mutter aus und küßte den Sohn unter Thränen. „Das Elend ist ein großes, ödes, wüstes Haus, wo nur arme und unglückliche Leute wohnen, wohin selbst der Bettler uns nicht nachfolgen wird, weil nichts für ihn zu finden ist.“

„Aber der liebe Gott wohnt doch auch darin, nicht wahr, liebe Mutter?“ fragte der Knabe.

„Ja, ja,“ antwortete sie und über ihr bleiches Angesicht fiel ein Strahl göttlicher Freude. „Das ist der armen Leute einziger Trost, daß der liebe, gute und gnädige Gott auch in ihrem Elende bei ihnen ist. Er ist oft der einzige Freund, der ihnen bleibt, und darauf wollen auch wir hoffen und unsern himmlischen Vater bitten, daß er uns nicht verlasse und versäume.“

„Das wird er auch gewiß nicht, liebe Frau Pathe,“ setzte die eintretende Jungfer Dorothea hinzu. „Ich bringe Euch dazu schon eine gute Botschaft.“

„Die können wir brauchen, liebe Dorothea,“ sprach die Hausfrau. „Willst Du das Täublein mit dem Oelzweige sein in unserer Bedrängniß?“

„Entfernt alle Traurigkeit aus Eurer Seele,“ sagte Dorothea. „Denn eben so sehr, als die churfürstliche

Ungnade Euren Gatten niederdrücken möchte, eben so hoch erhebt ihn die Liebe seiner Gemeinde wieder. Ihr könnt mir glauben, es ist Niemand in unserer Stadt, der nicht sein Haus öffnen würde, Euch darin aufzunehmen, wenn es, was Gott verhüten wird, so weit käme, daß Ihr dies Haus verlassen müßtet. Die gesammte Bürgerschaft ist in einem Bittschreiben an den Rath unserer Stadt eingekommen, daß er sich zu Gunsten Eures Gemahls bei dem Churfürsten verwenden möge. Und das ist geschehen. Der Herr Bürgermeister Tieffenbach hat meinem Vater gesagt, daß das Bittschreiben bereits abgegeben ist, und daß der wohllöbliche Rath auf das Beweglichste die Sache dem Churfürsten vorgestellt hat."

„Und Du glaubst, daß dies uns helfen wird?" fragte Frau Gerhardt mit schmerzlichem, zweifelhaftem Lächeln.

„Ganz gewiß," versicherte die Jungfrau. „Bedenkt doch nur, es wäre ja die unchristlichste Härte gegen Euren Herrn Gemahl, und die größte Grausamkeit gegen die arme, verlassene Gemeinde, wenn solche Bitten zurückgewiesen würden. Was hat denn Herr Gerhardt gethan? Er hat sich geweigert, den Revers zu unterschreiben, jedoch nicht aus Ungehorsam gegen Menschen, sondern aus Gehorsam gegen Gott, der durch sein Gewissen zu ihm redet. Ist es denn Herrn Gerhardts Schuld, wenn Menschen- und Gottesgebot in dieser Sache sich nicht vereinigen lassen? In dem Reverse sollen, wie mir der Vater erklärt hat, die lutherischen

Geistlichen versprechen, die Reformirten weder zu schelten noch zu schmähen; ist das nun nicht eine Kränkung für Herrn Gerhardt, schriftlich zu versprechen, das für die Zukunft zu unterlassen, was er bisher ohne Unterschrift in keinem Worte verschuldet hat? Gibt ihm nicht die ganze Gemeinde das Zeugniß, daß er in seinen Predigten des reformirten Glaubens niemals Erwähnung gethan? Weiß ich dies nicht am Beßten, da ich wohl keine einzige Predigt verabsäumt habe, die Herr Gerhardt zu St. Nicolai gehalten hat? Ist nicht sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Zeugniß, daß er in Frieden und Liebe lebt mit Jedermann? Wo ist ein Wort, ein Werk, das bei ihm nicht aus dem wahren Christenthum gekommen wäre? Ist auch nur Einer in der Gemeinde, der auch nur je das kleinste Aergerniß an ihm hätte nehmen können? Darum sage ich, es ist unmöglich, daß der Churfürst in seiner Strenge gegen Euren Gemahl beharrt.“

„Du gutes Kind,“ sagte die Hausfrau. „Dein Trost kommt aus gutem, christlichem Herzen. Aber in diesem unglückseligen Kirchenstreit gilt die menschliche Macht mehr, als die Macht des Wortes Gottes. Dazu kommt, daß unser Churfürst meinem armen Paul ganz besonders abgeneigt ist —“

„Glaubt das nicht,“ fiel Dorothea schnell ein. „Als vor acht Jahren der Churfürst das märkische Gesangbuch herausgeben ließ, hat er da nicht fast alle geistlichen Lieder Herrn Gerhardts darin aufnehmen lassen? Ja, hat er nicht geäußert, daß Herrn Gerhardts

Lieder eine wahre Zierde des Gesangbuchs sein? Ich bin zwar ein sehr unverständiges Mädchen, und habe von dem Laufe der Welt keine Kenntniß, aber soviel meine ich doch, daß es nicht möglich ist, Herrn Gerhardt zu hassen, wenn man seine Lieder liebt. Warum wollt Ihr also, liebe Frau Pathe, allen Trost von Euch weisen? Warum wollt Ihr nur Trauriges und Trübes in Eurer Zukunft sehen, und nicht auch Fröhliches?"

„Da verkennst Du mich, Dorothea," antwortete Frau Maria Gerhardt ernst. „Wenn ich Deinen Tröstungen keinen Glauben beimessen kann, so geschieht es nur in Bezug auf unsern durchlauchtigsten Churfürsten, der nun einmal, was Du mir auch dagegen sagen magst, meinem armen Paul nicht gnädig gesinnt ist. Er ist dem Churfürsten als ein hartnäckiger Feind und Widersacher seines sogenannten Friedenswerkes geschildert worden; es ist mir wohl bekannt, daß gerade mein Gerhardt die Strenge des Gesetzes am Meisten erfahren soll, weil er nach des Herrn Reinharts Vertreibung und des Herrn Propstes Unterwürfigkeit unter churfürstliche Befehle für das Haupt der lutherischen Kirche in Berlin gehalten wird. So groß darüber meine Freude ist, die Gattin eines Mannes zu sein, der um seiner Glaubenstreue willen von seiner Gemeinde eben so geliebt, als von den Feinden gefürchtet und gehasset wird, so groß und gerecht ist darüber auch mein Zweifel an einen guten Ausgang der traurigen Spaltung. Auch thust Du mir Unrecht, Dorothea, wenn Du mich alles Trostes baar und ledig glaubst. Nein, mein Kind, ich habe meines Gottes

Barmherzigkeit und Treue in zu großen und schweren Prüfungen meines Lebens erfahren, als daß ich jemals wankend werden sollte in meinem Vertrauen auf Ihn, dessen Hand nie zu kurz ist, mir zu helfen, und dessen Gnade ohne Grenzen ist. Als mein Gatte aus dem Consistorio zurückkam und er mir seine Amtsentsetzung mittheilte, wollte ich für den Augenblick, weil der Schlag doch schneller kam, als ich gefürchtet hatte, muthlos werden, aber Gerhardt legte seine Hand auf meine Stirn und sprach:

Auf Gottes Liebe mußt du stehn
Und dich nicht lassen fällen
Wenn auch der Himmel ein wollt' gehn,
Und alle Welt zerschellen.
Gott hat uns Gnade zugesagt;
Sein Wort ist wahr, wer sich drauf wagt,
Dem kann es nimmer fehlen.

Da schämte ich mich meines Kleinmuthes. Es war ja nur eine irdische Sorge, und die sind nimmer dem Herrn angenehm, wenn sie der Glaube nicht überwinden, nicht tragen kann. Was habe ich auch noch viel auf dieser Erde zu schaffen! Ich weiß es, in meinem Gebein naget der Wurm des Todes und ich werde vielleicht bald erlöset sein.''

,,Ach redet nicht also,'' bat die Jungfrau. ,,Habt Ihr nicht vorhin selbst gesagt, Gottes Hand sei nie zu kurz, um zu helfen? Warum sollte also bei Euch Gottes Hilfe nicht möglich sein?''

,,Nicht möglich?'' wiederholte Frau Gerhardt fra-

gend. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Aber es hieße auch, seines Gottes vergessen, unzweifelhafte Merkmale unserer leiblichen Auflösung, die doch nach Gottes Ordnung über uns kommen, nicht achten wollen. Doch ich sehe, Dorothea, daß Dich dies traurig macht und so laß uns nicht mehr davon reden. Auch höre ich, daß Jemand in der Hausflur schreitet, und irre ich mich nicht, so ist das Herr Ebeling, ein alter Junggeselle, vor dem Du Dich in Acht nehmen magst, Dorothea. Denn so viel ich gemerkt habe, hat er Dich von Grund des Herzens eben so lieb, als er sich Mühe gibt, dies Niemandem, am Wenigsten Dich merken zu lassen."

Dorothea erröthete über und über und nahm, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den kleinen Fritz auf ihren Schoos. Unterdeß ging die Thüre auf und Herr Ebeling trat ein. Er verbeugte sich in aller Zierlichkeit gegen die Frauen, zog dann aus seiner breiten Tasche zwei schmale, lange Büchlein und sagte: „Es ist ein ganz besonderes Glück für mich, unter allen Frauen dieser Erde gerade diese Zwei, welchen ich das erste Dutzend der von meiner allerwenigsten Person mit wohl disponirten Melodieen versehenen geistreichen Lieder unseres hochgeehrten und werthen Herrn Paulus Gerhardt eigenhändig zu überreichen gesonnen bin, hier zusammen anzutreffen, und zwar Euch, Frau Gerhardt, weil Ihr an diesen Liedern nächst dem Dichter, Eurem Herrn Gemahl, das meiste Recht habt, und Euch, Jungfer Dorothea, weil Ihr diese Lieder am Schönsten und Erquicklichsten singet."

„Ich danke Euch," sagte Frau Gerhardt, indem sie das für sie bestimmte Heftlein in Empfang nahm; „Ob es sich gleich zur Zeit, wo das Herz äußerer Trübsal wegen krank ist, weniger gut singen läßt, als vielmehr still und lautlos seufzen und beten, so weiß ich doch, welchen Schatz ich in diesen Liedern habe und werde mich daran ergötzen."

Als Frau Gerhardt hier schwieg und Dorothea sich genöthigt sah, doch irgend ein Wort des Dankes zu sprechen, sagte sie: „Ihr thut mir der Ehre zu viel an, Herr Ebeling. Habt Ihr doch seit Jahren die allergrößte Mühe mit mir, und bleibe ich dennoch Eure ungelehrige Schülerin."

„Ihr seid allzu bescheiden, liebe Jungfer," entgegnete der Musikdirector. „Denn so wie der Höchste im Himmel den werthen und liebreichen Frauen unter andern nicht geringen Eigenschaften auch eine sonderbare, angenehme und holdselige Stimme beigelegt hat, um deretwillen sie nicht allein von dem Manne auch außer dem Augenscheine erkannt und geliebt werden, sondern womit sie auch des Schöpfers menschenliebende Gnade singen und preisen sollen, so könnt doch namentlich Ihr, liebreiche Jungfer, die Ihr mit Eurer Stimme das männliche Geschlecht gleichsam in eine Dienstbarkeit einsingt und gebunden haltet, unserm Gott im Himmel kein besseres tägliches Opfer bringen, als wenn Ihr, gleichwie von den Engeln im Himmel und von den Vögeln unter dem Himmel geschieht, hier auf Erden gleichsam als irdisches Engelein bald einen Dank- und

Lobgesang, bald ein Klag- und Trostliedlein anstimmet, und also der Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschiehet."

„Hütet Euch, mein Freund," sagte Frau Gerhardt lächelnd, als sie sah, daß Dorothea außer Stand war, auf diese Rede zu antworten — „hütet Euch, daß Ihr uns arme Frauen nicht zu hoch stellet. Es möchten nicht alle Männer Euch in solchem Frauenlobliede beistimmen."

„Leider habt Ihr recht, ehrsame Frau," sprach Ebeling — „und will man namentlich um unserer allgemeinen Mutter Eva willen, welche den Mann zur Sünde verführt, allerlei Uebles von den Frauen reden. Aber solche Leute vergessen ganz, daß die Frauen von Gott und unserm Herrn Christo mannigfache große Ehren und Vorzüge vor uns Männern empfangen haben. Ist nicht schon der Mutter Eva die Verheißung geschehen, welche Hoffnung durch die Jungfrau Maria der ganzen Welt zum Beßten erfüllt worden ist? Hat sich nicht unser Heiland nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen offenbaren und zeigen wollen? Sind nicht die Weiber von der Zeit an die eifrigsten gewesen, welche die Predigt des heiligen Evangelii angenommen haben? Waren es nicht die Frauen, durch welche die Erkenntniß Gottes und seines Christi bei der Apostel Zeiten und in der ersten christlichen Kirche ausgebreitet und aller Orten emsiglich befördert wurde? Noch heut zu Tage sind die Frauen andächtiger im Gebete, fleißiger in allem Gottesdienste, auch zur Demuth und Nachsicht viel geneigter,

als die Männer. Darum sage ich, die Frauen sind es, welche den lobsingenden Engeln nachfolgen und mit geistlichen Liedern die Ehre Gottes am Lieblichsten singen und preisen."

Herr Ebeling behauptete mit dieser seiner Lobrede auf die Frauen um so mehr den Sieg, als diesen durch den Eintritt Paul Gerhardts das Wort abgeschnitten wurde. „Das sind mir die rechten Freunde," sagte der Diaconus lächelnd — „die den Gefallenen nicht verlassen, sondern ihn in seinem Exile besuchen."

„Im Exile?" fragte Ebeling verwundert. „In der Verbannung, Herr Diaconus?"

„Nun, es ist nicht viel anders," antwortete Gerhardt. — „Zwar bin ich noch nicht aus der Stadt vertrieben und darf sogar noch in meiner Amtswohnung herbergen, aber bin ich nicht aus dem Hause Gottes vertrieben? Bin ich nicht verbannt von Kanzel und Altar? Bin ich nicht vom Krankenbette meiner Gemeindeglieder vertrieben, denen ich wohl als ein besuchender Freund ein tröstliches Wort zusprechen, aber die hungernden Seelen nicht mit dem Leib und Blute des Herrn im heiligen Abendmahle sättigen darf? Diese Strafe ist härter, denn die Herren des Consistorii glauben."

„Und am Härtesten für uns, ehrwürdiger Herr Pathe," sagte Dorothea. „Aber das ist mein Trost, daß vielleicht schon morgen Alles wieder gut werden wird. Nicht wahr, Herr Pathe, Ihr hoffet dasselbe?"

„Ich wünsche es von ganzem Herzen," antwortete

dieser — „aber hoffen kann ich es leider nicht. Und daran sind meine Freunde gerade mehr schuld, als meine Feinde?“

„Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ fragten mit der Hausfrau zugleich die beiden Andern.

„Es war zu fürchten,“ fuhr nun Gerhardt fort, „daß unser Propst Lilius durch seine Unterschrift des Reverses zwar wohl die Gunst des Churfürsten und der Reformirten überhaupt, aber keineswegs die Zustimmung der lutherischen Geistlichen und der Gemeinde sich gewinnen werde. Das Letztere hat sich auch erfüllt. Wenn auch Einige dem alten Manne Glück wünschen, daß er in sein Amt wieder eingesetzt worden ist, so sehen doch die Meisten dies als einen Verrath am lutherischen Glauben an und es sind schon bittere Aeußerungen gethan worden, welche den ehrwürdigen Propst tief kränken müssen. Wenn nun schon dadurch die Gunst des Churfürsten gegen unsere Kirche sich nicht vermehren kann, so geschieht dies noch weniger dadurch, daß mir in meinem allerdings beklagenswerthen Schicksale das Beileid der Bürgerschaft und des wohllöblichen Magistrats auf eine zu außerordentliche Weise erwiesen wird. Gott behüte mich, daß ich durch solche Reden eine Anklage gegen unsern gnädigsten Landesherrn erheben wollte, aber es liegt in der natürlichen Schwachheit des menschlichen Herzens, Worte und Werke Anderer zu mißdeuten. Ich gelte doch in den Augen des Churfürsten als ein ungehorsamer Unterthan, der nur die wohlverdiente und angedrohte Strafe seines Ungehorsams trägt. Ist nun dies

Gericht über mich ein gerechtes, so muß es die Billigung des ganzen Landes erhalten, aber dies ist eben nicht der Fall; und indem meine Freunde mir zugethan bleiben und ungewöhnliche Schritte zu meinem Beßten thun, treten sie in Zwiespalt mit den landesherrlichen Gesetzen. Es wäre besser für mich, wenn mich die Gemeinde meinem Schicksale überließe; dann würde die Gnade des Churfürsten mir zutheilen, was mir sein gegebenes Gesetz jetzt nothwendig verweigern muß."

„Wie?" fragte Dorothea mit Verwunderung. — „Wolltet Ihr von der Gnade annehmen, was Ihr vom Rechte fordern könntet?"

„Warum nicht, liebe Dorothea?" antwortete Gerhardt. „Ich weiß, daß der Churfürst mir nur aus Gnaden geben kann, was mir frommt. Das Gesetz ist gegeben und muß befolgt werden. Ich habe sogar die vesteste Ueberzeugung, daß der Churfürst das Gesetz aus wahrer Fürsorge für des Landes und der Kirche Wohl und in der sichern Erwartung gegeben hat, die beiden Kirchen seines Landes in Eintracht und Frieden zu bringen. Und darum ist mir eben die Hoffnung genommen, auf dem Wege Rechtens wieder in mein Amt eingesetzt zu werden. Will aber churfürstliche Durchlaucht aus Gnaden mir vertrauen, daß ich auch ohne Revers nicht als Feind und Widersacher seiner Kirche handeln werde, warum sollte ich diese Gnade nicht annehmen, da sie mir meiner Seele Leben, nämlich die Arbeit im Dienste meines Heilandes zurückgiebt?"

„So seid Ihr also gegen den Churfürsten nicht erzürnt?“ fragte Dorothea.

„Gott behüte mich davor,“ antwortete Gerhardt. „Wäre ich erzürnt gegen ihn, so müßte es ja nur deshalb sein, weil ich ihn für einen ungerechten Fürsten hielte, oder weil ich mich, gegen den Willen meines Erlösers, vor Denen fürchtete, welche wohl den Leib tödten mögen, aber die Seele nicht tödten mögen. Nein, liebe Dorothea, ein jeder Knecht steht und fällt seinem Herrn. Auch der Churfürst ist des Herrn Knecht; Er, der aus Gnade zum Hirten eines ganzen Volkes gesetzt worden ist, weiß wohl, daß er darüber dem Könige der Könige Rechenschaft schuldig ist und sie einst geben muß. Der Churfürst kann nach seinem Gewissen nicht anders, und auch ich nicht. Ihm ist die Macht gegeben, mir mein Amt zu nehmen, mich in die Verbannung zu schicken; läßt ihm sein Gewissen Solches zu, so muß ich mich demüthig unter seinen Willen fügen und Alles Dem anheimstellen, der da recht richtet.“

Bei den letzten Worten wurde Gerhardt durch ein Geräusch in der Hausflur unterbrochen, das immer stärker wurde und das Herannahen vieler Männer erkennen ließ. An der Thüre ließ sich ein bescheidenes Klopfen hören und dann trat Meister Schumann, der Schuhmacher, herein und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich erscheine als ein Abgesandter von etwa dreißig ehrbaren Meistern und Bürgern unserer Stadt, welche sämmtlich in der Hausflur versammelt sind. Wir kommen nicht zu Euch, um Euch unser Beileid über das

Euch betroffene schwere Schicksal auszudrücken; denn wer mit solcher Glaubenstreue, wie Ihr, die Schmach vor der Welt wählte, wo er durch Abfall vom Glauben Ruhm und Ehre vor der Welt sich bereiten könnte, der bedarf keines Beileides. Nur der Unglückliche will und muß Mitleid empfangen. Und das sind wir, ehrwürdiger Herr! Wir sind die geschlagene Heerde ohne Hirten; indem churfürstliche Durchlaucht leibliche Noth über Euch verhängt hat, sind wir in große Seelennoth gekommen."

„Niemand kann das tiefer beklagen, als ich," entgegnete Gerhardt, als der Bürger hier schwieg. „Aber, lieber Meister Schumann, es steht nicht in meiner Macht, Solches zu ändern."

„Und doch," sagte der Bürger schnell. „Hätte das Consistorium Euch nicht Eures Amtes entsetzt, so hättet Ihr uns diesen Morgen eine Predigt gehalten. Aber die Kanzel steht verwaiset! Sollen wir nun heute ohne Gottes Wort bleiben? Ehrwürdiger Herr, wir sind an Tag und Stunde, wo Ihr an heiliger Stätte von Christo zeuget, so gewöhnt, daß wir den Tag für verloren halten, wo uns dies Zeugniß fehlt. Es ist, als wollte die Arbeit nicht von Statten gehen, als fehlte der Segen im Hause. Darum kommen wir zu Euch, wie einst die Schüler zum Herrn und sprechen: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" Wir kommen mit der Bitte: Gebt uns ein Zeugniß von Christo, erleuchtet, stärket und tröstet uns mit dem Worte des

ewigen Lebens, das Euch vom Herrn gegeben ist! Gebt uns Euren Segen, damit wir arbeiten können."

„Ich bin solcher Bitte nicht werth," entgegnete Gerhardt. „Vergesset nicht, daß ich ein armer sündiger Mensch bin, auf welchem des Churfürsten Ungnade lastet! Ja, bedenket, daß ich, als von meinem Amte entfernt, für diese Zeit aufhören muß, Euer Lehrer und Seelsorger zu sein, und daß" —

„Herr," unterbrach ihn Meister Schumann schnell — „nehmt mir meine Worte nicht übel, aber wir meinen, daß churfürstliche Durchlaucht Euch wohl Kanzel und Altar verbieten, aber Euch nicht befehlen kann, zu schweigen von Gott und seinem Worte. Weltliche Macht kann wohl das äußere Band durchschneiden, welches die Heerde mit dem Hirten vereinigt, aber nicht das Band, das ihre Seelen zusammenhält. Weltliche Macht kann den Hirten schlagen und vertreiben, aber nicht verbieten, daß die Heerde dem Hirten nachgehet und sich wieder um ihn sammelt. Ist es Euch verboten, uns das Evangelium im Hause Gottes zu predigen, so ist Euch doch noch Euer Haus geblieben; und daher kommen wir zu Euch, ehrwürdiger Herr, und bitten: lasset uns nicht ungestärkt, nicht ungesegnet von Euch."

„Ihr habt recht, Meister Schumann," antwortete Gerhardt nach einigem Zögern. „Ich verdiene Euren Vorwurf! Es war nichts, als unzeitige Menschenfurcht, die mich Euch widersprechen ließ. Lasset Eure Freunde und Mitbürger eintreten."

Und durch die geöffnete Thüre schritten langsam und

feierlichen Ernstes die harrenden Männer ein in solcher Zahl, daß das Zimmer sie nicht alle fassen konnte und die Thüre geöffnet bleiben mußte. Dann wandte sich Gerhardt zu Ebeling und sagte: „Es soll wohl sein, mein theurer Freund, daß Ihr eben zugegen seid. So setzet Euch denn ans Clavier und singet und spielet uns ein christlich Lied, das unsere Herzen zur Andacht stimmt.“

Ebeling säumte nicht, dem Verlangen zu willfahren; er blickte auf die beiden Frauen und sprach: „Es sollte auch wohl sein, daß ich Euch zu jetziger Stunde das Heftlein Lieder überreicht, damit wir in solcher Gemeinschaft den Herrn Jesum preisen können. Schlaget das sechste Lied auf: den Lob- und Bittgesang an die Brust des Herrn Jesu und singt mit mir.“

Und ohne unzeitige Weigerung oder Scheu thaten die beiden Frauen, wie ihnen geheißen war; und nachdem Ebeling ein kurzes Vorspiel geendet hatte, sangen die drei Stimmen also:

Gegrüßet seist du, Gott mein Heil
Mein ein'ge Lieb und schönstes Theil,
Gegrüßet seist du, werthe Brust
Du Gottesthron, du Menschenlust,
Du Träger aller Bürd' und Last,
Du aller Müden Ruh und Rast!

Mein Jesu, neige dich zu mir
Mit deiner Brust, damit an dir
Mein Herz in deiner Lieb entbrenn',
Und von der ganzen Welt sich trenn'.
Halt Herz und Brust in Andacht reich
Und mich ganz deinem Willen gleich.

Mach Herr, durch deines Herzens Quell
Mein Herz von Sünden rein und hell,
Der du bist Gottes Glanz und Bild
Und aller Armen Trost und Schild:
Theil aus dem Schatze deiner Gnad
Auch mir mit Gnade, Rath und That.

Schon bisher hatten einige Stimmen aus der Männerversammlung sich dem dreistimmigen Gesang leise beigemischt; aber jetzt stimmte, wie auf ein gegebenes Zeichen, der ganze Chor mit ein und sang:

O süße Brust, thu mir die Gunst
Und fülle mich mit deiner Brunst,
Du bist der Weisheit tiefer Grund,
Dich lobt und singt der Engel Mund,
Aus dir entspringt die edle Frucht,
Die dein Johannes bei dir sucht.

In dir wohnt alle Gottesfüll'
Hast Alles, was ich wünsch' und will,
Du bist das rechte Gotteshaus;
Drum, wann zur Welt ich muß hinaus,
So schließ mich treulich in dir ein,
Und laß mich ewig bei dir sein.

Als der Gesang bei diesem Verse endete, und die tiefste, feierlichste Stille in der Versammlung herrschte, nahm Paul Gerhardt das Wort und sprach: „Ihr habt euch, lieben Freunde, mit eurem Anliegen zu mir gewendet und suchet, wie ihr sprechet, Rath, Kraft und Trost bei mir! Wie reich wäre ich nun, ich armer Mann, wenn ich solches Alles nach Wohlgefallen austheilen

könnte! Ich kann nur mit euch den Quell alles Lichtes und alles Trostes bitten, daß er sich öffne über uns und uns in dieser Zeit Leiden erfrische und stärke. Darum, was unser Herz krank und schwach macht, alle Mühseligkeiten unsers täglichen Lebens laßt uns Dem befehlen, der allein rathen, helfen und trösten kann, der, so lange die Welt steht und ein niedergeschlagenes Menschenherz zu ihm aufschaut, noch in keinem Dinge seine Treue über uns arme Menschen vergessen hat. Sprechet nicht: unser Leiden ist groß und schwer, Gott ist immer größer, als unser Herz mit allen seinen Sorgen und Aengsten. Schauet auf Gott, wie er seit Anbeginn der Welt Sonne, Mond und Sterne in ihrer Ordnung und Klarheit erhält, wie er den Wolken gebietet, daß sie ihren Wasserquell und ihren Blitz und Donner über den ganzen Erdkreis tragen! Sind nicht die Winde seine Engel, und Feuerflammen seine Diener? Wo nun auf das allmächtige Gebot eine ganze Schöpfung ihren Weg gehet und dem Wurm im Staub seine Lebenszeit, seine Nahrung, sein Weg, den er gehen soll, gesetzet ist, da wird auch des Menschen Fuß noch Raum haben!

Wo es aber dem Menschen übel und traurig geht, wo schon das kleinste Leid ihn zu Boden drückt, wo die beßte Christenhoffnung doch nur wie ein leichtes Körnlein auf das Herz fällt, so daß es jedes Lüftchen hinwegtreibet, da ist's nur, weil das Gottvertrauen zu Schanden geworden ist! Wer mit seines Tages Last und Arbeit bestehen und Alles wohl hinausführen will, der muß

bedenken, wie Gott die Welt von jeher gerichtet und regiert hat, dann wird er getröstet werden. Wo zwischen des Menschen Werk und Gottes Werk nicht der heilige Geist das Band knüpfet, da ist eitel vergebliche Mühe und Arbeit, da sind Sorgen und niemals Ruhe, da ist Gram und Angst und niemals Freude und Friede, da ist Qual und Pein und niemals Zuversicht und vestes Hoffen! Selbst der bitterste Schmerz und der tiefste Gram haben vor Gott noch nichts ausgerichtet, es sei denn, daß das gläubige und vertrauende Herz mit seinem Bitten und Beten mit darein geredet hätte!

Es ist ein thörichtes Beginnen, dem Herrn im Himmel die Nöthe und Aengste dieses Lebens vorzuerzählen, noch thörichter aber, dem Herrn rathen zu wollen, wie er Dieses oder Jenes in unserm Leben hinausführen solle. Hat nicht der Herr von Anfang an die Erde und Alles, was darauf ist, geordnet? Ist seine Weisheit, seine Gnade und Treue nicht von Ewigkeit her? Weiß er nicht am Beßten, was uns armen sterblichen Menschen gut oder böse ist? Hat er nicht unsere Tage gezählet, ehe derselben noch einer da war? Und was er von Ewigkeit her uns erwählet hat, das führt er aus über uns und läßt sich auch nicht ein Fünklein davon hinwegnehmen. Von ihm kommt die Trübsal, von ihm aber auch die Kraft; und will der Herr uns erretten, so kann er auf tausend Wegen zu uns kommen und Niemand kann fragen: Herr, was thust du? Zwar fragt der Mensch in seiner Hoffart gern also, und von jeher haben sich Gewaltige dieser Erde aufgelehnt gegen

Gott und seinen Gesalbten, und haben sich geberdet, als wollten sie Gott den Herrn von seinen Wegen vertreiben! Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer. Und er wird mit ihnen Allen, die ihm widerstehen, noch reden in seinem Zorn und mit seinem Grimme wird er sie schrecken. Denn was Gott haben will, das muß hinausgeführt werden, das kann der Mensch nicht hindern.

Darum lasset euch nicht niederschlagen in eurem Hoffen und Vertrauen, stehet vest und unbeweglich! Und hätte Euch das Unglück in die tiefste Tiefe des Elendes hinabgestürzt, die Hand des Herrn ist immer noch lang und kräftig genug, euch wieder herauszuziehen. — Und er will es thun, wie er verheißen hat, daß seine Gnade nicht weichen soll von seinen Getreuen. Aber Geduld ist euch vonnöthen, sagt die Schrift; Geduld aber kommt aus dem Glauben und hängt an Gottes Wort! So treibet denn von euren Herzen alle Traurigkeit; der Herr, unser Gott, der kein Böses und Ungerechtes im Menschenherzen leiden kann, kann auch nichts Trübes und Trauriges darin leiden! Und wenn auch heut und morgen unser Leid sich noch nicht endet, und unsere kleinmüthige Seele oftmals denken mag, daß Gott unserer vergessen habe, so wird doch uns Allen die Zeit und Stunde kommen, wo wir singen und preisen: der Herr hat Alles wohl gemacht.

Bis dahin leget all' euer Anliegen an die Brust des Herrn Jesu, wo das Gebet und Flehen der ganzen Christenheit auf Erden sich einiget. Denn wie der Vater

die Welten trägt in seiner Hand, so trägt der Sohn auf seiner Brust die ganze Menschheit mit ihrer Last und Bürde. Sorget aber, daß zu solcher Last und Bürde nicht noch Worte und Werke kommen, welche mit Gott und seinem Evangelio keine Gemeinschaft haben. Wer seinen Heiland von Herzen liebt, der reinigt täglich immer mehr Herz und Sinn, daß der Herr sich nicht zu sehr schämen muß, wenn er in ein armes Menschenherz einkehrt. Bittet den Herrn, daß er uns die Gunst des frommen Johannes vergönne, der an seines Meisters Brust liegen und ruhen durfte. Denn hier ist das rechte Gotteshaus, und wer in solches eingegangen ist, der wohnt im Frieden ewiglich! Amen."

Als Gerhardt seine Ansprache an die Versammlung geendet hatte und diese noch in Ruhe blieb, als erwarte sie noch Etwas, begann Ebeling zu spielen und zu singen:

Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort
So treulich bei mir stehet!
Wenn ich ihn bitte, wird kein Wort
In meiner Bitt' verschmähet
Des schwarzen Todes Hand
Somit der Hölle Band
Umgaben überall
Mein Herz mit Angst und Qual,
Doch Gott hat mir geholfen!

Und kaum hatte der Musikdirector die ersten Worte gesungen, als die Anwesenden, welche, wie es schien,

mit den gerhardt'schen Liedern eine ganz genaue Bekanntschaft hatten, mit heller, fröhlicher Stimme in den Gesang mit einstimmten. Dann sprach Gerhardt die Segensworte über sie aus und darauf gingen sie ruhig und still von dannen.

Als Meister Schumann zur Hausthüre hinaustrat, traf er auf einen kleinen, magern, überaus freundlichen Mann, der sich mit der Frage an ihn wendete: „Ihr habt wohl, lieber Herr, euren Gottesdienst hier im Hause des vormaligen Herrn Diaconi Pauli Gerhardts gehalten? Das ist löblich und christlich! Ein schöner und voller Gesang, und selbst Frauenstimmen dabei, wie ich hier unten ganz wohl vernommen habe. Zwar ist dem Herrn Paulo Gerhardt Lehren und Predigen vom hochwürdigen churfürstlichen Consistorio untersagt — indessen was thut man nicht um der hungrigen Seelen willen, die gespeiset sein wollen."

„Ich danke Euch für Eure gute Meinung," antwortete der Meister bitterlich ernst. „Indeß solltet Ihr, ehrsamer Herr Stolpe, auf irgend eine Weise Euch veranlaßt fühlen, zu erzählen, was hier vorgegangen ist, und Euch dazu die Namen der Theilnehmer erwünscht sein, so wisset zunächst, ich bin Meister Schumann, einer löblichen Schuhmacherinnung Obermeister und wohne in dem Eckhause der Heiligengeiststraße. Auf Verlangen könnte ich Euch auch ein Verzeichniß aller Derer geben, welche Ihr habt aus dieser Thüre gehen sehen und die Ihr doch wohl nicht Alle kennet. Ich empfehle mich dem Herrn Geheimschreiber zu ganz be-

sonderer Gunst.“ Und damit schritt Meister Schumann von dannen.

Herr Stolpe aber sah ihm süßlächelnd nach und sprach dann für sich hin: Artige Leute, diese lutherischen Bürger! Wahrhaftig, sie sollten mich dauern, wenn sie Unannehmlichkeiten davon hätten. —

Cap. 7.

Das churfürstliche Rescript.

Wehe ihnen, denn der Tag ist gekommen, die Zeit ihrer Heimsuchung!
Jerm. 50, v. 27.

Zum dritten Male führt uns der Verlauf unserer Geschichte in das Wirthshaus an der langen Brücke, und zwar in eine Versammlung hinein, in welcher eine große, und wie es schien, nicht eben freudige Aufregung herrschte. Herr Matthias, der Wirth, war in voller Thätigkeit, und so sehr er sonst in Sachen des Glaubens über den Partheien stand, so sehr nahm er doch in Sachen des Wissens in so fern Parthei, als er, wie wir bereits gesehen haben, gern Alles wußte und wissen wollte. Für heute war übrigens die Versammlung zu groß und zu laut, als daß er hoffen konnte, Gehör zu finden. Er bediente deshalb seine Gäste mit allem Eifer und möglichster Treue und stets mit derselben Freundlichkeit, um seinen Stand über den Partheien auszudrücken. Und nur, wenn er sich unbemerkt glaubte,

zuckte ein Strahl ganz besonderen Lächelns über sein Angesicht, als spräche seine Seele zu ihm: „Die Kirchenspaltung hat doch auch ihr Gutes! Unfriede verzehrt mehr, als Friede.“

Aus diesen seinen menschenfreundlichen Gedanken wurde Herr Matthias durch das plötzliche einstimmige Rufen der versammelten Gäste aufgeschreckt: „Leset das Rescript, Meister Jung! Leset es!“ wiederholte es von allen Seiten. — Und als nun darauf die tiefste Stille eintrat, erhob sich der aufgerufene Meister und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde, zuvor ein Wort! Die Abschrift dieses churfürstlichen Antwortschreibens an unsern wohledlen Rath in Sachen des Herrn Diaconus Gerhardt verdanke ich dem Herrn Bürgermeister Tieffenbach, meinem hochgeehrten Freunde und Gönner. Wiewohl ich nun kein Verbot erhalten habe, so doch auch keine Erlaubniß, dies Schreiben Andern mitzutheilen. Wenn ich es also thue, so geschieht es in dem Vertrauen zu euch, daß ihr dasselbe nicht allein mit der gehörigen Ruhe und Ordnung anhöret, sondern euch auch aller solchen Reden und Anmerkungen enthaltet, welche den Gehorsam und die schuldige Ehrfurcht gegen churfürstliche Durchlaucht, und die brüderliche Liebe gegen die Reformirten verletzen könnten, abgesehen von der Rücksicht auf unsern Herrn Wirth, der, wie ihr wisset, für jedes Wort Bürgschaft leisten muß, das in seinem Hause gesprochen wird. Es ist wahr, wir sind die Leidenden, wir sind die Geschlagenen und der getretene Wurm krümmet sich im Staube; aber

man soll nicht sagen, daß lutherische Bürger weniger getreue und friedliebende Unterthanen sind, als die reformirten. Wir wollen nicht weichen und nicht wanken von unserm Glauben, wir wollen nicht müde werden in unsern Bitten und Vorstellungen, wir wollen aber auch kein offenbares Unrecht feig und muthlos hinnehmen, wir wollen unsere getreuen Seelsorger und unsere Kirche vertheidigen mit Wort und That, aber man soll niemals sagen können, daß lutherische Bürger aufrührerische Unterthanen sind. Und nun höret denn die Antwort auf unser und des wohleblen Raths Bittschreiben:

Friedrich Wilhelm Churfürst.

Liebe Getreue. Uns ist euer unterthänigstes Supplicatum vom 13. Februar gehorsamst vorgetragen worden, woraus Wir vernommen, was die Bürgerschaft an euch und ihr hinwiederum an Uns wegen der Wiedereinsetzung Paul Gerhardts zum Predigtamte in Unterthänigkeit gesuchet und gebeten. Nun ist es eben ein Irrthum, indem ihr vermeinet, daß der Propst M. Lilius ohne Ausstellung des Reverses sei wieder eingesetzet worden, angesehen er Uns denselben mit eigener Hand geschrieben und unterschrieben zugeschickt.“

„Das hat seine Richtigkeit,“ unterbrach sich hier Meister Jung, „wiewohl ich nicht anstehe, mein Beileid darüber auszudrücken, und unser alter Propst seine letzten Lebenstage ohne Zweifel ruhiger und glücklicher verlebt haben würde ohne Unterschrift, als nun, wo er, wenn auch nicht eben vom Glauben abgefallen, doch in

seinem Gewissen gestöret sein muß. Doch, ein jeder Knecht steht und fällt seinem Herrn.“ — Das Schreiben lautet weiter:

Daß Wir aber diesen Paul Gerhardt, ohne daß er den Revers, Unsern Edicten gemäß sich zu bezeigen, ausstelle, bei dem Predigtamte nicht fernerhin belassen können, dessen haben Wir wichtige Ursachen. Denn was ihr sonst von seiner absonderlichen Frömmigkeit meldet, solches ist Uns zwar nicht bewußt, allein dieses wissen Wir wohl, daß er nicht allein in Unserm Consistorio, als dem Licentiaten Reinhart die Schuld dieser Widersetzlichkeit beigemessen worden, er, Paul Gerhardt, ohne einige dazu gegebene Veranlassung und zu Bezeugung seines hitzigen Gemüthes aufgestanden und gesagt: daß Solches nicht wäre, sondern daß er vielmehr Reinharten zugeredet, wenn er hätte weichen wollen, und: gleichwie er älter im Amte und an Jahren, ihm also auch Leid wäre, wenn er Andern folgen sollte; — sondern auch, daß dieser Gerhardt bei seiner ihm zugestoßenen Schwachheit die andern Prediger zu sich berufen und sie ernstlich vermahnet, den Revers nicht zu unterschreiben.“

Als Jung hier eine Pause machte, sagte eine Stimme aus der Versammlung: „Das soll verdammliches Zeugniß gegen Herrn Gerhardt sein, beweiset aber doch nur seine Treue im Glauben. Das ist eben unser Unglück, daß die Treue im Glauben als ein Ungehorsam gegen churfürstliche Gebote erachtet wird!“

„So ist es leider, Meister Schumann,“ sagte

Jung — „und in dieser unglückseligen Deutung liegt der ganze Grund solcher traurigen Spaltung. Indeß sind es zwei andere Dinge, welche in diesem churfürstlichen Antwortschreiben mich schmerzlich berühren. Zunächst daß unser große Churfürst von dem frommen, christlichen Lebenswandel unsers Paul Gerhardt nichts weiß oder nichts wissen will, da doch in ganz Berlin und Cöln nicht eine Seele sein mag, welche das nicht wüßte. Und doch mag es wohl also sein; es braucht einmal lange Zeit, ehe eines Bürgers Name die Mauer der Hofleute überspringet und vor dem Fürsten genannt wird. Und das Zweite ist die Anschuldigung Herrn Gerhardts wegen seines hitzigen Gemüthes. Das Wort kommt nicht aus unsers Churfürsten Herz und Munde, sondern Derer, welche Treue im Glauben und die Erfüllung des Befehles Christi unsers Herrn: „„Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist,““ für eine hitzige Gemüthsverfassung erklären. So war es also wohl auch hitziges Gemüth, als die Apostel an den Rath zu Jerusalem auf den erhaltenen Bescheid, von dem Namen Jesu fernerhin nicht mehr zu reden, antworteten: Wir können es nicht lassen, daß wir nicht reden sollten was wir gesehen und gehört haben! Nein, von diesem Worte weiß churfürstliche Durchlaucht nichts; und darum ist's so schmerzlich, daß sich gerade darauf der weitere gnädigste Bescheid stützet. Denn es heißt nun weiter:

Dieses sein Betragen nun bezeuget gar nicht, daß er ein solcher frommer Mann sei, wie ihr ihn beschrie-

ben; sondern er wird ein Solches alsdann in der That erweisen, wenn er, seiner Schuldigkeit nach, seiner Obrigkeit in solchen Sachen, die gar nicht wider sein Gewissen laufen, sich accommodiret und durch seine Widersetzlichkeit Andern kein böses Beispiel gäbe.

„Das ist ein hartes, böses Wort," rief hier Jemand aus der Versammlung.

„Meinet Ihr, Meister Häßler?" fragte der Vorleser. „Ja allerdings sind dies schwer verklagende Worte, aus welchen für unsern theuern Seelsorger keine erfreuliche Zukunft hervorleuchtet. Wer ein böses Beispiel der Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Ordnung giebt, ist im Grunde nichts Anderes, als ein Aufrührer; und Gott verhüte in Gnaden, daß die ganze Sache nicht noch einen solchen Ausgang gewinne. Das gäbe ein trauriges Ende." —

Bei diesen Worten ließ sich ein mehrfaches Hüsteln hören, wie es gewöhnlich von einem Solchen kommt, der mit einer Aeußerung unzufrieden ist, aber nicht den rechten Muth hat, dagegen aufzutreten. Meister Jung richtete seine Blicke auf den Hüsteler und sprach: „Lieber Herr Matthias, ein freundlicher Wink zu rechter Zeit ist immer Dankes werth. Denn obgleich Eure Sprache etwas fremdartig und ausländisch unter uns erklang, war sie doch sehr verständlich, besonders da wir Euren Stand über den Partheien kennen. Daher gilt Euch auch am Allerwenigsten, was nunmehr in churfürstlicher Antwort folgt:

Was sonst das Zeugniß, welches ihr und die Bürgerschaft mehr besagtem Paul Gerhardten gebt, anbelangt, werdet ihr annoch wohl wissen, daß ein solches früher dem Licentiaten Reinhart von euch auch ertheilet worden, welcher sich aber vielmehr wider dasselbe gerühmet und es auch in der That genugsam erwiesen, daß er die Reformirten fast in allen Predigten durchgehechelt und verdammet, auch das vorgewesene Colloquium durch seine Heftigkeit und durch seine Bitterkeit gegen die Reformirten zerstöret.''

,,Hier,'' unterbrach sich Meister Jung — ,,hier liegt, lieben Mitbürger und Freunde, der Stein, an welchem unsere Hoffnung auf eine bessere Wendung der Dinge zerschellt ist. Unsere Bitte und Fürsprache für Herrn Gerhardt ist als ein verdächtiges und unglaubhaftes Zeugniß verworfen; hier liegt die schwere Anklage gegen Rath und Bürgerschaft, daß es uns ein Leichtes und Geringes sei, Jedermann zu loben und zu preisen auch ohne Verdienst und Würdigkeit. Hier liegt die Anklage gegen uns, daß wir fähig sind, churfürstliche Durchlaucht mit Lug und Trug zu umstellen; in solcher Anklage ist auch unsere letzte Hoffnung zu Schanden geworden. Lieben Freunde und Mitbürger, wer von euch ist bereit, sein Zeugniß für unsern theuern Seelsorger Gerhardt, den treuen Zeugen unsers lutherischen Glaubens, mit einem heiligen Eide, mit Gut und Blut zu erhärten?''

Als Antwort auf diese Frage erschallte es laut und fast stürmisch von allen Seiten: ,,Wir, wir Alle! Lu-

therische Bürger schämen sich, zu lügen." — Und eine einzelne, Alles übertönende Stimme rief: „Wer folget mir auf's Schloß? Wir wollen unser Haupt zum Pfande bringen, daß ein lutherisches Herz mit Wissen und Willen weder lügt noch trügt."

„Ja, auf's Schloß," wiederholten Andere noch stürmischer. „Ist es so weit gekommen, daß ein Zeugniß lutherischer Bürger keinen Glauben mehr verdient?" Und dabei erhoben sich Viele von ihren Sitzen und dazwischen erklang Geräusch von Tischen und Stühlen. Das war aber zu viel für Herrn Matthias. Wie in Todesangst lief er, so weit es der Raum gestattete, auf und nieder, hielt sich die Ohren zu und verriegelte zuletzt die Thüre und verpallisadirte dieselbe mit seiner eigenen Person. Meister Jung aber erhob die Hand und rief in den Lärm hinein: „Was thut ihr?"

Da ward eine Todtenstille und Jung fuhr nun fort: „Lieben Mitbürger, ist das die Ruhe und Ordnung, die ihr versprochen habt? Wenn ich sagte: Wir wollen unser Zeugniß mit Gut und Blut erhärten, so heißt das nicht: Wir wollen ausziehen mit Schwertern und Stangen! Das ist Aufruhr, und davor bewahre uns Gott in Gnaden. Gedenket an das Wort: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! Wir haben keine andern Waffen, als Bitten und wiederum Bitten! Ausharren sollen wir und treu bleiben bis zum Ende, — treu unserm lutherischen Glauben, treu unsern lutherischen Predigern und koste es uns Habe und Gut und käme es, was Gott gnädig verhüten wird, so

weit, daß wir selbst an unserm Leibe Schaden nähmen. Das hieße unser Zeugniß mit Gut und Blut erhärten, aber nicht, wie ihr willens waret, wie ungehorsame, widersetzliche, aufrührerische Bürger ausziehen. Ist auch unser Schmerz groß und gerecht, daß die Ehre lutherischer Bürger verdächtigt erscheinet, so steht doch unser Lutherthum auf einem bessern Grunde, als auf unserer schwachen, ohnmächtigen Kraft; es stehet auf dem einen Grunde, der gelegt ist, und den Niemand anders legen kann, auf Jesu Christo! Und dieser Grund weichet und wanket nicht. Unser große Churfürst ist ein gottesfürchtiger, gerechter und gnädiger Regent! Er vermag, weil auch er immer ein Mensch bleibt, kein Menschenherz bis auf den Grund zu durchschauen, aber er vermag auch Niemandem ein Unrecht zu thun. Ist er nicht richtig unterrichtet worden, so ist es unsere Pflicht, in aller Unterthänigkeit ein anderes Verständniß abzulegen und unsere Bitten zu wiederholen. Das ist's, warum wir hier zusammengekommen sind. Doch ehe wir darüber berathen, höret zuvor den Schluß churfürstlichen Schreibens."

Und als nun die versammelten Männer wieder ihre Plätze eingenommen hatten und die tiefste Ruhe wiederhergestellt war, so daß selbst Herr Matthias wieder frei aufathmete und den Ausgang wieder frei gab, fuhr Meister Jung im Lesen also fort:

Ihr habet demnach diesen Paul Gerhardt, dafern ihr denselben gern in sein Amt wieder eingesetzet sehen wollt, ernstlich zu vermahnen, daß er sein Gewissen

nicht beschweren, und zu weiterer Verwirrung, deshalb er bei Gott schwere Verantwortung auf sich laden würde, nicht Anlaß geben solle. Denn Wir werden weder ihn noch andere Prediger in Unsern Landen dulden, welche solchen billig mäßigen Revers nicht unterschreiben wollen, welches denn dieser Gerhardt um so viel leichter thun kann, weil er, eurem Berichte nach, solcher Bescheidenheit sich vorher schon gebraucht haben soll. Sollte er aber sich, Solches zu thun, beständig weigern, so habt ihr auf ein anderes tüchtiges Subject, welches sich zur Unterschreibung des Reverses verstehet, zu gedenken und ohne längere Zeitverlierung zu vociren, damit Wir nicht widrigenfalls Selbst einen Andern zu vociren veranlasset werden. Wornach ihr euch zu achten habt. Sind euch übrigens in Gnaden wohl beigethan.

Cleve den 28. Februar 1666.

Ober-Präsident von Schwerin.

„Ihr sehet also, lieben Freunde und Mitbürger," fuhr nun Meister Jung fort — „es ist große Gefahr vorhanden, unsern theuern Seelsorger zu verlieren, wenn dieser nicht, was wir Alle weder hoffen noch wünschen und auch nicht hoffen können, sich zur Unterschrift des Reverses versteht. Unser durchlauchtigste Churfürst erkläret aber eben so ernstlich, daß Herr Gerhardt ohne Unterschrift nicht wieder in sein Amt eingesetzet werde! Hier ist also wenig Hoffnung für uns, und ist noch Etwas zu erringen, so kann es nur die Gnade von Seiten des Churfürsten und anhaltendes, dringliches Bitten

und Flehen von Seiten des Raths und der Bürgerschaft. Uns aber geziemet die erste Bitte. Bevor wir jedoch darüber weiter verhandeln, muß ich an euch die Frage stellen: Ist es auch euer Wunsch und Begehr, daß unser Herr Diaconus Paul Gerhardt wieder in sein Amt eingesetzet werde?"

Da erschallte ein fast überlautes, einstimmiges Ja durch das Zimmer und auf allen Gesichtern lag eine wehmüthige Freude, und selbst der Wirth, Herr Matthias, benutzte diese Gelegenheit, sich als ein guter lutherischer Bürger zu erweisen, indem er sich nicht allein damit begnügte, mit in das allgemeine Ja einzustimmen, sondern dem ehrbaren Meister Jung in das Ohr flüsterte: „So ist's recht, lieber Meister, Ihr seid doch ein wahrer Ehrenmann, der Niemandem ein Leides zufügen mag. Das ist auch mein Grundsatz: leben und leben lassen."

Meister Jung mochte aber diese menschenfreundliche Anerkennung überhört haben; denn ohne darauf zu achten, fuhr er zu der Versammlung gewendet fort: „Da wir nun in diesem Ersten einig sind, und demnach auch in dem Zweiten, nämlich daß wir uns in einem anderweiten Bittschreiben an den hochedlen Rath wenden, so werden wir zunächst darüber zu verhandeln haben, was wir in solchem Bittschreiben vorbringen wollen."

Nach einigen Augenblicken der tiefsten Ruhe und nachdem fast Alle auf den alten, ehrwürdigen Tuchmacher-Obermeister Lorenz Oerttel hinsahen, als wollten sie diesem das erste Wort in dieser Sache lassen, sprach

er: „Als vor nun fast drei und funfzig Jahren Johann Sigismund das Glaubensbekenntniß seiner Väter verließ, gab es großes Klagen in den lutherischen Gemeinden. Ich war damals ein Bursche von zwanzig Jahren, und, daß ich es ehrlich gestehe, meiner Religionsansicht nach ziemlich Das, was jetzt ein Religionsmenger genannt wird, ja vielleicht noch weniger, da mir die Religion wenig Scrupel machte. Als aber unser Landesherr zur reformirten Kirche übertrat, da war es, als ob mit einem Male ein anderer Geist in mich gefahren wäre, und ich nicht allein, sondern alle jungen Leute und Solche, die bisher sorglos dahin geglaubt und gelebt hatten, wir hielten es nun auf einmal für eine Ehrensache, eifrig lutherisch zu sein. Ich konnte mir das damals nicht recht erklären, woher das kam und war deshalb gegen meinen Eifer selbst mißtrauisch. Aber jetzt sehe ich's wohl ein; — die Religion gleicht einer köstlichen Perle, die aber von Niemandem besonders geachtet wird, so lange sie ein Jeder ungestört besitzt; kommt aber nur die geringste Gefahr über dieselbe, so hält sie Jeder wieder lieb und werth und ist wohl im Stande, wie es in der Schrift heißt, Alles um dieser einen köstlichen Perle willen zu verlassen und zu verkaufen. Wenn daher churfürstliche Durchlaucht gegen das Zeugniß lutherischer Bürgerschaft ein Mißtrauen geäußert hat, und dasselbe darauf gestützt ist, daß wir mit gleichem Eifer für den Herrn Reinhart, wie jetzt für Herrn Gerhardt Fürbitte eingelegt, während jener dieselbe nicht verdienet habe, so erscheint es mir von churfürstlicher Durchlaucht un-

beachtet geblieben zu sein, daß wir nicht allein um der Person willen, sondern auch und vorzüglich um unsers Glaubens selbst willen und in schuldiger Treue gegen das lutherische Glaubensbekenntniß bittlich an landesherrliche Gnade gegangen sind. Unsere Geistlichen sind ja nicht Diener unserer selbst, sondern unseres Religionsbekenntnisses, Vertreter unsers Glaubens. Wenn wir daher uns ihrer Person annehmen, so geschieht das wohl aus besonderer Liebe und Dankbarkeit gegen sie, aber doch zumeist aus Liebe zu jener köstlichen Perle überhaupt, deren Köstlichkeit in Allen bedroht ist, wenn sie in Einem bedroht ist. Ich beklage es deshalb sehr, daß churfürstliche Durchlaucht wider alles Verhoffen weder durch einen wohledlen Rath noch auch durch unser bewegliches Suppliciren sich gnädigst hat bewegen lassen, unsern Herrn Paul Gerhardt, den frommen und christlichen Prediger, der an Lehre und Wandel Keinen in der Residenz hat, der ihm vorgehe, ohne Ausstellung des Reverses wieder in sein Amt einzusetzen willens ist. Denn was ist geschehen? Der Churfürst hat nicht allein unsere unterthänigste Fürbitte gänzlich abgeschlagen, sondern noch dazu ernstlich erkläret, in seinen Landen, also auch in unserer Stadt, keinen Prediger zu dulden, der den Revers nicht unterschreiben würde. Was haben wir nun zu erwarten? — daß uns zu St. Nicolai bald Niemand mehr bleiben wird, als der Herr Propst, der ohnedies täglich mehr verfällt und wohl bald wird ausgekämpft haben. Muß uns solcher Bescheid, solche Gefahr für unsere lutherische Kirche nicht bis ins innerste

Herz erschrecken und bestürzt machen? Wissen wir doch kaum noch, ob wir in der Welt, oder außer der Welt leben! Haben wir bis jetzt nicht all das Unsrige, was wir um und an hatten, für unsern durchlauchtigsten Churfürsten dahin gegeben, und das Alles bereitwillig und geduldig und in allem schuldigen Gehorsam, so daß auch selbst nach unserm Tode uns Niemand den Namen der getreuen Märker wird nehmen können? Das haben wir Alles geduldig ertragen, weil wir es als unsere Bürgerpflicht erachteten; aber nunmehr, da uns das innerste Herz angegriffen wird, und uns die treuen Seelsorger und Prediger unsers lutherischen Glaubens sollen entzogen werden, muß uns das nicht so hart angehen, daß wir fast ohnmächtig darüber werden möchten? Ich bin ein alter Mann und zur Abbüßung leiblicher Strafe fast zu schwach, aber wenn ich um dieser meiner Rede willen solche Strafe leiden sollte, würde ich's mit tausend Freuden thun, und wäre das Strohlager im Gefängnisse mein Sterbebett."

Diese Rede, welche den Sprecher fast ganz erschöpft hatte, machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung; doch so sehr sie geeignet war, das Blut in etwas leidenschaftliche Wallung zu bringen, so war doch die Wirkung mehr eine niederschlagende. Auf allen Mienen lag eine Art stille Trostlosigkeit; und nur Herr Matthias, der Wirth, nickte unaufhörlich unter beifälligem Lächeln, als wolle er sagen, daß ihm die Haltung seiner Gäste um seiner übernommenen Verantwortlichkeit willen gar sehr gefalle.

Meister Jung nahm darauf das Wort und sagte: „Ich muß es wiederholen, es ist über alle Maßen schmerzlich, daß die Bedingung, den Revers zu unterschreiben, nicht als Gewissenssache, sondern als Widersetzlichkeit gegen churfürstliche Durchlaucht und als Feindschaft gegen die reformirte Kirche angesehen wird. Niemand von unsern Predigern hat aber jemals daran gedacht, so wenig als wir selbst. Wo auch immer über unsere Glaubensartikel verhandelt worden ist, sei es im privaten Verkehr, oder in öffentlichen Religionsgesprächen oder auf der Kanzel geschehen, da ist es nicht auf Beschimpfung, sondern auf Erforschung der Wahrheit und auf Beruhigung des Gewissens abgesehen gewesen, und Solches ist ja das Gebot Christi. So lange aber treue Verwahrung unsers Friedens mit Gott im Gewissen als ein Ungehorsam gegen den Landesherrn angesehen wird, ist kein Heil für uns zu hoffen. Auch hat der Churfürst früherhin weniger ungnädig darüber gedacht. In dem Edicte vom 2. Juni 1662 steht es als landesherrliche Verordnung, daß die schon angestellten Geistlichen und Prediger mit der Unterschrift des Reverses verschont bleiben und nur die Candidaten bei ihrer Anstellung dazu angehalten werden sollen; und im Edicte vom 16. Septbr. 1664 wird diese Verordnung dadurch, daß sie nicht aufgehoben wird, stillschweigend wiederholt. Wenn nun jetzt gewissermaßen im Widerspruch mit dem churfürstlichen Befehle auch die angestellten Geistlichen und selbst Solche, die schon mit einem Fuße im Grabe stehen, den Revers unterschreiben sollen, wo

kann da der Unterthan Vertrauen haben zu landesherrlichen Gesetzen? Müssen wir denn nicht nothwendig auf die Gedanken gerathen, daß ein landesherrliches Gebot so ausgelegt und befolgt wird, wie es dem Einzelnen eben passend ist? Auch ich verwahre mich selbst gegen den Schein einer Verletzung der Ehrfurcht gegen unsern großen Churfürsten und wollte nur so viel sagen: Gott wird richten über Die, welche die Gewissen absichtlich verwirren und gefangen halten."

„Wir werden auch wohlthun," sprach jetzt Meister Christian Kuntze, der Kürschner — „wenn wir in unserm erneuerten Bittschreiben darauf hinweisen, daß unsere Prediger nicht ohne reifliche Ueberzeugung sich der Unterschrift des Reverses weigern. Sind es doch schon Jahre her, daß sie darüber mit sich zu Rathe gehen! Auch ist es ja völlig erwiesen, daß gerade unsere Prediger und vor Allen unser theure Paul Gerhardt sich alles Zankens und Scheltens gegen die Reformirten jederzeit enthalten und in der Vertheidigung unsers lutherischen Glaubens immer das rechte Maas und Ziel inne gehalten hat. Warum aber weigert sich Herr Gerhardt der Unterschrift des Reverses? Weil unsere lutherische Religion es ihm verbietet, weil sein Gewissen es ihm nicht zuläßet, weil er in seinem Amte und Berufe zur besondern Treue gegen seine Kirche verbunden ist, — ist das Alles nicht Wort und Werk eines ehrlichen Mannes? Wenn nun aber das Edict gerade solche treugesinnte Männer von unsern Kanzeln vertreibt, wer soll sie ersetzen? Solche, welche den Revers unterschrieben

haben? Aber würden wir uns nicht dann selbst verdammen, wollten wir solche Prediger halten, welche ihr Predigtamt mit einer Treulosigkeit gegen die lutherische Lehre sich erworben haben? Kämen wir dann nicht mit unserm eigenen Gewissen in Widerspruch?"

„Ja gewiß!" setzte Meister Gabriel Schumann hinzu — „und es ist doch gewiß eine große Angst, das Gewissen; es läßt sich zwar weder sehen noch hören, aber lässet doch Tag und Nacht keine Ruhe und mischet sich in jeden Gedanken, in jedes Bitten und Wünschen und störet alle leibliche und geistige Ruhe. Darum hat auch churfürstliche Durchlaucht die Gewissen der Unterthanen bisher unbeschwert und ungestört gelassen. Wir haben in der Mark Katholiken, Juden, Wiedertäufer und Weigelianer, welche alle ungestört ihres Glaubens leben und ihre Prediger haben, ohne daß diesen irgend eine Unterschrift des Reverses angesonnen werde. Warum sollen nun gerade wir Lutherische, die wir in Kriegs- und Friedenszeiten für unsern gnädigsten Landesherrn Gut, Ehre und Blut dahingegeben und noch hingeben, da wir an der schweren Kriegslast und Contribution wohl noch lange tragen müssen, — warum sollen gerade unsere lutherischen Prediger, die sich doch keinerlei Untreue schuldig gemacht haben, weniger gelten, als Wiedertäufer und Juden, als Katholiken und Weigelianer?"

„Das ist Alles sehr wahr," sagte Meister Joachim Liebrecht, der Bäcker — „aber doch scheint mir die Erfüllung unserer Bitte nur Gnadensache zu sein. Unser

große Churfürst will gewiß aus dem christfreundlichsten Herzen den Kirchenfrieden wieder herstellen; dazu sind die Edicte gegeben. Soll nun unser theure Paul Gerhardt von der Unterschrift befreit werden, so kann dies nur besondere churfürstliche Gnade thun. Darum halte ich dafür, daß wir nichts Anderes zu thun haben, als churfürstliche Durchlaucht so lange demüthigst anzuflehen, bis wir erhört werden. Wir wollen daher zu unsers gnädigsten Landesherrn christlichem Gemüthe, zu dessen weit ausgebreitetem hohen Namen volles Vertrauen haben! Wir wollen unsern großen und gerechten Churfürsten um seiner löblichen hohen und vortrefflichen Prinzen willen, ja um Dessen willen, was der allgewaltige Gott durch Dero hochgeliebte Gemahlin an Ehesegen in Kurzem bescheeren wird, wir wollen ihn um Gottes Barmherzigkeit willen beschwören, daß er unsere Bitte gnädigst erhören wolle. Ein bittend Wort thut mehr, als zehn ungestüme."

„Ja wohl thut uns Gottes Barmherzigkeit noth," sagte der alte Meister Derttel. „In unsern Landes-, Regierungs-, Krieges- und Hausesnöthen steigt wohl tägliches und stündliches Seufzen zum Herrn aller Herrn, zum großen und eifrigen Gott hinauf; aber doch meine ich, Gottes Barmherzigkeit und Gnade kommt desto reichlicher über Land und Leute, wenn die Menschen zuvor Barmherzigkeit und Gnade unter sich selbst üben. Es ist nur christlöblich, wenn wir churfürstlicher Durchlaucht Solches in unserm anderweiten Bittschreiben unterthänigst vorhalten und die Bitte stellen, daß nicht allein

unser theure, vielgeliebte Paul Gerhardt ohne Unterschrift des Reverses in sein Amt wieder eingesetzet, sondern daß auch allen unsern jetzigen Predigern diese Unterschrift erlassen werde. Haben auch Einige unter ihnen vielleicht in dem einen oder dem anderen Worte gefehlet, so wird der Churfürst sich erinnern, daß die höchste Macht und Gewalt eines Fürsten nicht sowohl in Bestrafung, als vielmehr in der Vergebung der Schulden bestehe. Soll Frieden kommen in unsere Kirche, so bringt ihn die Gnade und Liebe, aber nicht die Strenge und menschliche Gerechtigkeit. Nur dann werden unsere niedergeschlagenen Gemüther wieder erhoben werden und wir werden erkennen, daß churfürstliche Durchlaucht, wie in den Edicten mehrfach ausgesprochen worden ist, uns in unserer Religion nicht kränken und stören lassen will.''

Dies ernste Wort des alten, ehrwürdigen Meisters erwarb sich die Zustimmung aller Anwesenden, Herr Matthias, der Wirth, ganz besonders mit eingeschlossen, und Meister Jung erhielt wie das erste Mal den Auftrag, nach Dem, was darüber verhandelt worden war, das zweite Bittschreiben abzufassen. Nachdem Solches geschehen und Meister Jung, wie das noch heute im königlichen Ministerial-Archiv befindliche Schreiben ausweiset, seiner Aufgabe in allen Dingen treulich nachgekommen war, machte, wie vorher, das Gewerke der Tuchmacher mit der Unterschrift den Anfang und ist nur noch zu bemerken, daß sich den Gewerken, welche das erste Bittschreiben unterschrieben hatten, in diesem zweiten noch die vier Gewerke der Tischler, der Messer-

schmiede, der Waffenschmiede und der Kupferschmiede anschlossen.

Meister Jung erhielt auch diesmal wegen seiner besondern Freundschaft mit dem Bürgermeister Tieffenbach den Auftrag, das Bittschreiben auszuantworten, welches leider einen noch ungünstigeren Erfolg haben sollte, als das erste.

Cap. 8.

Der große Churfürst.

> Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherrn haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch, sondern so Jemand unter euch will gewaltig sein, der sei nur Diener.
>
> Matth. 20, v. 25. 26.

Um unsern Lesern ein möglichst treues und lebendiges Bild der Glaubenskämpfe damaliger Zeit entwerfen zu können, müssen wir sie bitten, mit uns den weiten und für eine Zeit, die fast zweihundert Jahre hinter uns liegt, gar beschwerlichen und gefährlichen Weg von Berlin nach Cleve zu machen, wo und zwar auf dem alten Schlosse Schwanenburg der große Churfürst den Spätwinter und Frühling und einen Theil des Sommers dieses Jahres residirte. Wir begleiten einen Wagen, in welchem vier Personen sitzen und von welchen zwei uns noch unbekannt sind. Diese sind Herr Johann Tieffenbach, churfürstlicher Kammergerichtsadvocat und dritter Bürgermeister der Residenz Berlin mit seiner Gattin

Frau Euphrosine Margaretha Reinhardt. Da nämlich der Rath zu Berlin nichts verabsäumen wollte, um zur Erfüllung der allseitigen Wünsche der Bürgerschaft um so mehr beizutragen, als er selbst diese Wünsche für Paul Gerhardt von ganzem Herzen theilte, so ward der jüngste Bürgermeister, welchen ohnedies ein dringliches Geschäft nach Cleve rief, beauftragt, die Bittschreiben der Bürgerschaft und des Rathes dem Churfürsten in Person zu überreichen, um wo möglich noch durch mündliche Fürbitte die Angelegenheit zu einem günstigen und schnellen Ende zu bringen. Die beiden andern Begleiter des Abgesandten waren Meister Jung und seine Tochter Dorothea, welche als Verwandte der Frau Bürgermeisterin Tieffenbach zu dieser Ehre gekommen waren; eine Ehre, welche Meister Jung um so freudiger annahm, als er theils dadurch seinen Eifer für Paul Gerhardt an den Tag legte, theils auch seiner Tochter ein längst gethanes Versprechen löste.

Als die Reisenden in Cleve angekommen waren und im Wirthshause zum goldnen Löwen Herberge genommen hatten, war ihnen, oder vielmehr nur der Jungfrau Dorothea ein ganz unerwarteter Besuch beschieden. Auf ein leises, schüchternes Klopfen öffnete sich nämlich die Thüre, und ein hageres, süßlächelndes Angesicht schob sich hinein, bei dessen Anblick Dorothea, wie damals beim Diaconus Gerhardt, einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise, wie eine Schlange hereinschlich und in seiner gewohnten süßen Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausendmal um

gnädige Verzeihung, sintemal ich wohl weiß, daß ich des Eintritts in solche ehrenwerthe Gesellschaft nicht würdig bin, besonders da ich das Unglück habe, immer unfreundlich empfangen zu werden. Jedoch meinte ich, in der Fremde sei es eher vergönnt, daß eine Person niedern Standes, wie ich bin, solchen hochangesehenen Herren und Frauen aufwarte, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß unverhofftes Wiedersehen von Landsleuten in einer fremden Stadt allezeit viel Freude macht. Ich bitte deshalb nochmals um gnädigste Verzeihung."

„Wie kommt Ihr so plötzlich nach Cleve, Herr Stolpe?" fragte der Bürgermeister, als er sah, daß die Anderen nicht geneigt waren, das Gespräch einzuleiten.

„In Diensten meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin," antwortete der Secretär. „Wir sind gestern abends in Begleitung des hochwürdigen Hofpredigers Herrn Stosch hier angekommen. Und obgleich Leute so geringen Standes, wie ich, selten oder nie Wissenschaft von dem Vorhaben ihres Herrn erhalten, so kann ich Euer Wohledlen doch soviel sagen, daß die leidige, schon seit so vielen Jahren obschwebende Religionsangelegenheit ein mündliches Referat des Herrn Oberpräsidenten an churfürstliche Durchlaucht nöthig gemacht hat. Ich weiß nun nicht, soll ich sagen, mein Glück oder mein Unglück wollte es, daß ich von Dero Ankunft allhier Kenntniß erhielt, und von meinem Herzen getrieben sogleich anher eilte, um meine geringen Dienste anzubieten, da ich hierorts nicht ganz fremd bin.

Ich weiß zwar nicht, welche Ursache Dero Anwesenheit allhier zu Grunde liegt —"

„Das dürfte auch nicht nöthig sein, Herr Geheim-secretär," fiel Jung schnell und verdrießlich ein; denn er hatte bisher, seinen Mienen nach, ziemlich ungeduldig auf eine Gelegenheit gewartet, seinen Groll auszuthun. „Seid Ihr vielleicht wieder einmal im Wirthshause an der langen Brücke gewesen?"

„Es sind wohl viele Wochen her," entgegnete Stolpe mit gefälliger Miene — „daß ich, meiner etwas überhäuften Geschäfte halber nicht so viel Zeit dazu gewinnen konnte."

„Da war es wohl damals das letzte Mal," fuhr Jung bittern Tones fort — „als Ihr so gütig waret, uns über einige geschichtliche Dinge in Sachen der Religion Aufklärung zu geben? Ich meine damals, wo Ihr fernerweit so gütig waret, einen gewissen Bürger, Namens Meister Jung, Gelegenheit zu einer Verantwortung auf dem Stadtgerichte zu geben?"

„Der ehrenwerthe Meister Jung scherzet mit meiner Wenigkeit," antwortete der Secretär in alter, süßer Freundlichkeit. Dorothea aber, von den peinlichsten Gefühlen gedrängt, warf ihrem Vater die bittlichsten Blicke zu, als wollte sie sagen: Vater, ich bitte Euch, erzürnet diesen Mann nicht." Jung jedoch bemerkte diese stumme Sprache nicht und fuhr fort: „Nein, Herr Geheim-secretär, ich scherze nicht mit Euch, und wollte Euch nur mein Bedauern ausdrücken, daß Ihr in diesen Tagen nicht in jenem Wirthshause zugegen waret; es sind da

allerlei Reden geführt worden, die Euch hätten fernerweite Gelegenheit geben können, sie geeigneten Ortes mitzutheilen."

„Lasset das, lieber Vetter," fiel hier der Bürgermeister ein. „Was vergangen, ist vergangen, und Herr Stolpe hat recht: in der Fremde begrüßen sich auch Diese gern, welche in der Heimath selten oder nie mit einander verkehrt haben. Darum heiße ich Euch willkommen, Herr Secretär, und würde mich allerdings freuen, wenn Ihr bei Eurer Bekanntschaft in dieser Stadt mir nützlich sein wolltet. Zunächst wisset Ihr vielleicht, ob churfürstliche Durchlaucht eben im Schlosse anwesend ist?"

„Allerdings, Euer Wohledlen," antwortete Stolpe — „und so ich vielleicht Euch dienen kann, stehe ich gern zu Euren Diensten."

„Wisset Ihr vielleicht," fuhr der Bürgermeister fort — „ob der Herr Oberpräsident geneigt sein dürfte, mir jetzt für eine kurze Zeit Gehör zu geben?"

„O gewiß," versicherte der Geheimschreiber — „und so es Euer Wohledlen beliebt, eile ich sogleich, Euch anzumelden. Der Herr Oberpräsident hat seinen Wohnsitz nicht weit von hier."

„Nun so bitte ich Euch darum," sagte der Bürgermeister. „Ich werde Euch bald folgen."

So bereitwillig sich Stolpe dazu gezeigt hatte, so schien es ihm doch nicht ganz lieb zu sein, daß er sich so schnell entfernen sollte. Er hatte ja noch nicht einen einzigen Blick Dorotheens empfangen, und einzig nur um

dieser willen war er hier eingetreten. Er wandte sich daher an sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit und sagte: „Hochgeehrteste Jungfer Dorothea, wenn auch Ihr, wie ich zu verhoffen wage, in dieser fremden Stadt Diejenigen gern begrüßet, welche in der Heimath Eurer viel zu gering sind, so werdet Ihr mir gestatten, Euch hierorts ein wenig bekannt zu machen; versteht sich in Begleitung Eures vielgeliebten Herrn Vaters, der mir im Grunde seines Herzens gewiß nicht so böse ist, als er wohl scheint. Ich werde deshalb später nachzufragen mir erlauben. Für jetzt empfehle ich mich der allseitigen Wohlgewogenheit."

Und mit diesen Worten verließ der freundliche Mann das Zimmer.

„Um Gotteswillen, lieber Vetter, was habt Ihr gethan?" fragte nun der Bürgermeister. „Es thut nicht gut, einen Mann, wie diesen Stolpe, sich zum Feinde zu machen."

„Ich weiß es wohl, hochedler Herr Vetter," antwortete Meister Jung — „und ich wünschte jetzt, ich hätte es nicht gethan. Aber Ihr könnt auch nicht glauben, wie der Anblick dieses Heuchlers mein Innerstes empört. Und da mir nichts daran liegt, in Begleitung dieses Mannes in der Stadt umherzuziehen, so schlage ich Euch vor, daß Ihr mir Eure vielgeliebte Gattin anvertraut, um mit mir und meiner Dorothea eine kurze Wanderung anzutreten. Unterdeß werdet Ihr wohl Eure Geschäfte besorgen und Gott gebe Euch seinen Segen dazu."

Während wir nun diese Drei für jetzt ihrem weitern Schicksale überlassen, folgen wir dem Herrn Bürgermeister auf seinem ernsten und bedeutsamen Wege. Trotz der freundlichen Zusage des Geheimschreibers Stolpe gelang es doch dem Bürgermeister nicht, mit dem Herrn Oberpräsidenten Rücksprache zu nehmen, weil dieser beim Churfürsten war. Tieffenbach entschloß sich also kurz, ohne weitere Einleitung eine Audienz bei churfürstlicher Durchlaucht nachzusuchen. Als er ins Vorzimmer eingetreten war, traf er auf den Oberpräsident und den Hofprediger Stosch, welche ohne Zweifel aus den innern Gemächern kamen, und das Schloß verlassen wollten.

„Ihr, Herr Bürgermeister?“ rief der Präsident diesem verwundert zu. „Was führt Euch hierher?“

„Der Beruf meines Amtes, Eure Excellenz,“ antwortete Tieffenbach. „Ich komme im Namen und Auftrag des Rathes und der Bürgerschaft zu Berlin, bei churfürstlicher Durchlaucht ein schriftlich und mündlich Bittwort für unsern lieben Diaconus Paul Gerhardt einzulegen. Und daß mir Solches gelingen werde, hoffe ich um deswillen, weil ich so glücklich bin, gerade jetzt Ew. Gnaden zu treffen. Wenn der Herr Oberpräsident bei churfürstlicher Durchlaucht nur ein Wort für mich redet, so werde ich nicht vergebens hieher gekommen sein.“

So artig und gewinnend diese Rede auch sein sollte, so verfehlte sie doch ziemlich ganz ihres Zweckes. Kaum hatte der Bürgermeister den Namen Paul Gerhardt ausgesprochen, als sich auch die Stirn des Präsidenten um-

zog. Indeß antwortete dieser doch: „Es sind erst drei Tage, daß ein abschläglicher Bescheid auf ein ähnliches Bittgesuch an den Rath zu Berlin ergangen ist. Ich meine doch, es wäre dies deutlich und bestimmt genug gewesen und ließe sich wohl daraus erkennen, wie unabänderlich vest churfürstlicher Durchlaucht Meinung und Wille in solcher Sache steht. Ich kann Euch, Herr Bürgermeister, im Voraus die Versicherung geben, daß alle Eure Schritte für den Diaconus Gerhardt vergeblich sind, wenn dieser selbst nicht zum schuldigen Gehorsam zurückkehrt.“

„Da stellt mir Eure Excellenz eine traurige Zukunft,“ sagte Tieffenbach. — „Indeß wird ein zweites Bittwort doch wenigstens in Gnaden verstattet sein. Das menschliche Herz ist unermüdlich im Wohlthun und oft dränget sich wider alles Erwarten die Gnade hinein und hält Gericht statt der Gerechtigkeit. Darum zunächst an Euer Hochwürden-Gnaden die unterthänige Bitte, mir bei churfürstlicher Durchlaucht wenn auch nur auf einige Minuten Audienz gnädig auszuwirken.“

„Das will ich wohl gern thun,“ sprach der Freiherr etwas freundlicher — „ob ich gleich wünschte, daß Ihr angemessenere Botschaft überbrächtet, als dies unerwartete zweite Bittwort. Uebergebet mir Euer Schreiben und wartet hier auf meine Zurückkunft. Herr Stosch wird sich freuen, unterdeß mit Euch zu conversiren.“

Der Bürgermeister übergab die beiden Bittschreiben dem Präsidenten, der nun in die innern Gemächer zurückging. Es dauerte aber ziemliche Zeit, ehe unter den

beiden Männern die Unterhaltung fließend wurde. Der Hofprediger Stosch war als persönlicher Widersacher der Lutherischen zu sehr bekannt, als daß Tieffenbach, der seinerseits dem strengsten Lutherthum anhing, offen und vertrauensvoll hätte mit ihm verkehren können, so freundlich auch der Hofprediger das Gespräch einleitete. Da nun Tieffenbach absichtlich auch die leiseste Andeutung über den kirchlichen Zwiespalt vermied und so oft Stosch das Gespräch darauf zu bringen suchte, nicht im Geringsten darauf einging, so kam es, daß diese beiden Männer über eine halbe Stunde lang sich gegenseitig in den gewöhnlichsten Fragen und Antworten abquälten und der Bürgermeister wahre Pein litt. Schon hatte er der Befürchtung Raum gegeben, daß er wohl gar nicht würde vorgelassen werden, als endlich ein Diener eintrat, der den Bürgermeister vor churfürstliche Durchlaucht beschied.

Nicht ohne Bangen folgte Tieffenbach dem Diener durch mehrere glänzende Gemächer, bis er, angekommen in einem kleinen Zimmer, aufgefordert wurde, auf den Eintritt des Churfürsten zu warten. Durch eine Seitenthür nahm der Diener seinen Austritt. Nachdem Tieffenbach auch hier eine geraume Zeit zwischen peinigender Furcht und Hoffnung zugebracht hatte, öffnete sich eine Thüre und der Churfürst trat ein, begleitet vom Präsidenten. Schon der Eintritt verkündete nichts Gutes.

F r i e d r i c h W i l h e l m, der große Churfürst, damals sechs und vierzig Jahre alt, hatte ohnedies für Alle, die sich ihm nahten, ein zur Ehrfurcht zwingendes Wesen.

Zwischen den kleinen, von breiten, buschigen Augenbraunen überdeckten Augen, die einen stechenden, fast verächtlichen Blick um sich warfen, trat die gebogene Adlernase kühn hervor. Ein wohlgepflegter Bart bedeckte die Oberlippe, dagegen Wange und Kinn bis auf ein kleines Bärtchen auf der Unterlippe glatt geschoren waren. Während der Churfürst bisher sein eignes schönes, volles Haupthaar getragen hatte, fing er jetzt an, der immer mehr sich ausbreitenden Sitte seiner Zeit zu huldigen, und sein schönes und ehrwürdiges Haupt mit einem Walde von künstlich zugerichteten und hochaufgekräuselten fremden Haaren zu schmücken. Eine gewaltige Perücke, welche selbst seine hohe, edle Stirn zur Hälfte bedeckte, fiel zu beiden Seiten des Hauptes, die Ohren völlig verbergend, in dichten Locken herab, breitete sich auf den Schultern aus und umschloß das Gesicht von den äußersten Augenwinkeln an bis hinab zu beiden Seiten des Kinns, so daß nur die fleischige Unterkehle frei heraustrat. Mit diesem, dem französischen Geschmacke entlehnten Kopfschmuck wollte sich die holländische Tracht seiner Kleidung, die er in Friedenszeiten trug, nicht wohl vereinigen; auch unterwarf er sich später völlig den französischen Moden.

Friedrich Wilhelm, ohnedies also ein Mann von tiefem, Ehrfurcht gebietenden Ernste, zeigte dem Bürgermeister eine umwölkte Stirn; der Ausdruck der Erbitterung lag in seinen Leben funkelnden Augen. In der Hand hielt er die beiden ihm überreichten Bittschreiben. Ohne die tiefe Verbeugung des Bürgermeisters nur im

Geringsten zu beachten, redete er ihn finster und hastig an: „Ihr dienet keiner guten Sache! Wir hätten an Euch, als Bürgermeister Unserer Residenz, Uns einer geziemendern Ursache versehen, die Euch zu Uns führet. Könnet Ihr für jedes Wort Rede stehen, was hier geschrieben ist?“

„Ich verhoffe es,“ antwortete Tieffenbach. „Mit Wissen und Willen ist wenigstens in diesem Schreiben nichts enthalten, was dem unterthänigsten Gehorsam gegen Eure churfürstliche Durchlaucht zuwider wäre.“

„Ihr führt eine kühne Sprache, Herr Bürgermeister,“ sagte der Churfürst bittern Tones. „Wer sind diese Verordnete der Bürgerschaft? Kennt Ihr sie?“

„Es sind Alles Ew. churfürstliche Gnaden getreueste Unterthanen,“ erwiderte der Bürgermeister — „und treue Anhänger ihrer Religion.“

„Ja sie sollten es sein,“ setzte der Churfürst schnell hinzu — „aber sie sind es nicht. Es sind unruhige Leute, welche den Kirchenfrieden hassen und lieber in Zwiespalt leben. Wir sind versichert, daß diese Verordnete nicht von sich selbst, sondern blos aus Antrieb einiger Friedensstörer diese Schrift haben abfassen und bei Euch eingeben lassen. Wenn ein Jeder derselben absonderlich befragt werden sollte, würde gewiß nichts anderes herauskommen, als daß sie von solchen wenigen zanksüchtigen, unruhigen Leuten zur Unterschrift und Siegelung überredet und veranlaßt worden. Wisset Ihr, wer dies Supplicat der Bürgerschaft verfasset hat?“

Als der Bürgermeister einige Augenblicke schwieg, weil er mit seinem Gewissen nicht einig werden konnte,

den Namen seines Vetters zu nennen, fiel der Oberpräsident ein: „Form und Inhalt dieses Supplicates sind dem ersten völlig gleich, und da, wie mir versichert worden, der Tuchmachermeister Jung das erste abgefaßt hat, wird er wohl auch Verfasser dieses zweiten sein."

„Dieserselbe Jung?" wiederholte der Churfürst — „der Uns bereits seit langem als der friedhässigste und vornehmste Anstifter und Anführer solcher Tumultuanten bekannt ist? Ich befehle Euch, Schwerin, daß Ihr diesen Mann zur besondern Rechenschaft ziehen lasset. — Wie vermag ein solcher Mann zu schreiben" — fuhr der Churfürst in ungnädigem Tone und mit dem Blick auf die Schreiben fort — „wie die Bürger über unsere Resolution in Sachen Eures ungehorsamen Predigers Gerhardt dergestalt bestürzt worden, daß sie nicht wüßten, ob sie in der Welt, oder außer der Welt lebten, daß sie Alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben, daß ihnen jetzt das Herz angegriffen und die treuen Seelsorger und Prediger ihrer Religion wollten entzogen werden, daß Niemand von allen Predigern sich wider Uns oder Unsere Religion unverantwortlicher Weise aufgelehnt, und was dergleichen unbesonnene Worte und die sich in der Wahrheit ganz anders befinden, mehr sind? Nun, Herr Bürgermeister, wie wollt Ihr diese Unziemlichkeiten und Unwahrheiten Eures Meisters Jung verantworten?"

Tieffenbach, obgleich durch des Churfürsten strenges und bitteres Wort eingeschüchtert, ermannte sich doch

wieder und sagte: „Wenn der Verfasser dieser Bittschrift in solchen Worten sich Unziemlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen, so hat er nicht aus bösem Herzen gefehlet, sondern aus christlichem Mitleide mit dem allerdings traurigen Schicksale des removirten Predigers Gerhardt, und Eure churfürstliche Durchlaucht möge um dieses so natürlichen Herzeleids willen gnädigst über solche Mängel hinwegsehen.“

„Und wenn Ihr Solches zugestehen müsset,“ fuhr Friedrich Wilhelm in demselben ungnädigen Tone fort— „war es denn nicht Eure, des Raths zu Berlin Schuldigkeit, solches Schreiben zurückzuweisen? Aber was schreibet Ihr darüber? „Wir befinden so viele Motive und Rationes in diesem inliegenden Bittschreiben, daß wir unnöthig erachten, denselben noch einige mehr hinzu zu thun.“ — So urtheilet Ihr, der Rath zu Berlin! Wahrhaftig, Uns wundert nicht wenig, daß Ihr nicht allein der Bürgerschaft hierauf, der Gebühr nach, nicht begegnet, sondern auch solche unziemliche und ungegründete Dinge, die Ihr sogar Euch noch erlaubet Motive zu nennen, in Eurem Schreiben gleichsam approbiren, dieselben für genugsam zureichend erkennen könnet. Ihr machet Euch also solcher Unziemlichkeiten und Unwahrheiten mit theilhaftig, indem Ihr sie in Schutz nehmet und sie Uns zuschicket.“

„Durchlauchtigster Churfürst,“ antwortete der Bürgermeister — „Gott ist unser Zeuge, daß weder Rath noch Bürgerschaft Dero Residenz in diesen beiden unterthänigsten Bittschreiben auch nur mit einem Wörtlein hat

gegen die Ehrfurcht und den Gehorsam gegen Ew. churfürstliche Gnaden noch gegen die Wahrheit verstoßen wollen, sondern das Alles ist nur die Sprache demüthig Bittender, deren ganzes Seelenheil und Frieden von dem Verlaufe dieser gehorsamsten Supplik abhängt. Denn, mein gnädigster Herr möge mir zu Gnaden halten, es hat die ganze Bürgerschaft mit uns sich über alle Maßen sehr entsetzet und betrübet, als wir vernommen, daß weder der Prediger Paul Gerhardt ohne Unterschrift des Reverses in sein Amt wieder eingesetzet, noch auch Einer in diesem Lande, und also auch in unserer Stadt soll geduldet werden, der nicht unterschrieben hätte. Nur deshalb hat die Bürgerschaft und namentlich die Gemeinde zu St. Nicolai ein bewegliches und demüthiges Supplicat anderweit uns überreicht, damit wir, der Rath zu Berlin, zugleich mit Eure churfürstliche Durchlaucht erbitten und zur Gnade bewegen möchten."

Die Gnade des Churfürsten wurde aber durch solche Worte nichts weniger als erbeten; vielmehr warf der Fürst die beiden Schreiben unmuthig auf einen Tisch und ging einige Male heftig bewegt auf und nieder. Dann nahm er das Schreiben der Bürgerschaft abermals zur Hand und sagte: „Wir behalten uns vor, den Concipienten dieses Schreibens ernstlich zu bestrafen, und Ihr, Schwerin, werdet Uns darüber, daß und wie Solches geschehen ist, getreuen Bericht erstatten. Es ist unerhört," fuhr der Fürst dann fort — „wie unziemlich dieser Supplicant seine ungegründete Sache führt! Was soll das heißen, daß die Bürgerschaft nicht wisse,

ob sie in der Welt oder außer der Welt lebe? Und ist der Rath Unserer Residenz wirklich so kurzsichtig und unverständig, Solches zu glauben?"

„Gnädigster Herr," antwortete Tieffenbach nicht ohne einen Anflug von Empfindlichkeit — „wo das Herz für die heiligsten Angelegenheiten des Erdenlebens entbrannt ist, kann wohl ein Ausdruck —"

„Versuchet keine Verantwortung, Herr Bürgermeister," gebot der Fürst. „Wir wollen Euch sagen, was in diesem Ausdrucke der Bürgerschaft liegt: eine gräuliche Uebertreibung und Unwahrheit, von dem Verfasser dieses Schreibens erdacht, um Aufruhr zu erregen, wofür er allerdings seine verdiente Züchtigung erhalten soll. Sollte die gesammte Bürgerschaft, wie Wir jedoch nicht hoffen, mit dem Concipienten gleicher Meinung sein, so möge sie wohl zusehen, daß sie sich durch dergleichen unnöthiges Klagen und Lamentiren nicht versündige und Gott den Herrn reize, daß er dann ernstlich solche schwere Zeiten über sie schicken und Das, was sie jetzt fälschlich angegeben, an ihr dann in der That wahr machen müsse."

Die so sehr aufgeregte, ungnädige Stimmung des Churfürsten schlug wenigstens für den Augenblick den Muth des Bürgermeisters völlig nieder, und er stand stumm und mit gesenkten Augen vor seinem Landesherrn. Dieser jedoch wurde durch das stillschweigende Aufnehmen der gemachten Vorwürfe und Anklagen nicht besänftigt, vielmehr nahm er das unglückliche Bittschreiben wieder zur Hand und fuhr fort: „Und was soll das

heißen, daß die Bürgerschaft alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben habe?"

„Eure churfürstliche Durchlaucht wolle doch gnädigst beherzigen," antwortete nun Tieffenbach — „wie die Bürgerschaft Dero Residenz und alle Lutheraner jederzeit und auch bei den allergrößten und gefährlichsten Zeiten des letzten langjährigen blutigen Krieges doch getreu, gehorsam und beständig geblieben, und sich bis heute also gehalten haben. Eure churfürstliche Durchlaucht hat gnädigst versprochen, die Bürgerschaft einmal von der schweren Kriegslast und Contribution zu befreien; weil aber Solches bis jetzt hat unerfüllt bleiben müssen und genannte schwere Contribution noch immer fortgeht, so hat die Bürgerschaft darauf hinzudeuten sich unterfangen, aber nur, wie ich versichern darf, um dadurch Eure churfürstliche Durchlaucht zu bewegen, sie wolle dafür, weil jene Hoffnung bis jetzt unerfüllt geblieben, in diesem einen Puncte, nämlich der Erlassung der Unterschrift für ihre Prediger, sie gnädigst erhören."

„Also sollte man meinen," sagte der Fürst spöttisch — „die Bürgerschaft Unserer Residenz sei in großer leiblicher Noth? Aber lehrt nicht das tägliche Leben der Bürgerschaft gerade das Gegentheil? Habt Ihr, der Rath zu Berlin, nicht selbst zum Oefteren darüber geklaget, wie unter den Bürgern so großer Luxus und Pracht vorgehe, daß denselben zu steuern höchst nöthig sei? Wird nicht selbst von andern Ländern her oft genug ausgesprochen, daß nirgends größere Pracht und größerer Luxus herrsche, als in den beiden Residenzen Berlin und

Cöln? Und wenn die Einwohner derselben bei den schweren Kriegszeiten zu den allgemeinen Lasten das Ihrige beigetragen haben und jetzt noch beitragen müssen, weil die Wunde des dreißigjährigen Krieges noch lange nicht geheilet ist, so ist das Andern ebenso ergangen. Ja wir hätten Euch, Herr Bürgermeister, nicht erst daran erinnern sollen, daß in der Zeit Unserer Regierung die beiden Städte Berlin und Cöln in größere Aufnahme gekommen sind, als es vor diesem gewesen, und daß, wie der Augenschein genugsam darthut, der Wohlstand Unserer Residenzen sich täglich vermehrt.''

,,Rath und Bürgerschaft,'' sagte der Bürgermeister — ,,erkennen dies jederzeit mit unterthänigstem Danke an. Wir wissen, daß Dero hoher Name der ganzen Welt bekannt ist und weithin in allen Ländern Eure churfürstliche Durchlaucht der große Churfürst genannt wird. Wir sind auch stolz darauf, unter solchem Regimente zu leben, und sollte es, was Gott in Gnaden verhüte, so weit kommen, Eurer churfürstlichen Durchlaucht Regiment gegen auswärtige Feinde zu schützen, so würde keine Hand sich zurückziehen und Alle mit Freuden Gut, Blut und Leben daran setzen. Aber wolle mein gnädigster Herr nur bedenken, daß die Amtsentsetzung gerade des treuesten Seelsorgers einer Gemeinde wohl ans Herz greifen müsse, und daß —''

,,Es ist gut,'' unterbrach der Fürst den Sprecher noch in demselben ungnädigen Tone, wie zuvor — ,,daß Ihr Uns an diesen fernern Klagepunct in diesem Schreiben erinnert. Daß die Bürgerschaft vorgiebt, wie ihr

jetzt ans Herz gegriffen werde, dadurch, daß ihre treuen Prediger und Seelsorger ihr wollten entzogen werden, Solches ist ebenmäßig falsch. Wir begehren ihnen ihre Prediger nicht zu entziehen, sondern Wir wollen nur, daß sie sich, Unsern Edicten gemäß, des Schmähens, Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten und deren Religion enthalten sollen. Denn Wir werden und können Solches nimmermehr leiden. Ganz falsch aber ist es, wenn der Concipient dieses Schreibens sagt, daß Niemand sich solches Lästerns und Schmähens unserer Religion habe zu Schulden kommen lassen. Denn Ihr wisset gar wohl, wie die berlinischen Prediger selbst Ursach gegeben haben, daß Wir den Revers von ihnen fordern mußten. Denn hätten sich Eure Prediger in Maaß und Grenzen gehalten, so hätten Wir sie wohl gern damit verschont. Das Alles wußtet Ihr, der Rath zu Berlin, und anstatt solche unzeitige und einfältige Supplicanten zurückzuweisen, sie und ihre ungehorsamen Prediger eines Bessern zu belehren, müssen Wir mit schwerem Mißfallen wahrnehmen, daß Ihr, der Rath zu Berlin, solchen Leuten noch beistimmet.“

„Gnädigster Herr,“ sagte nun Tieffenbach. „Es muß uns Allen innigst leid thun, daß wir durch ein Supplicat das ernste Mißfallen churfürstlicher Durchlaucht erregt haben. Wir baten um Gnade und Bittende sind immer Unglückliche; denn unser Erlöser hat gesagt: „Geben ist seliger, denn Nehmen.“ Daß nun durch die begehrte Unterschrift des Reverses unter den luthe-

rischen Gemeinden und ihren Predigern Irrungen entstanden sind, daß die Prediger in ihren Gewissen und die Gemeinden an ihren Predigern irre werden, wird Eure churfürstliche Gnaden ohne mein unziemliches Erinnern wissen. Sollte es nun den also bedrängten lutherischen Gemeinden nur zum Uebeln ausgelegt werden müssen, wenn sie fürchten, es möchte ihnen zuletzt gar die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen werden?"

„Also auch Ihr, der Rath zu Berlin, theilt solche thörichte Meinung?" fragte Friedrich Wilhelm mit bitterem, fast verächtlichem Lächeln. „Wahrhaftig, da wundert Uns fast nicht mehr, daß Ihr den Leuten diese Scrupel nicht benommen habt. So beliebt uns denn zu sagen, Herr Bürgermeister, was Wir noch gar nicht wissen. Wo und wie wird denn der Bürgerschaft die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen? Sind ihnen ihre Kirchen zugeschlossen worden? Hat die lutherische Lehre Anfechtung erlitten? Seid Ihr etwa gezwungen worden, den reformirten Glauben anzunehmen? Oder vielleicht habt Ihr, der Rath zu Berlin und die Bürgerschaft eine ganz eigene Meinung von lutherischer Religionsfreiheit! Vielleicht versteht Ihr darunter, daß Eure lutherischen Prediger freie Macht behalten sollen, die Reformirten und ihre Religion nach ihrem Gutdünken zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen? Haben Wir denn nicht in Unsern Edicten auch den Reformirten alles Verketzern und Verdammen der Lutherischen untersagt? Haben Wir nicht Allen volle

Freiheit gelassen, daß ein jeder Theil seine Lehre öffentlich bekennen und mit dem Evangelio streitende Lehren widerlegen könne, wenn es nur mit christlicher Bescheidenheit geschieht, wenn nur dem andern Theile nichts aufgebürdet wird, wozu sich dieser nicht versteht? Das Alles wisset Ihr, und doch setzet Ihr Euch in Worten und Werken dagegen."

Obgleich der Bürgermeister nun schon völlig überzeugt war, daß er nichts ausrichten, sondern vielmehr die ganze Ungnade des Churfürsten mit sich nehmen würde, so wollte er doch noch einmal das Wort der Bitte versuchen und sprach: „Durchlauchtigster Churfürst, haben wir in solchem Vorbringen, obgleich gewiß mehr den Worten, als den Gedanken nach, gefehlet, so bitten wir unterthänigst und gehorsamst um Vergebung. Die nächste Ursache zu diesem erneuerten Bittschreiben war die Amtsentsetzung unseres Predigers Paul Gerhardt. Da nun Eure churfürstliche Durchlaucht die Enthaltung alles Scheltens und Schmähens der reformirten Lehre als die Bedingung setzet, unter welcher allein die Prediger uns erhalten bleiben sollen und ich und die ganze Bürgerschaft in aller Wahrheit versichern können, daß dieser Paul Gerhardt sich dieses Vergehens nie und nimmer schuldig gemacht hat und nach dem christlichen Gemüthe dieses Mannes sicherlich zu hoffen steht, daß er auch ohne Unterschrift des Reverses den Edicten treulich nachkommen werde, so wollte ich Eurer churfürstlichen Durchlaucht in aller Unterthänigkeit nochmals die Bitte ans Herz zu legen mich unterstehen, diesen

Paul Gerhardt gnädigst wieder in sein Amt einzusetzen.''

,,Und ohne Unterschrift des Reverses?'' fragte der Churfürst rasch.

,,Ja, gnädigster Herr,'' antwortete Tieffenbach. ,,Der Prediger Gerhardt ist nun einmal durch sein Gewissen gebunden; und seine Freudigkeit im Amte und in der Lehre würde verloren gehen, wäre sein Gewissen gestört. Und —''

,,Redet nicht weiter!'' gebot der Churfürst streng. ,,Wir haben ohnedies Euch schon zu große Geduld erwiesen. Wir verbleiben bei Unserer vorigen Resolution und können Euren Paul Gerhardt ohne Ausstellung des Reverses nicht wieder einsetzen. Es ist Uns ohnedies zu Ohren gekommen, daß dieser Prediger Gerhardt trotzdem, daß er seines Amtes entsetzet ist, in seinem Hause Gottesdienst gehalten hat und somit fortfährt, Uns zum Trotze seines Amtes zu warten und nun im Geheimen desto mehr Unsern Glauben zu schmähen. Wir behalten Uns darüber weitere Untersuchung vor.'' —

Nach einer Weile, in welcher der Churfürst mit Zornesblicken auf und ab schritt, fuhr er fort: ,,Gleichwie Wir Euch bei der Freiheit Eurer lutherischen Religion allezeit zu lassen gnädigst gemeint sind, so können Wir auch dagegen in Unsern Landen Unsere reformirte Religion von Euren lutherischen Predigern durchaus nicht verlästern, verketzern, verdammen und dadurch allerhand Streit und Zwietracht stiften lassen. Und wer sich Solchem nicht bequemen und gehorsamen will, der

mag in solche Länder ziehen, wo ihm Solches verstattet wird. Eurer Bürgerschaft aber befehlen Wir Euch anzudeuten, daß sie sich um Unsere Edicte, welche nicht die Gemeinden, sondern nur die Prediger angehen, nicht zu bekümmern noch darein zu mischen habe, sondern daß sie lieber ihres Handwerkes und ihrer Nahrung abwarten solle. Euch aber, dem Rath zu Berlin, befehlen Wir, künftig dergleichen Supplicate abzuweisen und Eure Prediger zur Ausstellung des Reverses anzumahnen, und dieselben durch Euer unnöthiges Einschreiten in ihren unbefugten und muthwilligen Klagen nicht zu verstärken. Ihr seid entlassen.''

Tieffenbach, obgleich von dieser schweren Ungnade belastet, wollte doch noch einmal seine Bitte für Paul Gerhardt wiederholen, allein als er den ernsten und strenggebietenden Blick des Churfürsten gewahrte, entsank ihm der Muth und mit tiefer Verbeugung verließ er das fürstliche Gemach.

Cap. 9.

Der Verhaftsbefehl.

> Was wollen wir denn hiezu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?
>
> Röm. 8, v. 31.

Als Tieffenbach aus der Schwanenburg in seine Herberge zurückkehrte, war seine Seele mit Schmerz und Trauer erfüllt, darüber, daß die gethane Fürbitte eine gar so ungünstige Aufnahme gefunden hatte, und somit für Paul Gerhardt nichts mehr zu hoffen war. Zu gleicher Zeit mußte Tieffenbach um seinen Vetter, den Meister Jung, ernstlich besorgt sein; denn der Churfürst hatte zu bestimmt und wiederholt die Bestrafung des Concipienten jenes unglücklichen Bittschreibens ausgesprochen; und obgleich Jungs Autorschaft bis jetzt nur vom Oberpräsidenten gemuthmaßet wurde, so wußte der Bürgermeister doch zu gut, daß darüber bald völlige Gewißheit würde ausgemittelt werden. Und bei dem erregten Zorne des großen Churfürsten war es nicht abzusehen, welche schwere Folgen dies für den armen

Meister bringen könne. Tieffenbach war gesonnen, augenblicklich wieder abzureisen; aber unglücklicher Weise fand er seine Reisebegleiter nicht zu Hause. Das ungewöhnlich freundliche Wetter eines zeitigen Frühlingstages hatte die Drei auf ihrer Wanderung in der Umgegend der Stadt länger zurückgehalten, als sie anfangs dachten, und als sie endlich zurückkehrten, war der Abend so nahe herangerückt, daß für heute an eine Abreise nicht zu denken war. Meister Jung war übrigens auf den Gedanken gekommen, kurz vor dem Wirthshause sich von den beiden Frauen zu trennen, um noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und Märkte der Stadt zu machen; und da die Frau Bürgermeisterin sich zu ihrem Gatten ins Zimmer begab, traf es sich, daß Dorothea in dem ihrigen allein war und die Rückkunft ihres Vaters abwartete.

Da nahten sich bald darauf Tritte gegen die Thüre; schon wollte Dorothea, in der Ueberzeugung, es sei ihr Vater, diesem entgegeneilen, als ein leises Klopfen sie eines Andern belehrte. Und noch ehe sie die nöthige Fassung gewinnen konnte, schob sich durch die Thürspalte das hagere, süßlächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe. „Ich weiß, ehrsame Jungfer Dorothea," hub er an, „daß mein Eintritt Euch unwillkommen ist, auch mag es sich nicht geziemen, daß ein Mann zu so später Abendstunde bei einer ehrbaren Jungfrau einen Besuch macht. Indeß konnte ich theils nicht ahnen, daß Ihr allein seid, theils möchte auch in der freundschaftlichen Sorge um Euren Vater die Entschul-

digung meines unziemlichen Besuches von Euch freundlichst angenommen werden.“

„Um meinen Vater?“ wiederholte die Jungfrau zitternd, und doch gewissermaßen froh, daß sie ihre eigene Angst in der Besorgniß um ihren Vater verbergen konnte. — „Ist ihm irgend ein Unglück geschehen?“

„Das wohl noch nicht,“ tröstete Stolpe — „indeß wäre es möglich.“

„Und das sagt Ihr mir so ruhig?“ rief Dorothea aus. „Wo ist mein Vater? Wo ist der Herr Bürgermeister?“ Und dabei wollte sie das Zimmer verlassen.

„Wenn Ihr von hinnen geht,“ sagte der Geheimschreiber ganz ruhig, — „so könntet Ihr leicht das Unglück unabänderlich herbeiführen. Nur wenn Ihr bleibet und mir einige Augenblicke geneigtes Gehör geben wollt, könnte das fragliche Unglück vermieden werden.“

„Ihr täuscht mich,“ sagte das Mädchen. „Ihr seid unbarmherzig, das Herz einer Tochter in solchen Zwiespalt zwischen Furcht und Angst zu setzen. Gestehet mir, daß Ihr mich täuschet, und ich will Euch Euren allerdings unziemlichen Eintritt vergeben und unter der Bedingung, daß Ihr mich augenblicklich wieder verlasset.“

„Das wäre zu viel gefordert,“ entgegnete Stolpe. „Denn das Erste wäre ein Vergehen gegen die Wahrheit, die mir stets heilig ist, und das Zweite eine unverdiente Strafe meiner freundlichen Gesinnung gegen Euch.“

„Nun, wenn Ihr bleiben wollt, so werde ich

gehen," sprach Dorothea entschieden und schritt nach der Thüre.

„Ich kann Euch Solches allerdings nicht hindern," sagte Stolpe ruhig und lächelnd. „Indeß eben so gewiß, als Ihr mich kalt und lieblos zurückstoßet, eben so gewiß kann ich Euch sagen, daß Euer Vater unrettbar verloren ist, wenn Ihr gehet."

„Ihr seid ein Lügner," schalt das Mädchen — „und seid herzlos genug, nun die Angst eines Weibes zu Eurem Vortheile zu benutzen."

„Selbst wenn Ihr scheltet, kann ich Euch nicht zürnen," entgegnete der Geheimschreiber. — „Indeß um Euch das scheinbare Räthsel zu lösen, darf ich Euch nur sagen, was sich ereignet hat. Ich habe so eben von meinem gnädigen Herrn Oberpräsidenten den Auftrag erhalten, den Namen Eures Vaters, des Meisters Jung, in ein gewisses Buch aufzuzeichnen; und wessen Namen darinnen steht, dem ist eben keine freundliche Zukunft beschieden. In den nächsten Tagen kehren wir nach Berlin zurück, und dort wird mein erstes Geschäft sein, die Ausfertigung eines Verhaftsbefehles des Meisters Jung, Eures Herrn Vaters."

„Ihr seid ein herzloser, grausamer Lügner," wiederholte Dorothea in ihrer Angst. — „Was könnte mein armer Vater verbrochen haben, daß er sollte ins Gefängniß geworfen werden?"

„Ich bin allerdings," antwortete Stolpe — „um es Euch nochmals zu versichern, ein zu niedriger Diener meines gnädigen Herrn, als daß ich dessen Amtsgeheim-

nisse zu erfahren würdig wäre; indeß ist mir doch so viel mitgetheilt worden, daß die Sache mit dem Besuche Eures Vaters in jenem Wirthshause an der langen Brücke zu Berlin und mit Dem zusammenhängt, was daselbst in Betreff des Predigers Gerhardt gesprochen und geschrieben worden ist. Euer Vater muß doch dabei Aeußerungen gethan und niedergeschrieben haben, welche einen Verhaftsbefehl gegen ihn rechtfertigen."

Dorothea mußte, so sehr sie dem heuchlerischen Wesen des ihr verhaßten Mannes mißtraute, doch in ihrem Herzen zugeben, daß bei dem Eifer ihres Vaters für die lutherische Sache die Mittheilung Stolpe's auf Wahrheit beruhen könne. Darum sagte sie: „Wenn es also wäre, was Gott gnädig verhüten mag, so sprecht, wie wäre es möglich, meinen Vater zu retten?"

„Das könnte auf mannigfache Weise geschehen," sagte der Geheimschreiber. „Das Allernatürlichste wäre, daß Euer Vater dafür sorgt, daß er nicht aufzufinden ist. Er könnte entweder in Berlin einen sichern Versteck aufsuchen, oder noch sicherer eine Zeit lang in einem fremden Lande sich aufhalten, bis sich der Zorn unsers großen Churfürsten gelegt hat."

„Und das," fragte Dorothea, die ihre Fassung bald wieder gewonnen hatte, schnell und mit dem Ausdruck der Geringschätzung — „das würdet Ihr wirklich meinem Vater rathen? Wer vor dem Gerichte flieht, vor das er geladen ist, ist der nicht schuldig und feig zugleich? Mein Vater kann aber weder das Eine noch das Andere sein. Aber selbst dann, wenn mein Vater viel-

leicht aus Mißtrauen gegen ein partheiisches Gericht Berlin eine Zeit lang verlassen könnte, so sehe ich nicht ein, Herr Secretär, wie diese Rettung auf Eure Rechnung geschrieben werden könnte.''

,,Es schmerzt mich sehr tief,'' entgegnete Stolpe in schmerzlichem Tone — ,,welche Freude es Euch zu machen scheint, ehrsame Jungfer, mich auch des kleinsten Ruhmes zu entkleiden, den ich etwa vor Euch haben könnte. Indeß dürfte doch hierbei noch ein Umstand Berücksichtigung verdienen, der von einiger Bedeutung zu sein scheint. Wäre der Gedanke an eine Rettung durch die Flucht etwa von Euch, Jungfer Dorothea, Eurem Vater gegeben und augenblicklich ausgeführt worden, so hätte ich allerdings die Gelegenheit verloren, Euch zu dienen. Allein eine Anzahl zufälliger Umstände, nämlich, daß Euer Vater die Gefahr, in der er schwebt, noch nicht ahnet, daß der gnädige Herr Oberpräsident ebenfalls noch nicht weiß, daß Euer Vater in Cleve anwesend ist, daß aber diese Mittheilung von mir natürlich in Kurzem gemacht werden kann, daß dann es leicht möglich ist, daß Euer Vater entweder sogleich hier in Cleve seinen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, oder daß er auf seiner Rückreise nach Berlin sich die allerdings etwas unangenehme Begleitung zweier Gerichtsdiener gefallen lassen müßte, dazu der zufällige Umstand, daß ich, obgleich mit widerstrebendem Herzen, doch in schuldiger Amtstreue bereits Einleitung dahin getroffen habe, daß Euer Herr Vater nicht unbewacht dieses Haus verlassen kann, und zuletzt, daß es nur von meiner geringen Per-

son abhängt, diese geheimen und unangenehmen Wächter zu entfernen. — diese kleinen zufälligen Umstände dürften doch von einiger Bedeutung sein."

„Und das zählt Ihr mir so ruhig auf," sagte die Jungfrau mit verächtlicher Geberde — „als handle es sich um ein Kinderspiel! Gott schütze meinen armen Vater vor der Schmach, Euch seine Rettung zu verdanken, wenn anders Eure ganze Erzählung nicht ein Gewebe von Lug und Trug ist."

Der Geheimschreiber, welcher zu der seltenen Classe von Menschen zu gehören schien, die gar nicht beleidigt werden können, antwortete in aller Freundlichkeit: „Ihr beliebt zu scherzen, wertheste Jungfrau Dorothea, und falls Ihr bei dieser Ansicht beharrtet, wäre es allerdings beklagenswerth, daß eine liebende und gehorsame Tochter nur deshalb ihren Vater nicht rettete, weil sie den wohlgemeinten guten Rath eines ihr verhaßten Mannes verschmähte. Da ich nun das Unglück haben soll, für meine Freundlichkeit nur Schmähung zu empfangen, so erlaubt, daß ich Euch verlasse und nur den beiden Männern, welche in der Hausflur meiner Befehle harren, die nöthige Instruction ertheile."

Und dabei schickte Stolpe sich an, in aller Ruhe und Freundlichkeit das Zimmer zu verlassen. Dieser wahrhaft entsetzliche Gleichmuth erschütterte aber Dorotheens Seele. Die verzögerte Rückkehr ihres Vaters erschien ihr plötzlich als Unheil verkündend; und, wie das menschliche Herz in seiner Schwachheit ist — hat nur

einmal die geringste Furcht darin Raum genommen, so schreitet die Aengstlichkeit mit Riesenschritten vorwärts und Glied an Glied setzt sich unaufhaltsam an die schwere Kette, welche die arme Seele in Fesseln schlägt. Dorothea dachte an den allerdings großen und unvorsichtigen Eifer ihres Vaters für die lutherische Sache, an den ihr bekannten ernsten Willen des Churfürsten, selbst durch Hilfe äußerer Gewalt den Kirchenfrieden zu erzwingen, sie dachte an die lieblose und unbarmherzige Vertreibung des Archidiaconus Reinhart, an die Absetzung ihres geliebten Gerhardt, sie dachte daran, wie ihr Vater allerdings schon wegen seiner Aeußerung vor Gericht gestanden und gewarnt worden war, bei Vermeidung ernstlicher Ahndung seinen lutherischen Eifer zu zügeln — sie dachte an die heimtückische Gewalt des Mannes, der vor ihr stand — und so füllte sich mit einem Male ihre Seele mit einer Angst und Bangigkeit, der sie nicht Herr werden konnte und der Vorwurf Stolpe's, daß sie den ihr gebotenen Weg der Rettung ihres Vaters verschmähe, lastete schwer auf ihrem Gewissen. „Bleibet," rief sie dem Geheimschreiber in aller Angst ihres Herzens zu — „bleibet noch! Ihr seid ein entsetzlicher Mann, Herr Stolpe! Wenn es wirklich so wäre, wie Ihr saget, wenn meinem armen Vater wirklich eine Gefahr drohete, die Ihr von ihm abwenden könntet, warum thut Ihr es nicht?"

„Warum ich es nicht thue?" wiederholte Stolpe zurückkehrend und in seiner süßen Freundlichkeit. „Wertheste Jungfer, die Menschen sind schwache Wesen. Wer

da säet, der will doch auch gern ärnten; wo Mühe und Arbeit ist, da darf der Lohn nicht fehlen."

„Schweigt," rief ihm schnell die Jungfrau zu. „Das ist also Eure Absicht? Pfui über Euch, daß Ihr für ein Wort der Menschenfreundlichkeit Lohn verlanget!"

„Ihr verstehet mich ohne Zweifel nicht recht," entgegnete Stolpe mit unerschütterlicher Ruhe. „Und falls Ihr mir anders noch einige Augenblicke zu bleiben verstattet, möchte ich wohl Euch eine nähere Erklärung geben. Aus dem Tone Eurer Worte und aus den Mienen Eures im Zorne so lieblichen Angesichts schließe ich gewiß nicht mit Unrecht, daß Ihr mir böse und schändliche Gedanken zutrauet. Da kränket Ihr mich tief, wertheste Jungfrau. Es ist wahr, ich liebe Euch, und diese Liebe ist mein Unglück. Seitdem ich Euch das erste Mal sah, habe ich meine Ruhe und meinen Frieden verloren. Ihr habt, wie man spricht, mir es angethan. Dies ist nun aber für mich um so schmerzlicher, als ich leider weiß, daß Ihr mich hasset, und daß Ihr in diesem Hasse Alles zusammensuchet, was Eure Verachtung gegen mich nähren und vermehren kann. Wenn ich nun trotzdem meine Seele, die in Euren Banden gefangen liegt, nicht befreien kann und, wie Ihr doch wohl werdet bemerkt haben, alle Bitterkeit und Schmähung von Euch ruhig und ohne alle Wiedervergeltung hingenommen habe, so möget Ihr zunächst daraus absehen, daß meine Liebe zu Euch keine flüchtige Neigung ist, sondern daß sie meine ganze Seele umfasset. Werdet mir nicht böse darüber, liebe Jungfer; denn indem ich Solches

Euch auseinandersetze, bin ich doch eben nicht beneidenswerth."

„Ihr könnt mir nun nichts Neues mehr sagen," sprach Dorothea mit Würde — „und da Ihr meine Gesinnung in dieser Angelegenheit kennt, so möget Ihr jetzt Euren Abschied nehmen. Möge nun kommen über mich und meinen armen Vater, was uns bereitet ist, Gott wird uns doch wohl nicht verlassen. Gehet, Herr Secretär, und thut, was Euch Euer Amt gebietet."

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen," fuhr Stolpe ruhig fort — „darum bitte ich Euch nur noch um einige Augenblicke Gehör. In der Geschichte des menschlichen Herzens giebt es zahlreiche Beispiele, daß die Gefühle und Empfindungen wechseln, daß sich eben so gut Liebe in Haß, als Haß in Liebe verkehren kann. Warum sollte also dies nicht auch bei Euch möglich sein? Ich bitte für jetzt um nichts, als daß Ihr diese meine Hoffnung nicht für alle Ewigkeit zu Schanden machen möget, daß Ihr die Möglichkeit einer freundlichen Gesinnung für mich nicht völlig in Abrede stellet. Denn wahre Liebe ist geduldig und langmüthig. Ich bitte um nichts, als daß Ihr mir diese Möglichkeit zugestehet, und daß Ihr mir in deren Folge erlauben möget, Euch von Zeit zu Zeit in aller Ehrbarkeit aufzuwarten. Und wenn mir auch erst nach Jahresfrist das erste Wort, der erste Blick von Euch zu Theil würde, der mir sagte, daß Euer Haß gegen mich nur um ein Weniges abgenommen hat, so wäre ich überreichlich belohnt."

„Es ist nun genug," sagte Dorothea ernst und vest.

„Ich habe zur Wahrung meiner Ehre Euch schon zu lange Gehör gegeben. Wisset, Herr Geheimsecretär, die Liebe ist kein Menschenwerk, sondern der Hauch Gottes in unserm Herzen. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden, was aber Gott geschieden hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen wollen. Gehet nun, wenn Ihr noch Achtung vor einem Weibe habt, welches zu einer solchen Sprache gegen Euch gezwungen wird. Gehet und thut, was Eures Amtes ist. Gott wird unser Schutz und Trost sein.“ —

„Wie schön seid Ihr, wenn Ihr zürnet und strafet,“ sagte Stolpe in schmeichelndem Tone. Doch schnell, als er gewahrte, wie diese Aeußerung den Unwillen der Jungfrau erhöhte, und fast ärgerlich über sich selbst, auch nur für einen Augenblick aus seiner Rolle gefallen zu sein, lenkte er wieder ein und fuhr fort: „Wüßtet Ihr, wie schmerzlich mich die Erinnerung an die Pflichten meines Amtes berührt, Ihr würdet dies nicht so ruhig thun können. Ich bin der willenlose Diener eines mächtigen Herrn, der seinerseits wieder des Churfürsten Diener, obgleich auch einflußreicher Rathgeber ist und sich sogar der besondern Freundschaft desselben rühmen kann. Was aber mir geboten wird, muß ich in Ausführung bringen, und wenn dabei mein Herz blutete. Will ich Andern dienen, so ist dies nur möglich durch Ungehorsam gegen meinen Herrn, und die Folge davon würde sein, daß ich meines Amtes entsetzt werde. Und doch wie gern würde ich dies Opfer bringen, wie gern mich weit größern Gefahren aussetzen — um Euret-

willen. Der Herr Oberpräsident weiß nicht, daß Euer Vater hier in Cleve anwesend ist, er hat eben — und die Achtung und Liebe zu Euch möge diese meine Verletzung eines Amtsgeheimnisses entschuldigen — bereits den Befehl unterzeichnet, der Euren Vater sogleich nach seiner Rückkunft in Berlin zur Haft bringt. Dieser Befehl ist in meinen Händen — und hier mögt Ihr ihn lesen."

Gegen ihren Willen, dem Secretär noch weitere Aufmerksamkeit zu schenken, richteten sich Dorotheens Blicke auf das vorgehaltene Papier; und als sie wirklich darauf den Namen ihres Vaters, das große churfürstliche Siegel und den ihr bekannten Namenszug des Oberpräsidenten gewahrte, erschrack sie durch und durch. Bisher hatte sie immer noch an der Wahrheit der ihr gemachten Mittheilungen gezweifelt, und da sie die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen konnte, Alles für das trügerische Gewebe des ihr verhaßten Mannes gehalten; aber diese Ueberzeugung von der Wirklichkeit war zu schlagend und niederdrückend, als daß sie sich noch mit falschen Hoffnungen täuschen konnte. In der Angst ihres Herzens rief sie aus: „Entsetzlicher Mann, was wollt Ihr nun thun?"

„Hättet Ihr gefragt," sagte Stolpe — „was ich thun muß, so würde ich Euch antworten müssen: Euren Vater hier in Cleve zur Haft bringen, von der geschehenen Verhaftung Anzeige machen und abwarten, ob Meister Jung hier vor Gericht gestellt, oder gefangen nach Berlin gebracht werden soll." —

„Haltet ein,“ unterbrach die Jungfrau den Geheimschreiber, und an der Unruhe und Angst ihrer Stimme gab sich der volle kindliche Schmerz um den theuern Vater kund, so daß mit einem Male all’ ihr früherer Muth dahin war. „Haltet ein,“ sprach sie — „Euch ist es ein Geringes und Kleines, ein Menschenherz zu durchbohren. Ihr nähret Euch von dem Hasse und der Angst, die Ihr einflößet, Euch ist es Seelenweide, zu vernichten und zu zerstören.“

„Ich verzeihe Euch diese bittern Worte,“ antwortete Stolpe ruhig. „Es ist der Schmerz eines Kindes um den Vater, und solcher Schmerz hat besondere Vorrechte. Auch habe ich Euch, ehrsame Jungfer, nur gesagt, was ich thun müßte, wenn Ihr mich darum gefragt hättet. Da Ihr aber fraget, was ich thun will, so antworte ich Euch: Euren Vater retten! Meister Jung kehrt entweder eiligst nach Berlin zurück und bezieht dort für eine Zeitlang ein verborgenes Quartier, oder er begibt sich sogleich von hier aus über die Landesgrenze, was in wenigen Stunden zu bewerkstelligen ist. Komme ich nach Berlin zurück und ich finde Meister Jung in seiner Behausung nicht, nun, wer weiß denn, wo er sich aufhält? Abwesende Personen können nicht verhaftet werden.“

„Wahrhaftig, Euer Rath ist gut,“ rief Dorothea aus, welche in der Angst und Besorgniß um die Freiheit ihres Vaters ganz vergaß, mit wem sie redete. — „Ja, Ihr habt Recht, das muß mein armer Vater thun. Ich werde mit ihm gehen, und ging er an das äußerste Meer.“

„Wie freut mich diese Kindesliebe,“ sprach der Geheimsecretär. „Indeß muß ich mir doch erlauben, noch hinzuzusetzen, daß diese von mir angedeutete Rettung Eures Vaters an gewisse Bedingungen geknüpft ist, die ich Euch schon mitzutheilen erlaubte. Rettung um Rettung, liebe Jungfer, Wohlthat um Wohlthat, — Liebe um Liebe.“ —

„Schweiget, Elender,“ gebot Dorothea, die durch diese Worte ihre vorige Fassung wieder gewonnen hatte. „Jetzt verstehe ich Eure niedre Seele. Ich Verblendete, daß ich nur einen Augenblick vergessen konnte, wer mit mir redet! Wollt Ihr Seelen retten um solchen Preis? Gilt Euch die Liebe für die Waare eines Mäklers, um die man handelt und feilscht? Weichet von mir! Eher den Tod, ja eher noch vermag ich den Anblick meines Vaters in Ketten und Banden zu ertragen, als daß ich nur die leiseste Berührung Eurer Hand zu dulden vermöchte.“

„Nun, wie Ihr wollt,“ sprach Stolpe ruhig, und dabei öffnete er die Thür und rief zweien Männern, die vor derselben standen, zu: „Gehet hinab vor's Haus, und wartet dort meiner Befehle! Ehrsame Jungfer Dorothea,“ — wandte er sich dann ruhig an diese — „ich habe die Ehre, Euch zu grüßen.“ Und mit diesen Worten nahm er unter tiefer, süß-freundlicher Verbeugung seinen Abschied.

Die Seele des armen Mädchens ward von tausend Qualen durchschnitten; Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Angst und Ergebung kämpften mit ein-

ander. Der Vorwurf Stolpe's, die Rettung ihres Vaters verschmäht zu haben, belastete aber doch ihr Kindesherz mehr als alles Andere; ja sie mußte sich jetzt sogar zugestehen, daß nur die Sorge für das eigene Wohl sie hatte an der Liebe zu ihrem Vater sündigen lassen. Und so wie dieser Gedanke in ihrer Seele laut geworden war, breitete sich die volle Pein folternd über sie aus, und Schaam, Schmerz und Reue zwangen sie zu dem Ausrufe: „Schmach über mich, ich habe gesündigt." Und fast in verzweifelnder Hast stürzte sie durch die Thüre; noch war es Zeit, den Secretär zurückzurufen — sie sah, wie Stolpe mit den beiden Männern die Treppe hinabging. Sie wollte rufen: „Herr Stolpe," aber das Wort wollte nicht über ihre Lippen; ihr ganzer Leib zitterte und ein Angstschrei drängte sich aus der Beklommenheit ihres Herzens. Als Stolpe dies hörte, und beim Zurückschauen die Jungfrau gewahrte, wie sie bleich und zitternd das Treppengeländer umfaßte, um nicht zusammenzubrechen, eilte er schnell die Treppe wieder hinauf. Dorothea hatte nur noch die Kraft, auszurufen: „Rührt mich nicht an!" — aber auch im selben Augenblicke tönte eine Stimme in der Hausflur: „Was ist denn geschehen?"

„Barmherziger Gott," rief Dorothea aus — „das ist mein Vater!" — und diese veränderte Scene gab ihrer wankenden Seele die volle Kraft zurück. Mit wenig Schritten war Meister Jung die Treppe hinan und die Tochter in seine Arme fassend und den Blick auf Stolpe gerichtet, sprach er im Tone wilden Zornes:

„Gott sei Eurer Seele gnädig, wenn Ihr meinem Kinde ein Leides gethan habt.“

„Nein, lieber Vater,“ sagte Dorothea — „mir nicht, aber Dir will er ein Leides thun.“

„Meister Jung,“ sprach nun der Secretär und au dessen Wink zogen sich die beiden Männer in die Hausflur hinab — „vielleicht gefällt es Euch, mir auf wenige Augenblicke den Wiedereintrit in Euer Zimmer zu gestatten. Ich hoffe, Eure Tochter wird Dem nicht entgegen sein.“

Als Dorothea in der erneuerten Hoffnung auf die Rettung ihres Vaters auch auf keinerlei Weise die zuletzt gesprochenen Worte Stolpe's Lügen strafte und ins Zimmer voranschritt, lud Meister Jung den Secretär, wenn auch mit sichtbarem Widerstreben seiner Seele, zum Eintritt ein. „Was wollt Ihr, Herr Geheimschreiber?“ fragte er fast barsch.

Der Secretär zog ein Papier hervor, überreichte es dem Meister und sprach: „Kennt Ihr das? Im Namen des Churfürsten — Ihr seid ein Gefangener!“

„Warum?“ rief Jung aus. „Welches Verbrechens klagt man mich an?“

„Antwort darauf liegt nicht in meinem Auftrage,“ entgegnete Stolpe. „Vor Gericht werdet Ihr Solches erfahren, wenn Ihr es anders nicht selber wisset.“

Der Meister prüfte streng und genau den Verhaftsbefehl, und da er an der Aechtheit desselben nicht zweifeln konnte, gab er ihn dem Secretär zurück und sprach:

„Ich unterwerfe mich diesem Befehle. Sagt, wohin soll ich gehen?"

Da warf sich Dorothea an des Vaters Brust und sprach unter lautem Weinen: „Du willst gehen? Vater, kannst Du so ruhig Dein Kind verlassen? Kannst Du wirklich hier in fremder Stadt Dein Kind dem Jammer, der Schmach, der Verzweiflung preisgeben?"

„Mein Kind," antwortete Jung vest und ernst, „die Schrift sagt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott geordnet. — Da wird auch dieser selbe Gott, mit dessen Zulassung ich von Dir getrennt werde, Dich nicht verlassen und versäumen. Du bist nicht allein hier; unser hochedler Vetter Tieffenbach und seine gute Gattin werden sich Deiner annehmen. Sagt, Herr Secretär, wohin habt Ihr Befehl, mich zu führen?"

Nach einigem Zögern antwortete Stolpe: „Meister Jung, ich weiß, Ihr glaubet mir in keinem Worte, Ihr gefallt Euch darin, unter bittern Vorwürfen meinem Herzen und Gewissen Das aufzubürden, was allein mein Amt von mir fordert. Mögt Ihr nun jetzt Dies oder Jenes aufs Neue thun, — genug ich sage Euch: Ihr könnt noch gerettet werden."

„Und wie?" fragte Jung verächtlich — „und durch wen?"

„Durch mich" — antwortete der Secretär.

„Durch Euch?" wiederholte der Meister unter spöttischem Lächeln. „Die Hilfe, die Ihr anbietet und bringt, kann kein ehrlicher Mann, kann besonders kein

lutherischer Bürger annehmen. Bin ich schuldig, so will und muß ich meine Strafe leiden, bin ich unschuldig, so werde ich gerettet werden ohne Euch.“

So wenig diese Aeußerungen den Secretär willig und gütig stimmen konnten, so sehr unterdrückte er den aufwallenden Ingrimm und sprach: „Meister Jung, ich kann Euch so viel sagen, daß Eure Theilnahme an den Versammlungen der lutherischen Bürger zu Gunsten Eures Predigers Gerhardt, und was Ihr dabei möget gesprochen oder geschrieben haben, die nächste Ursache Eurer Verhaftung ist. Es steht zu befürchten, daß die Strenge unsers Churfürsten in dieser Kirchensache Euch auf lange Zeit Eurer Freiheit berauben dürfte. Eure Verhaftung ist ein Unglück für die Bürgerschaft, die in Euch ihre besondere Stütze erkennt. Es ist Eure Schuldigkeit, Euch zu retten, wo Ihr noch könnt. Und das könnt Ihr! Niemand in Cleve weiß, daß Ihr hier seid, außer mir allein; ich habe selbst den beiden Männern, die Ihr in der Hausflur gesehen habt, verschwiegen, welchen Auftrag ich habe, und wer Ihr seid. Gehet jetzt mit Eurer Tochter frei von hinnen, haltet Euch, wo Ihr wollt, eine Zeit lang im Verborgenen auf und ich werde meinem gnädigen Herrn, dem Oberpräsidenten, die Mittheilung machen, daß Ihr nirgends aufzufinden seid.“

„Und welchen Preis verlangt Ihr dafür?“ fragte Meister Jung spöttisch. — „Denn ohne Euren besondern Nutzen thut Ihr doch Nichts.“

„Ja, ich leugne es nicht,“ antwortete Stolpe.

„Gerade für dieses Liebeswerk möchte ich nicht ohne Lohn bleiben. Ich verlange nichts, als daß Ihr aufhöret, mir feindlich gesinnt zu sein und daß Ihr mir die Hoffnung aussprechet, zu einer bessern, wenn auch spätern Zeit, in Eurem Hause eine freundliche Aufnahme zu finden.“

„Nimmermehr!“ rief Jung heftig aus. „Ein Mann wie Ihr, der mich schon einmal verrathen hat, verräth mich auch das zweite Mal, wenn der Lohn dafür annehmlich erscheint! Warum soll ich flüchten? Nur der Feige, den sein Gewissen verklagt, entzieht sich seinen Richtern. Mein Gewissen aber ist frei. Was ich gethan, gesprochen und geschrieben habe, werde ich vor Gott und der Welt verantworten. Ich habe nichts gethan, als was die Treue im Evangelio von jedem lutherischen Bürger in dieser traurigen Zeit fordert. Werde ich deshalb von partheiischen oder irregeleiteten Richtern für schuldig und strafbar erkannt, so will ich willig und gern meine Strafe büßen. Zu einer Zeit, wo lutherische Prediger, wo fromme und gerechte Männer, wo treue Diener Jesu, wie unser Paul Gerhardt, um ihres Glaubens willen Spott, Schmach und Verfolgung erleiden und sogar ihres Leibes Nahrung und Nothdurft beraubt werden, da ist es für einen lutherischen Bürger eine Ehre, wenn er um seines Glaubens willen in den Kerker geworfen wird. Kann aber, wie ich verhoffe, mir nichts bewiesen werden, was der Wahrheit in Sachen Gottes und dem Gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit zuwider wäre, so brauche ich zu meiner Rettung nicht Euch, und

werde nicht der Schuldner eines Mannes, dessen niedrige Seele sich an Verrath und Hinterlist weidet.''

,,Ich vergebe Euch gern diese Schmähung meiner Person und meines Amtes,'' erwiderte der Secretär mit erzwungener Ruhe. ,,Es ist dieselbe Sprache, welche Ihr in dem sogenannten Bittschreiben zu Gunsten Eures Herrn Paul Gerhardt redet. Und darüber richte nicht ich, sondern churfürstliche Durchlaucht.''

,,Wie armselig würde ich mir vorkommen,'' sagte Meister Jung verächtlich — ,,wenn in Dem, was ich in dem genannten Bittschreiben der Bürgerschaft niedergeschrieben habe, Ihr, Herr Geheimschreiber, mein Richter sein solltet.''

,,Es ist doch wenigstens noch erfreulich'' — sprach nun der Secretär mit dem Lächeln der Bosheit — ,,daß Ihr, Meister Jung, Euch als Concipient jener Bittschrift nicht verleugnet. Durch dieses freiwillige Zugeständniß werden manche, sonst nöthig gewordene Weiterungen abgeschnitten. Zwar habe ich zum Zeugen Eures Zugeständnisses Niemanden, als Eure ehrsame Tochter, Jungfer Dorothea; indeß seid Ihr viel zu wahrheitsliebend, als daß Ihr eine gethane Aussage ableugnen könntet. Ehe ich jedoch mich beehre, meinen Abschied von Euch bis auf Wiedersehen in Berlin zu nehmen, erlaube ich mir nur noch, Euch mitzutheilen, daß Ihr auf Eurer Rückreise die Begleitung zweier Männer annehmen werdet, welche den strengsten Befehl haben, Euch alle mögliche Aufmerksamkeit zu schenken und im wahren Sinne des Wortes, Euch nicht aus den Augen

zu lassen. In Berlin angekommen, würdet Ihr dann, Meister Jung, gut thun, den beiden Männern freundlichst zu folgen, wohin sie Euch führen, ohne erst großes und Euch doch gewiß nicht ganz angenehmes Aufsehen zu erregen. Und nunmehr noch einmal: Auf Wiedersehen in Berlin.“ Und somit schritt Stolpe zur Thür hinaus, wo er den beiden Männern noch Einiges ins Ohr flüsterte und dann süßlächelnd seines Weges ging.

„Um Gotteswillen, lieber Vater, was soll da geschehen?“ rief nun Dorothea unter Klagen aus.

„Beruhige Dich, mein Kind,“ antwortete Meister Jung. „Was kann mir geschehen? Nichts, das mich und Dich bekümmern könnte. Sie werden allerdings suchen, Dies oder Jenes auf mich zu bringen; denn wo Männer, wie jener Stolpe, mit thätig sind, da haben Wahrheit und Gerechtigkeit wenig dabei zu thun. Aber bange deshalb nicht um mich! Hat mich der Herr wirklich berufen, ein Zeugniß von ihm abzulegen vor der Welt, so wird er mich auch stärken und schützen. Tröste Dich mit mir durch unseres lieben Paul Gerhardts Trost- und Freudenlied:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich!
So oft ich ruf' und bete,
Weicht Alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde,
Und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde
Und Widersacher Rott'?

Jetzt nahten sich Männerschritte der Thür. Dorothea erzitterte und flüchtete sich zum Vater; sie mochte den Wiedereintritt des entsetzlichen Stolpe fürchten. Indeß es war der Herr Bürgermeister Tieffenbach, der mit den Worten eintrat: „Endlich finde ich Euch hier, lieber Vetter! Wie eifrig habe ich Euch überall gesucht und suchen lassen, um Euch wo möglich noch zu rechter Zeit einen guten Rath zu geben. Jetzt ist es leider, wie ich sehe, zu spät. Eure Anwesenheit ist verrathen und mein Wille, Euch zu helfen, gebrochen."

„Vielen freundlichen Dank, hochedler Herr Vetter, für diesen Euren guten Willen," antwortete Meister Jung. „Hättet Ihr mir auch zu rechter Zeit rathen können, mich etwa durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen, glaubet mir, ich wäre doch hier geblieben. Ich werde nun die besondere Ehre haben, von zwei Gerichtsdienern nach Berlin begleitet zu werden. Sollte dies so geschehen, daß meine Dorothea von mir getrennt würde, so bitte ich Euch, nehmt Euch ihrer gütigst an."

„Ich hätte es nicht gedacht," sagte Tieffenbach ernst den Kopf schüttelnd — „daß meine Sendung hierher einen so traurigen Ausgang haben würde. Beladen mit der vollen Ungnade des Churfürsten kehre ich zurück, betrogen in jeder Hoffnung für eine glücklichere Wendung der Dinge, und erfüllt mit gerechter Besorgniß um das Wohl unserer lutherischen Kirche. Wenn der Herr selbst seine Kirche nicht schützt, so sind wir verloren."

„Ja, gewiß," setzte Jung schnell hinzu. „Mit

unserer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren. Indeß, theurer Herr Vetter, der rechte Mann streitet mit uns und für uns; darum lasset uns muthig und stark bleiben: Die Welt" — so redet unser liebe Gerhard zu unserm Gott —"

Die Welt, die mag zerbrechen,
Du stehst mir ewiglich.
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und dich.
Kein Hunger und kein Dürsten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hind'rung sein.

Getröstet und gestärket durch solche Worte schickten sich die Reisenden zur Rückkehr nach Berlin an. Gegen Wissen und Willen seines Vetters brachte es Tieffenbach bei dem Oberpräsidenten wenigstens noch dahin, daß Meister Jung ohne Begleitung der beiden Gerichtsdiener reisen konnte, indem er selbst, der Bürgermeister, Bürgschaft dafür leistete, daß Meister Jung nicht allein keinen Versuch zur Flucht machen, sondern auch jeder Zeit und Stunde bereit sein würde, vor seinen Richtern zu erscheinen. Und so fuhren die Vier mit ganz andern Empfindungen in die Residenz zurück, als mit welchen sie diese verlassen hatten.

Cap. 10.

Das Geständniß.

Herr, sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe. Denn es ist hier kein Helfer!

Psalm 22, v. 12.

Seit mehreren Tagen war der Frühling nicht allein im Calender, sondern auch wirklich in der Natur angebrochen. Eine milde laue Luft wehte über das frische Grün, das aller Orten hervorbrach und das sandigen Gegenden, wie denen der Churmark, einen doppelten Reiz verleiht. Freude und neues Leben herrschte überall, nur nicht unter der lutherischen Bürgerschaft Berlins und Cölns. Die Strenge des Churfürsten gegen die Geistlichen, welche sich der Unterschrift des Reverses weigerten und die Ungnade desselben, welche fühlbar auf Rath und Bürgerschaft lastete, hatten einen trüben, traurigen Geist in der Gemeinde erzeugt und den Segen des Evangeliums vielen schwachen Seelen hinweggenommen.

Im Hause Dessen, der die nächste Ursache dazu war, des Diaconus Paul Gerhardt, sah es nicht viel besser aus, obgleich aus anderer Ursache. Frau Maria, die schon seit Langem kränkelte, war in eine ernstliche Krankheit verfallen und lag zu Bette. Bei seinem letzten Besuche hatte der Arzt dem Eheherrn zwar erklärt, daß die Krankheit nicht sogleich zum Tode sei, hatte aber die gegründete Befürchtung ausgesprochen, daß das Leben der armen, schwergeprüften Frau sichtbar, wenn auch langsam der Auflösung entgegengehe und eine wirkliche Abzehrung schon begonnen habe. Wo ist ein Ehemann, der bei aufrichtiger Liebe zu dem Weibe seines Herzens, zu der Mutter seiner Kinder, eine solche Botschaft nicht mit der tiefsten Betrübniß aufnähme? Selbst eine in der Gottesfurcht gewurzelte Seele ist nicht stark genug, um den Gram darüber zu besiegen. So auch unser Gerhardt, der, wie die menschliche Natur überhaupt, stärker und getroster war, wenn er mitten im Kampfe, mitten in der Ertragung des herbeigekommenen Schicksals sich befand, als wenn die Gefahr erst drohend herannahte.

Wir finden ihn am Bette der kranken Gattin, der es wenigstens nicht an leiblicher Pflege fehlte, denn nicht allein Dorothea kam Tag und Nacht nicht von der geliebten Frau Pathe fort, auch die Schwester der Hausfrau, die Wittwe des vor neun Jahren verstorbenen Archidiaconus Joachim Fromm, eines entfernten Verwandten des Propstes Fromm zu St. Petri, wartete mit schwesterlicher Liebe der armen Kranken.

„Ihr seid so traurig, lieber Herr," sprach die Kranke zu ihrem Gatten. „Ich fürchte doch nicht, daß Euch meine Krankheit so sehr besorgt macht."

„Nein, mein gutes Weib," antwortete Gerhardt und die Lüge, zu welcher ihn die Gutmüthigkeit verführte, drückte sich in dem Blicke seiner Augen ab. Deshalb setzte er sogleich hinzu: „Das heißt, ich will damit nicht eben sagen, daß mich Deine Niederlage nicht schmerzte; denn wie könnte ich ruhig und fröhlich sein, wenn Du leidest. Ich wollte nur sagen, daß ich um des Ausgangs Deiner Krankheit willen nicht besorgt bin. Gott ist ja allmächtig und allbarmherzig; was bei Menschen nicht möglich ist, ist möglich bei ihm."

„Ist das Euer Ernst, mein Gerhardt?" fragte Maria mit wehmüthigem Lächeln. „Scheint es mir doch fast, als wenn Ihr Euch bemühtet, Anders zu reden, als Ihr fühlet."

„Wie das?" fragte Gerhardt schnell und in sichtbarer Verlegenheit.

„Ihr täuscht mich nicht," sagte die Kranke ruhig. „Ich weiß zu gut, daß der Wurm des Todes an meinen Gebeinen naget, und daß meine Stunde vielleicht nahe ist."

„Maria," rief Gerhardt aus — „das sagst Du mir so ruhig? Das sprichst Du im Blicke auf unser Söhnlein? Maria, möchtest Du denn so gern sterben?"

„Und würde es Euch denn erschrecken," antwortete die Hausfrau — „wenn ich mit Sanct Paulo sagte: Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Jesu Christo zu

sein? Mein theurer Paul," fuhr sie fort und reichte dem Gatten die Hand — „weiß doch auf Erden Niemand besser, als Ihr, wie glücklich ich bin, wie gern ich unter Euch lebe; aber wo der Herr zu meinem Erdenleben gesagt hat: Bis hierher und nicht weiter! da ziemt mir ja nichts, als stilles, williges Unterwerfen. Habe ich nicht auch Vater und Mutter und vier Kindlein bei dem Herrn, die mich erwarten? Nein, nein, mein Gerhardt, Ihr denket und fühlet eben so wie ich; aber gestehet mir es nur, Eure Liebe zu mir, vielleicht auch wohl die Besorgniß, die Ankündigung meines nahen Todes möchte mich kleinmüthig und verzagt machen, leget Euch andere Worte auf die Lippen. Doch vertraue ich herzlich und gern mit Euch der Macht und Barmherzigkeit unseres Gottes, der mich retten kann, wenn er will. Und so lasset uns denn mit Ruhe und Ergebung des Willens unsers himmlischen Vaters warten! Aber, lieber Mann, thut die Traurigkeit von Eurem Angesichte; ein in Gott fröhliches Herz und Angesicht ist dem Kranken eine Erquickung."

„Maria, wie beschämst Du mich!" sprach Gerhardt und drückte der Gattin Hand. „Ja, ich will es Dir gestehen, ich selbst war so schwach und kleinmüthig, als ich es von Dir fürchtete. Ich erkenne aber auf's Neue, daß das Herz des Weibes demüthiger ist vor Gott, als des Mannes unstäter Geist. Wohl Dir, Du treue, liebe Seele, daß Du den Frieden hast, den uns der Herr gelassen hat, und den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Für jetzt aber ist, wie mir der Arzt mit-

theilte, noch keine Gefahr für Dich, und ehe wirkliche Gefahr eintritt, kann Gott große Dinge an Dir und uns Allen gethan haben. Darum laß uns, wie der Prophet sagt, still und geduldig sein, damit wir stark werden. Euch aber, liebe Schwägerin und Dir, liebe Dorothea, lohne es Gott, was Ihr bisher gethan habt; vermag ich es nicht, weil vielleicht auch mein Leben nicht zu hoch mehr laufen mag, so wird unser Fritz es Euch einst in Werken beweisen, was Ihr seiner Mutter Gutes gethan habt.''

„Sprecht nicht davon, lieber Herr Pathe,'' sagte Dorothea. „Wäre unsere Pflege nicht Zöllner- und Pharisäerliebe, wenn wir auch nur im Geringsten daran dächten? Aber die Frau Pathe hat recht, Ihr seid heute ungewöhnlich trüb und traurig; ist Euch etwa ein besonderes Leid widerfahren?

„Ein seines Amtes entsetzter Prediger,'' antwortete Gerhardt schmerzlich-lächelnd, „hat allerdings sein besonderes Leid zu tragen. Dem Pfarrer, welchen der Glaube zum Reden treibt, Solches wehren und ihm verbieten, daß er in seiner Gemeinde Gott diene, ist ein hartes Gesetz und ist nicht viel besser, als einem Vater verbieten, daß er seine Kinder liebe und für sie sorge. Es mag ein Leichtes sein, im hohen Consistorio mit einem Worte oder einem Federzuge die ganze Amtsthätigkeit eines Seelsorgers auszustreichen, es mag auch billig sein, daß dabei nicht gefragt werde, ob der aus seiner Gemeinde herausgerissene und bei Seite geworfene Seelsorger sein täglich Brot habe oder nicht; denn

hat es der Pfarrer verschuldet, so mag er seiner Schuld Strafe leiden. Aber daß man nicht an das bittere Herzeleid denkt, welches einem Diener Gottes am Leben nagt, wenn er den Tempel sieht, in welchem er nicht mehr reden darf, wenn er den Gliedern seiner Gemeinde begegnet, um deren Seelenheil er sich nicht mehr bekümmern darf, wenn er die Glocken zum Gotteshause rufen hört und Alle dürfen gehen, weil Allen die Glocken zurufen: Kommet her! und nur dem armen, vertriebenen Pfarrer rufen sie zu: Du darfst nicht herkommen! — daß man im hohen Consistorio daran nicht denkt und also gar nicht weiß, wie bitterlich man gestrafet hat, das ist's, was mich trüb' und traurig macht."

„Aber," entgegnete Dorothea leise, weil sie bemerkte, daß die kranke Frau Gerhardt eben die Augen zu einem längst erbetenen Schlummer geschlossen hatte, — „aber bedenkt Ihr nicht, lieber Herr Pathe, was Euch bei diesem Leide getröstet? Gibt es nur ein fühlend Herz in der Gemeinde, das nicht in seinem Gebete zu Gott Eurer gedächte? Herrscht nicht allgemeine Sorge und Unruhe um Euch und für Euch? Ist Euer Leid nicht ein Leid der ganzen Gemeinde?"

„Du gutes Kind," sagte Paul Gerhardt mit mildem Vorwurfe — „Du willst Wunden heilen, und schlägst sie nur größer! Eben daß in der Gemeinde Sorge und Unruhe herrschen, daß der Friede des Wortes Gottes gestöret ist, daß im Hause Gottes keine Eintracht regieret, und daß ich zu diesem Allen, wenn auch nicht einzig und allein, doch, wie ich mir's nicht leugnen

kann, eine nicht geringe Ursache bin, das ist's ja, was mich nicht fröhlich werden läßt, auch wenn ich mein eigenes Leid völlig vergesse. Und denkst Du nicht an Deinen armen Vater, Dorothea? Wer ist die Ursache, daß er nun so viele Wochen schon gefangen gehalten wird und daß es scheint, als wolle man dem treuen, lieben Manne alle mögliche Schuld und Strafe aufbürden? Leidet er nicht um meinetwillen? Sitzt er nicht im Gefängniß, weil er mich aus den Banden churfürstlicher Ungnade befreien wollte? Dorothea, denkst Du nicht an Deinen Vater?"

Diese wiederholte Frage machte auf die Jungfrau einen tiefen, schmerzlichen Eindruck. Gerhardt ahnete freilich nicht, daß Dorothea absichtlich jede Erinnerung an ihren Vater vermied, weil sie schon wußte, wie sehr ihr Herr Pathe sich darüber anklagte, daß er allein die Schuld an Allem trage. Als nun aber Gerhardt diese zarte Rücksicht in eine tadelnswerthe Vergeßlichkeit zu verwandeln schien, da fiel der Schein von Kraft und Seelenstärke, mit der sie bisher ihren kindlichen Schmerz getragen hatte. Die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen, als sie antwortete: „Ich armes Mädchen, daß ich nur an meinen Vater denken, aber zu seiner Befreiung nichts thun kann. Meiner Aeltern Haus ist nun verödet, Vater und Mutter im Grabe; — denn ein Gefängniß ist doch nur ein Grab für die Lebendigen. Wie eine heimathlose Fremde gehe ich im Hause meiner Kindheit aus und ein und auf und ab, und fände ich hier nicht bei Euch so liebreiche Aufnahme, ich müßte

vergehen in meiner Einsamkeit. Lieber Herr Pathe, kann dieser trostlose Zustand noch lange dauern?"

„Das Ende weiß nur Gott," sagte Gerhardt mit schmerzlichen Mienen. „Wir sind Alle in der Menschen Gewalt, der wir uns nicht entziehen können, wollen wir uns nicht zugleich von Gott wenden. Sonst gewinnt sich wohl der Verbrecher seine Freiheit, wenn er zu Gott zurückkehrt, aber hier ist Freiheit nur möglich, wenn das Herz von Gott abfällt. Wüßte ich nicht, daß Dein Vater, Dorothea, wie einst die Apostel, fröhlich von des Raths Angesicht gegangen wäre, darum, daß er würdig gefunden worden, Schmach zu leiden um des Namens des Herrn Jesu willen, seine Gefangenschaft würde mir schmerzhafter sein, als läge ich selbst in Ketten und Banden. Doch das tröstet mich noch und gibt mir und Dir veste Zuversicht auf den Herrn, daß die Zeit nahe sei, wo er uns Alle erlösen wird von allen Uebeln."

„Das wolle Gott," sprach Dorothea und legte ihre gefalteten Hände über die Brust. „Denn die Angst meines Herzens ist groß, da ich meinen armen Vater hätte retten können, hätte ich mich selbst nicht so hoch gehalten. Ich fühle es immer mehr, ich hätte das Opfer sein sollen, und nicht mein guter, lieber Vater. Denn meinen Leib konnte ich verlieren, aber meine Seele nicht."

„Es gefällt mir nicht, Dorothea," entgegnete Gerhardt vest — „daß Du solche Gedanken wieder äußerst, nachdem ich hoffte, du würdest sie für immer besiegt

haben. Glaube mir, liebes Kind, — das leibliche und zeitliche Wohl, das Du in Verbindung mit jenem Stolpe verloren hättest, war das Wenigste. Aber es handelte sich um der Seele Heil, um des Glaubens Macht, um der Kirche Vestigkeit. Ein lutherisches Mädchen, welches mit einem Manne, wie dieser Stolpe, der unsers lutherischen Glaubens böswilliger Feind und Widersacher ist, ein Ehebündniß einzugehen vermöchte, fällt von ihrem Glauben ab, und wenn sie damit das leibliche Wohl ihres Vaters erkaufen könnte. Dorothea, hättest Du anders gehandelt, als Du gehandelt hast, Du wärest nicht meines treuen Freundes Jung ehrsame Tochter gewesen. Ja Dein eigner Vater hätte es Dir weder in Zeit noch in Ewigkeit gedankt, wenn Du ihn um solchen Preis hättest retten wollen. Ja, wollen, sage ich; denn Meister Jung hätte sich nicht also retten lassen. Hat Dir Dein Vater darüber Vorwürfe gemacht? Hat er Dich nicht vielmehr unter Freudenthränen an sein Herz gedrückt, daß Du Deinem Glauben treu geblieben bist? Ist er nicht mit Freuden vor seine Richter und ins Gefängniß gegangen, weil er nach solchen herrlichen Proben Deines lutherischen Herzens auch für die Zeit um Dich ohne Furcht ist, wo er von Dir getrennt bleibt? Nein Dorothea, darüber klagen ist fast nicht viel besser, als bereuen, daß Du standhaft in der Versuchung gewesen bist."

„Zürnet mir nicht, lieber Herr Pathe," sagte Dorothea bittend; denn so ernstliche Belehrung hatte sie noch nicht von ihm gehört. „Ich weiß, daß ich ein

armes, schwaches Mädchen bin; aber vergesset wenigstens nicht, daß nur die Liebe zu meinem Vater mir zuweilen solche Vorwürfe macht. Ach, Christo treulich nachfolgen, ist wahrlich nicht leicht."

„Und doch ist's nur, was der Herr geboten hat," setzte Paul Gerhardt hinzu, — „Er spricht: Wer nicht um meines Namens willen verlässet Vater und Mutter, Haus und Hof, der ist mein nicht werth. Der Herr meint dies zunächst in solchen Fällen, wo zwischen Aeltern und Kindern das Reich Gottes ein Hinderniß wird; danke Du aber Gott, mein liebes Kind, daß eine solche Trennung zwischen Dir und Deinem Vater nicht stattfindet, und daß es sich hier nur handelt, den Vater zu verlassen für eine kurze Zeit irdischen Leidens, die bald wird vorüber sein."

Gerhardt wollte in seinen Tröstungen noch weiter fortfahren, aber er wurde durch ziemlich laute Männerschritte, welche der Thüre sich näherten, daran gehindert. Die Thüre öffnete sich und Meister Gabriel Schumann trat in Begleitung des Meisters Joachim Liebrecht ein. Ein Blick auf die schlummernde Frau Gerhardt machte sie zweifelhaft, ob ihr Eintritt erwünscht sei oder nicht. Gerhardt aber überließ die Sorge für die Kranke der getreuen Dorothea, und ging mit den beiden Männern in das anstoßende Gemach. „Was bringt Ihr mir, lieben Freunde?" fragte er hier.

„Ehrwürdiger, lieber Herr, nicht viel Gutes," antwortete Meister Schumann in etwas aufgeregtem Tone. „Wenn der traurige Zustand in unserer Stadt und

Gemeinde noch lange fortdauert, das kann nicht zum Guten führen."

„Ist Euch irgend ein Unfall begegnet, lieber Meister," fragte der Diaconus.

„Mir nicht allein, lieber Herr," war die Antwort. „Der ganzen Gemeinde, der ganzen lutherischen Kirche! Wandert von Haus zu Haus, Ihr höret überall Klagen und Seufzen. Es fehlt die Freudigkeit zur Arbeit, es fehlt der Muth zu tragen und zu dulden, es fehlt der Trost in unsern Leiden. Wir haben die Kirche, aber sie ist uns nicht viel besser, als verschlossen, wir haben Kanzel und Altar, aber Niemanden, der von da uns segnete — wir haben die Sacramente, aber Niemanden, der sie verwaltet. In der ganzen Bürgerschaft ist Unruhe und Spannung, es ist, als ob selbst das tägliche Brot uns verkümmert wäre. Im Rath der Stadt herrscht Muthlosigkeit, weil des Churfürsten Ungnade ihn getroffen hat; die Reformirten sind fröhlich und jubiliren, und wir Lutherischen gehen einher wie eine geschlagene und zerstreute Heerde ohne Hirten. Ehrwürdiger Herr, dieser Zustand kann nicht lange dauern, — er kann nichts Gutes bringen."

„Das ist allerdings eine traurige Schilderung," sagte Gerhardt mit niedergeschlagenen Augen — „und für mich um so schmerzlicher, da es scheint, als klagtet Ihr mich darüber an."

„Davor behüte uns Gott," fiel Meister Schumann schnell ein. „Das fehlte noch zu unserm geistigen und leiblichen Elende, daß Ihr, ehrwürdiger, lieber Herr,

in Unfreundlichkeit unserer gedächtet. Wäre ich hierher gekommen, Euch anzuklagen, ich verdiente dann, daß ich aus der Bürgerschaft gestoßen würde. Ich kam zu Euch, um zu klagen, um Euch mein bedrängtes Herz auszuschütten und Euch um Beirath anzugehen. Durch die ganze Gemeinde geht eine große und gerechte Furcht, daß das Kleinod unseres lutherischen Glaubens, die Bekenntnißschriften unserer Kirche, wirklich in Gefahr seien. Es geht das Gerücht, daß unser Churfürst durchaus nicht mehr gestatten will, daß unsere Prediger auf unsere symbolischen Bücher verpflichtet werden; das Kennzeichen unserer Kirche soll hinweggenommen werden, und Gott verhüte in Gnaden, daß Solches geschehe. Das kann nicht zum Guten führen."

„Ihr fürchtet doch wohl zu viel," entgegnete Paul Gerhardt. „Das wird und kann der Churfürst nicht thun. Die Bekenntnißschriften sind nicht das Werk eines einzelnen Menschen; sie sind von der gesammten lutherischen Kirche als der eine köstliche Schatz angenommen worden, in welchem die Summa unseres Glaubens enthalten ist. Fürsten und Völker haben sie genehmigt; sie sind der theuer errungene Kampfpreis der Reformation und durch das in dreißig Kriegsjahren vergossene Blut besiegelt und geheiligt. Was die gesammte lutherische Kirche zur Grundlage ihres Glaubens gemacht hat, das kann der Einzelne, und wäre es unser große Churfürst selbst, nicht aufheben und hinwegnehmen. Er hat die Macht, die lutherischen Prediger ihres Amtes zu entsetzen, ja er kann mit Gewalt der

Waffen die Lutherischen aus seinem Lande vertreiben, aber er kann nicht einer einzigen Seele, die im Glauben verharren will, das köstliche Kleinod entreißen. Doch dahin wird es nicht kommen."

„Auch ich habe diese veste Hoffnung," sagte Meister Liebrecht — „obgleich nicht zu leugnen ist, daß nach Dem, was bereits geschehen ist, wohl Manches noch zu befürchten steht. Unsere lutherischen Prediger, welche sich der Unterschrift des Reverses weigern, werden Einer nach dem Andern ihres Amtes entsetzt; die Bürgerschaft, die sich ihrer Prediger annimmt, trifft eben so gut, wie den Rath der Stadt, die churfürstliche Ungnade; der einzelne Bürger, der ein Wort zur Vertheidigung unseres Glaubens redet, wird von heimlichen Spähern bewacht und in Ketten und Banden gelegt, das giebt allerdings keine erfreuliche Aussicht für die Zukunft der lutherischen Kirche."

„Ja, lieber Herr," setzte Meister Schumann schnell hinzu — „das traurige Schicksal unseres Mitbürgers Jung läßt uns das Schlimmste fürchten. Es sind nun drei Wochen her, daß er wie ein Verbrecher im Thurme sitzt. Und was hat er gethan? Er hat im Namen der gesammten Bürgerschaft eine Bittschrift abgefaßt und dabei, das können wir Alle mit einem heiligen Eide belegen, nur niedergeschrieben, was zwar von Einzelnen geäußert, aber von Allen gebilligt worden ist. Ist Meister Jung schuldig, so sind wir es Alle, und wenn wir es ruhig mit ansehen, daß der Einzelne dafür gestraft wird, was Alle verschuldet haben, so sind wir ungetreue

Mitbürger und bedecken uns mit Schmach und Schande. Darum sind wir Willens, irgend einen entscheidenden Schritt zur Befreiung des Meisters Jung zu thun, und ich gestehe es Euch, ehrwürdiger Herr, daß wir Beide als Abgesandte der Bürgerschaft hier erscheinen, um mit Euch darüber zu berathen."

„Meister Schumann," antwortete Paul Gerhardt ernst — „das scheint mir kein guter Geist zu sein, der aus Euch redet; das lautet ja fast, als wolltet Ihr offene Gewalt brauchen."

„Solche letzte Mittel wird Gott abwenden," sagte Meister Schumann. — „Die Greuel des Krieges liegen zu kurze Zeit hinter uns, als daß wir nicht vor jeder äußeren Gewalt erschrecken und zurückbeben sollten. Aber um desto niederschlagender ist es, wenn wir von Andern Gewalt leiden sollen. Ich meine nicht blos jenen unglücklichen Revers überhaupt, der uns einen Prediger nach dem andern vertreiben wird, bis wir völlig verwaiset stehen, sondern auch ganz besonders, was unserm Mitbürger Jung geschehen ist. Es mag sein, daß er gefänglich eingezogen wurde, obgleich ein Ehrenmann, wie Jung, sich seinen Richtern nicht entzieht, und könnte er dadurch dem Tode entfliehen. Aber wisset Ihr denn, ehrwürdiger Herr, was sich begeben hat?"

Als Gerhardt, mehr mit sich als mit der Erzählung beschäftigt, diese Frage mit Stillschweigen beantwortete, fuhr Meister Schumann fort: „Weil in unserer Bittschrift die Worte niedergeschrieben sind, daß wir bei so ungnädiger Resolution, bei solcher unbarmherzigen Ver-

treibung unserer Seelsorger nicht mehr wüßten, ob wir in oder außer der Welt lebten, daß wir alles das Unsere, was wir um und angehabt, fast dahin gegeben und daß uns nun auch das Herz angegriffen werde, da unsere treuen Seelsorger und Prediger um der Religion willen uns sollen entzogen werden, — weil diese Worte darin niedergeschrieben sind, so soll uns dies gar sehr zum Uebeln gedeutet werden, und namentlich soll unser theure Jung darunter leiden."

„Wahrscheinlich, weil er der Verfasser der Bittschrift ist," warf Gerhardt traurig hin.

„Ja, das ist er allerdings," fuhr Meister Schumann schnell fort. — „Meister Jung hat die erste, wie die zweite Bittschrift abgefaßt, weil er der einzige Mann unter uns schlichten, ungelehrten Bürgern sein dürfte, der Solches zu thun im Stande ist. Aber wenn auch Jung die Bittschrift niedergeschrieben hat, so hat er sie doch nicht ersonnen und für sich selbst erdacht, sondern nur getreulich zusammengestellt, was in unserer Versammlung von Einzelnen gesprochen worden ist. Und gerade jene unglücklichen Gedanken, welche bei dem Churfürst so viel Anstoß erlitten haben, sind nicht von Jung, sondern von einem andern ehrbaren und von uns Allen hochgeliebten Meister ausgesprochen worden. Dies hat Jung vor dem Oberpräsidenten auf Befragen ausgesagt, aber ganz bestimmt und beharrlich den Namen des Bürgers zu nennen sich geweigert, dem er diese Worte nachgeschrieben hat. Diese Weigerung nun wird ihm so zum Uebeln ausgelegt und Alles hervorgesucht,

um seine Schuld größer und strafbarer zu machen. Und wie ist Solches geschehen? Denkt Euch, ehrwürdiger Herr, was die offenbare Bosheit ersonnen hat. Der Geheimschreiber Stolpe hat eine ganze Liste voll Reden und Aeußerungen vorgelegt, welche Meister Jung bald öffentlich, bald im Geheimen soll gethan haben, und woraus sich ergeben soll, daß Meister Jung die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen Obrigkeit und den Landesherrn habe aufwiegeln wollen; ja es wird ihm nichts weniger, als ein Majestätsverbrechen angedichtet! Und da der treue, ehrbare Mann bei seinem Verhöre nicht kleinmüthig und verzagt erscheint, sondern frei, vest und offen von der Wahrheit des Evangelii und der Gerechtigkeit unserer Bitte Zeugniß gibt, so wird gerade diese Treue und Vestigkeit ihm zum Beweise seiner Schuld gedeutet, und es hat den Anschein, als sollte der treue Bürger und getreue lutherische Christ dies sein Zeugniß mit ewigem Gefängnisse büßen."

„Das wende Gott von ihm ab," sagte Paul Gerhardt ernst. „Aber sprecht, was gedachtet Ihr denn nun in dieser traurigen Angelegenheit zu thun?"

„Ehrwürdiger Herr," antwortete Meister Liebrecht, als Schumann mit der Antwort zögerte — „dies ist's eben, was uns zu Euch führt. Wir wollen, wie wir es auch in unserm Bittschreiben unterzeichnet haben, in allen Stücken getreue Märker bleiben; wir wollen nichts thun, was gegen Gesetz und Obrigkeit verstieße. Bei unserer Berathung darüber sind mancherlei Vorschläge, und daß ich es Euch offen gestehe, auch einige

böse gethan worden, die jedoch nur von einigen jungen und unerfahrenen Bürgern ausgingen und sogleich zurückgewiesen wurden. Einige wollten die Stände unseres märkischen Vaterlandes um Vermittelung angehen und hatten namentlich auf den hochedlen Herrn von Rochow ihr Vertrauen gesetzt. Andere stimmten dafür, daß wir an den Magistrat ein drittes Bittschreiben erlassen sollten; aber wie verlautet, würde der Rath schwerlich darauf eingehen, da er bei der Ungnade, die jetzt auf ihm ruht, von seiner Vermittelung bei dem Churfürsten wenig hofft. Einige dachten an den Heren Oberpräsidenten, in dessen Hand allerdings das Ganze gelegt zu sein scheint. Denn er kann züchtigen und kann lossagen, je nachdem es ihm gefällt. Da es aber schwer hält, vor dem Herrn Oberpräsidenten zu erscheinen, ohne durch seinen Geheimschreiber Stolpe eingeführt zu werden, und dieser Mann als ein offener Feind des lutherischen Glaubens und, ohne daß wir eigentlich wissen, warum, — als ein persönlicher Feind des Meisters Jung uns sattsam bekannt ist, so wurde von diesem Schritte wenig Ersprießliches gehofft. Ich selbst that den Vorschlag, unmittelbar an unsern großen Churfürsten selbst ein Bittgesuch um Befreiung des Meisters Jung abzugeben; aber da ich es doch auch für unmöglich halten muß, daß ein schlichter Bürger bei churfürstlicher Durchlaucht Audienz erlange, so bin ich von diesem Vorschlage zurückgekommen. Es bleibt nun noch einer übrig, — doch das ist Eure Sache, Meister Schumann.“ —

„Bitten fruchtet wenig," fuhr nun Meister Schumann fort. — „Wer bittet, der gesteht zu, daß er von der Gerechtigkeit nichts erwarten darf, weil seine Sache keine gerechte ist. Nun sind wir doch in vollem Rechte, — wir haben nichts gethan, was durch irgend ein Gesetz verboten wäre. Vielmehr erleiden wir Gewalt und Unrecht! In solchen Fällen ist uns Bürgern Schutz und Gerechtigkeit verheißen. Darum meinte ich, wir wollen eine Klage einreichen, und die gesammte Bürgerschaft soll sie unterschreiben. Wir wollen darin nichts erwähnen von dem Drucke der Gesetze gegen unsere lutherische Kirche und Prediger, sondern lediglich, was an Meister Jung geschehen ist. Wir wollen auf strenge Untersuchung antragen, ob in den genannten Worten in unserer Bittschrift ein Verbrechen liege oder nicht, und wir wollen sogleich bekennen, daß wir Alle den Inhalt unserer Bittschrift verantworten, und, falls er strafbar ist, wir Alle die Strafe tragen und nicht dulden wollen, daß der Einzelne unverschuldet für Alle leide und dazu noch eines Verbrechens verdächtig gemacht werde, an welches Keiner von uns gedacht hat."

„Klagen wolltet Ihr?" fragte Gerhardt. — „Und gegen wen?"

Diese Frage schien die beiden Bürger zu überraschen; denn sie schwiegen einige Augenblicke still. Endlich antwortete Schumann: „Wir wissen, daß unser Churfürst zu gerecht ist, als daß er eine Ungerechtigkeit begünstigen sollte; wir wissen auch, daß der Herr Oberpräsident bei aller seiner Treue gegen die reformirte Lehre

doch nicht fähig ist, mit Wissen und Willen auch nur dem Geringsten unter uns Unrecht zu thun. Aber darin liegt es eben, er weiß nicht, auf welche hinterlistige Weise der arme Meister Jung ihm verdächtig gemacht wird; und das soll durch eine strenge Untersuchung ihm zu wissen gethan werden. Wir können nur gegen Einen klagen, und das ist der Geheimschreiber Stolpe.“

„Und wolltet Ihr diesen Mann bei Eurer Obrigkeit verklagen, die keine Gewalt über ihn hat?“ fragte Paul Gerhardt weiter; und fuhr dann beim Stillschweigen der Beiden fort: „Nein, lieben Meister und Freunde, auf diesem Wege kommt Ihr nicht zum Ziele. Wenn Ihr, und das mit vollem Rechte, Vertrauen zu der Gerechtigkeit unseres durchlauchtigsten Churfürsten und seiner Geheimen Räthe habt, so wartet das Ende ab. Daß Meister Jung dabei leidet und für Euch Alle leidet, und besonders um meinetwillen leidet, thut mir in der innersten Seele weh. Aber die Zeit der Prüfung wird vorübergehen, und ich hoffe zu dem Herrn, dem Könige der Könige, daß Alles sich noch friedlich ende dadurch, daß Jedem sein Recht ungeschmälert behalten bleibt. Wollt Ihr Etwas dazu thun, so habt Ihr nur Zweierlei, nämlich Gebet und Bitte; das Gebet zu Gott, und die Bitte an die Menschen. In so schweren Zeiten, welche für unsere lutherische Kirche heraufgekommen sind, ist es eines jeden Lutherischen Gewissenssache, nicht das Geringste zu thun, was auch nur den Schein einer Ungesetzlichkeit, eines Ungehorsams vertrüge. Wird aber unsere Treue im Bekenntnisse als ein Ungehorsam ge-

deutet, so gehört dies zum Kreuze Jesu Christi, welches Keiner mit Murren tragen darf, der Christo nachfolgen will. Gehet jetzt, lieben Freunde und beruhigt Euch. Was mich selbst betrifft, so überlasset den Ausgang meiner Prüfung dem allweisen, allgerechten und allgnädigen Gott, dem Schützer und Erhalter seiner Kirche. Thut für mich keinen Schritt mehr, darum bitte ich Euch in aller Freundlichkeit; denn Alles, was Ihr um meinetwillen leidet, trifft mich in doppelter Pein. Will der Herr mich noch lassen in seinen Diensten, so wird er das Herz Derer leiten und regieren, welchen er Gewalt auf Erden gegeben hat. Wollt Ihr aber für unsern lieben Meister Jung ein demüthiges Bittwort einlegen, so thut es, und thut es bald. Thut es in des Herrn Namen; denn wer in Seinem Namen den Vater um Etwas bittet, dem wird er es geben. Und so sei Gott mit Euch."

Mit diesen Worten entließ Paul Gerhardt die beiden Bürger, die aber ihren Mienen zufolge eben nicht sehr getröstet von hinnen gingen. Sie hatten allerdings schmerzlich erfahren, wie wenig ein Wort der Bitte bis jetzt gefruchtet hatte. Ihr Unmuth aber hatte darin seinen Grund, daß sie die Zeit, wo Gott ihnen zu helfen beschlossen hatte, nicht geduldig genug erwarten mochten.

Als Gerhardt in das Zimmer seines kranken Weibes zurücktrat, fand er zwar diese zu seiner Freude noch in ruhigem Schlummer, aber als er nach Dorotheen sich umsah, erblickte er diese im Winkel des Fensters still weinend. „Was fehlt Dir, mein Kind?" fragte er theilnehmend. Das Mädchen schwieg und blickte ihn mit

weitgeöffneten Augen stumm und schmerzlich fragend an. „Mein Kind, fuhr Gerhardt etwas ängstlich fort, — „was ist Dir denn geschehen? Willst Du nun nicht sagen, was Dir fehlt?“

Dorothea antwortete mit erzwungener Ruhe: „Lieber Herr Pathe, ich habe etwas Unziemliches gethan, ich habe an der Thüre gestanden und Eurem Gespräche mit den beiden Bürgern zugehört.“

„Und was hast Du gehört?“ fragte Gerhardt, dem die so ungewöhnliche kalte und berechnete Ruhe des Mädchens sehr auffiel. „Hast Du auch recht gehört, mein Kind?“

„Ja,“ antwortete die Jungfrau. — „Mein Vater sitzt im Thurme, eines Verbrechens angeklagt, auf welches Todesstrafe gesetzt ist. Er leidet dies Alles, nicht weil er ein getreuer lutherischer Christ und Bürger ist, sondern allein, weil ich seine unglückliche, undankbare und feige Tochter bin.“

„Was willst Du damit sagen, Dorothea?“ fragte Gerhardt erstaunt.“

„Es muß Etwas geschehen, das diese entsetzliche Last von meinem Herzen nimmt,“ fuhr Dorothea fort. „Wie sehr auch eine falsche Ruhe mich in den Gewissensschlaf wiegen will, der Geist Gottes züchtiget mich doch und hält mir die Sünde vor, die ich an meinem Vater gethan habe. Kann ich hier nicht wieder gut machen, was ich Uebels gethan, so ist mein Frieden für dieses Leben dahin.“

Eben als Gerhardt nach einigen Augenblicken der

schmerzlichsten Verwunderung über das räthselhafte Wesen Dorotheens weitere Fragen thun wollte, öffnete sich die Thüre, und Herr Ebeling trat ein. „Gott sendet Euch hierher!" rief ihm Dorothea entgegen und setzte, ohne dem Eintretenden Zeit zu lassen, seine Grüße anzubringen, dann hinzu: „Herr Ebeling, ich weiß, Ihr liebet mich. Je mehr Ihr mir dies zu verbergen gesucht habt, desto mehr habe ich es gesehen. Ist es also?"

Der Musikdirector schrack zusammen, wie Einer, der ein Geheimniß, das er vor aller Welt verborgen glaubt, plötzlich verrathen sieht. Unfähig, Red' und Antwort zu geben, schlug er die Augen nieder, richtete sie dann wieder bald auf Dorothea, bald auf den Diaconus, bald auf die Kranke und verrieth alle Zeichen der peinlichsten Verlegenheit. Dorothea aber fuhr fort: „Ich bitte Euch, Herr Ebeling, antwortet mir. Reißet mich aus meiner Angst. Es wäre entsetzlich, wenn ich mich täuschte! Sprecht, Herr Ebeling, liebt Ihr mich? Ist es wirklich Eures Herzens Wunsch, daß ich Euer Weib werden möchte?"

„Dorothea," antwortete nun der Musikdirector „wisset Ihr auch, welche tiefe Wunde Ihr durch solche Fragen meinem Herzen schlaget, wenn Ihr über mich spotten solltet."

„Nein," rief die Jungfrau im heiligen Ernste aus. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht spotte. Keine Drohung, keine Gewalt, kein Leiden hätte dies mein Geständniß mir entrissen; ich hätte es mit mir in mein Grab genommen' wenn Ihr, Herr Ebeling, nicht zuerst

geredet hättet. Ich weiß auch, daß ich durch solche unziemliche Rede in Eurer Achtung verlieren muß, ich weiß, daß ich die Würde jungfräulicher Schaam und Ehre verletze und muß es ruhig und verdient tragen, wenn Ihr nun über mich spottet. Aber die Angst meines Herzens ist groß. Vor dem allgegenwärtigen Gott, vor diesem ehrwürdigen Diener unsers Herrn, vor dieser kranken Frau, in deren Herzen allein mein stiller Schmerz begraben liegt, bekenne ich Euch, daß ich Euch innig und treulich liebe, daß ich Euer Weib werden will, daß ich Euch angehöre, seit der Zeit, wo Ihr mich die Lieder dieses Mannes, dieses frommen Sängers der Liebe unseres Herrn verstehen und singen lehrtet. Nun redet, Herr Ebeling, mehr kann ich Euch nicht gestehen, denn ich habe kein Geheimniß mehr.''

,,Dorothea!'' rief nun Ebeling aus. ,,Ach, wenn Ihr mich nicht täuschtet mit dieser süßen, holdseligen Rede! Wenn Ihr wirklich Mitleid hättet mit einem armen Manne, der allein und verlassen da gestanden und den Schmerz seiner Einsamkeit hoffnungslos bisher getragen hat, wenn Ihr wirklich den ersten und letzten heißen Wunsch meines Herzens, den ich mit in mein Grab genommen, da ich es nie gewagt hätte, um den köstlichen Schatz Eures Herzens zu werben — wenn Ihr wirklich dies mein einzig Sehnen und Verlangen erfüllen wolltet — nein, ich kann es nicht glauben — so glücklich kann ich armer Mann nicht werden.''

,,Es ist Gottes Wille, daß es also sein sollte,'' sagte Dorothea. ,,Hier meine Hand, ich bin Euer

Weib. Aber erfahret nun auch den Preis, um welchen ich mich Euch gebe. Ich gehe zum Herrn Oberpräsidenten, wollt Ihr mich begleiten? Oder wollt Ihr Euch mit dem stummen Segen eines gefangenen Mannes begnügen?"

„Mein Kind," rief hier Paul Gerhardt aus — „was willst Du thun?"

„Meinen Vater befreien," antwortete die Jungfrau vest und ernst. „Eher sollen sich diese meine Augen nicht zum Schlummer schließen, eher sollt Ihr, Herr Ebeling, mich nicht als Eure wahre, verlobte Braut betrachten, bis auch mein Vater wieder frei ist. Wollt Ihr mir dazu behilflich sein?"

„Ja, das will ich," sagte Ebeling. „Um den Preis Eurer Liebe ginge ich selbst in den Tod!"

„Nun so kommt," fuhr Dorothea fort. „Wo es sich um Freiheit handelt, ist jeder verzögerte Augenblick eine Sünde an Gott und Menschen. Doch, ehrwürdiger, lieber Herr Pathe," — wandte sie sich nun an Paul Gerhardt — „ist mein Vater frei und hat seine Hand mich und diesen Mann gesegnet, dann wird das volle, gedrängte Herz zu Euch flüchten und sprechen: Segne auch Du uns."

„Du willst also wirklich diesen kühnen Schritt thun?" fragte Gerhardt verwundert.

„Ich muß, lieber Herr Pathe," antwortete sie. „Ich habe es nicht vergessen, wie Ihr mich in dieser Sache getröstet und mein Gewissen als frei erklärt habt. Aber es gibt Selbstanklagen, gegen welche kein anderer

Trost aufkommen kann, als der des gebrachten Schuldopfers. Segnet meinen Gang, lieber Herr Pathe.''

,,Du liebes, gutes, getreues Kind!'' rief Gerhardt aus und legte seine Hand auf ihre Stirne. ,,Des Herrn Wort sei Deines Fußes Leuchte und ein Licht auf Deinen Wegen. Und was Du bittest und thuest in unsers Herrn Namen, das geschehe Dir.''

Dorothea nahte sich dann leise dem Bette der Kranken; und als diese noch friedlich schlummerte, küßte sie still die bleichen Wangen der geliebten Dulderin, drückte den kleinen Fritz mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und verließ dann an der Hand Ebelings das Zimmer.

Cap. 11.

Die Audienz.

> In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menschen thun?
>
> Psalm 118, v. 5. 6.

Dorothea nahm in Begleitung Ebelings ihren Weg nach der Wohnung des Oberpräsidenten, des Freiherrn Otto von Schwerin, eines Mannes, der, mit dem besondern Vertrauen seines Fürsten beehrt, für die gesammten Angelegenheiten der Churmark eine allerdings bedeutende Macht in seinen Händen trug und auf die Gesinnung und Willensmeinung des großen Churfürsten in der streitigen Kirchensache einen unleugbaren bedeutenden Einfluß ausübte.

Als Dorothea in den großen Vorsaal, der zu dem Zimmer des Oberpräsidenten führte, eingetreten war, fühlte sie doch, daß ihr früherer Muth etwas gebrochen sei. „Gott stärke mein schwaches Herz," sprach sie für

sich hin. „Was kann ich armes, geringes und unwissendes Mädchen einem so großen Herrn gegenüber ausrichten! Ebeling, auf Euch setze ich, nächst Gott, mein Vertrauen! Lasset uns Beide nicht vergessen, daß es gilt, einen lieben, treuen Vater aus seinem Gefängnisse zu befreien.“

Der Musikdirector verrieth in seinen Mienen freilich eben nicht den größten Muth; ihm wurde es auch wohl leichter, die Geiger, Pfeifer und Sänger nach seinem Willen zu leiten, als die Gedanken und Sinne eines vornehmen, mächtigen Herrn. Indeß fühlte er doch wohl, daß er vor dem Mädchen nicht muthlos erscheinen dürfe und sagte deshalb: „Liebe Jungfer, lasset uns auf Gottes Hilfe vertrauen, der die Herzen der Menschen leitet wie Wasserbäche. Ist das Werk, das Ihr thun wollt, Ihm angenehm, so werdet Ihr es hinausführen! Doch, liebe Jungfer, zunächst wird es allerdings nöthig sein, uns zu vergewissern, daß der Herr Oberpräsident anwesend und sodann, ob Hochderselbe geneigt sei, uns, oder auch wohl nur Euch, eine Audienz gnädig zu bewilligen. Und da es sich ferner nicht geziemen will, daß wir ohne Anmeldung weiter vorschreiten, so wird es auch wohl nöthig sein, dies durch Jemanden thun zu lassen. Es ist deshalb sehr unangenehm, daß sich auch nirgends eine Seele zeigt, an welche wir uns wenden könnten. Dies Haus ist ja wie ausgestorben.“ —

Der gute Musikdirector ahnete freilich nicht, daß dies nicht Zufall, sondern schlaue Berechnung eines Mannes war, der keine Gelegenheit, die ihm nutzbar

erschien, ungenützt vorübergehen ließ. Der Geheimschreiber Stolpe hatte die Beiden sich dem Hause nähern sehen, und, als er von ihrem wirklichen Eintritt in dasselbe sich überzeugt hatte, sogleich der sämmtlichen Dienerschaft befohlen, sich ruhig auf ihrem Zimmer zu verhalten, und ihm die Verhandlung mit den Ankommenden allein zu überlassen. Nachdem Ebeling und Dorothea noch eine Zeit lang, unentschlossen, wohin sie sich eigentlich wenden sollten, geharrt, öffnete sich eine der vielen Thüren und das süßfreundlich lächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe trat mit den beiden kleinen durchdringenden Augen hervor.

„Ist es möglich," rief er aus — „die ehrsame Jungfer Dorothea Jung und der wohlgelahrte Herr Musikdirector Ebeling, Meister und Schülerin, — Freund und Freundin! Wie glücklich macht mich dieser Anblick!"

Dorothea, obgleich auf die Zusammenkunft mit diesem Manne vorbereitet und, wie sie meinte, sattsam mit Muth bewaffnet, ihm gegenüber zu erscheinen, vermochte doch bei dem Tone seiner Stimme, die wie ein vergifteter Pfeil Leib und Seele ihr durchbohrte, nicht ruhig zu bleiben. Ein leises Zittern bewegte ihre Hände und, hinter Ebeling flüchtend, forderte sie diesen dadurch auf, sich mit dem ihr in den Tod verhaßten Manne in das nöthige Vernehmen zu setzen.

„Ihr seid sehr gütig, Herr Secretär, sagte Ebeling. „Auch Euer Anblick ist uns willkommen, da wir um des Anliegens willen, das uns hierher führt, uns an

Niemanden besser wenden könnten, als an Euch. Wir nämlich, oder wenigstens Jungfer Dorothea wünscht nichts Geringeres, als die Gnade einer Audienz bei Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräsidenten von Schwerin, und da Ihr, wie allbekannt, des gnädigen Herrn Oberpräsidenten besondere Gunst und Freundschaft genießt, so dürfte die Erfüllung unserer Bitte wohl in Eurer Hand liegen. Und wir bitten Euch geziemend darum."

„Ei, ei, Herr Musikdirector," entgegnete Stolpe lächelnd — „seit wann versteht Ihr denn so artig zu schmeicheln? Ihr wisset eben so gut, wie ich, daß ich meines gnädigen Herrn machtloser Diener bin und daß ich, meinem Stande überhaupt nach, gar tief unter dem Euren stehe. Indeß macht jede Herablassung einen freundlichen Eindruck und gewinnt sich Zuneigung und Vertrauen. Ich wiederhole Euch, Euer Anblick macht mich glücklich."

„Dürfte auch ich meine Bitte wiederholen?" fragte Ebeling. „Die Jungfer Jung wünscht gar dringend mit Seiner Hochwürden-Gnaden wenn auch nur wenige Worte zu sprechen."

„Die Jungfer Jung?" rief Stolpe aus. — „Dann thut es mir doppelt leid, daß ich zur Erfüllung dieser Bitte nicht beitragen kann."

„Und warum nicht?" fragte Ebeling bestürzt.

„Zunächst," lautete Stolpe's Antwort — „glaube ich kaum, daß der Herr Oberpräsident anwesend ist; und dann, sollte mein gnädiger Herr auch anwesend

sein, so habt Ihr jedenfalls eine üble Stunde gewählt, wo selbst ich, bei aller schmeichelhaften Auszeichnung, die Ihr mir beizulegen beliebtet, nicht wagen darf, in sein Cabinet zu treten."

„Aber," fragte der Musikdirector — „sollte der gnädige Herr in so dringenden Angelegenheiten nicht gern eine Ausnahme machen? Wir haben einen so weiten Weg gemacht, und wenn der gnädige Herr erfährt, daß ein armes und bedrängtes Mädchen ihn sprechen will, sollte er da nicht Gehör schenken?"

„Ein armes, bedrängtes Mädchen?" wiederholte der Geheimschreiber. „Gott weiß es, wie sehr diese Worte mein ohnedies so weiches Herz erschüttern. Ich halte es für des Mannes schönste Aufgabe, sich eines bedrängten Weibes anzunehmen, und demgemäß würde ich selbst zu jedem Opfer bereit sein, um dieser Schuldigkeit eines Mannes nachzukommen. Aber nehmet mir's nicht übel, Herr Musikdirector, wenn ich an der Wahrheit Eurer Rede einigen Zweifel mir erlaube. Das bedrängte Herz eines Weibes pflegt nicht stumm zu sein. Wenn ich nun auch annehmen muß, daß die ehrsame Jungfer Jung sich darin gefällt, gerade mir allein zu mißtrauen, und ich daraus, daß die genannte Jungfer nicht allein ihre schönen Augen vor mir verschließt, sondern auch hinter Euch, als ihren Schützer, sich verbirgt, mit Recht schließen muß, daß mein Anblick sie eben so unglücklich, als der ihrige mich glücklich macht, so werdet Ihr doch einsehen, Herr Musikdirector, daß ein in Wahrheit bedrängtes weibliches Herz weder die

Decke vor die Augen, noch das Schloß vor den Mund legt. Ich bin ein billiger Mann, Herr Ebeling; ich könnte zum Beispiel Euch beneiden, daß Ihr die Ehre habt, dieser ehrsamen Jungfer Schützer und Führer zu sein, ja ein anderer Mann, als ich, würde Euch darum hassen. Aber mein weiches Herz ist solcher Gesinnungen unfähig, ich bin Euch in aller Freundlichkeit entgegengekommen."

„Herr Secretär," fiel Ebeling ein.

Stolpe aber ließ ihn nicht weiter reden und fuhr fort: „Ich sagte Euch also, ich bin ein billiger Mann; Ihr habt, scheint es, das ganze Vertrauen dieser ehrsamen Jungfer, ja ich bin selbst stark genug auszusprechen, — Ihr besitzt, scheint es, das ganze Herz dieser ehrsamen Jungfer! Ich verlange nichts, als einen freundlichen Blick ihrer Augen, und ein freundliches Wort ihrer Lippen. Kann Jemand billiger sein, Herr Musikdirector?"

Ebeling, von des Mannes eiserner Kälte im Tone, welche mit dem süßen Lächeln seines bleichen, abgemagerten Gesichtes in fast schauerlichem Widerspruche stand, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, zögerte einige Augenblicke, ehe er antwortete: „Erlaubt mir, Herr Secretär, Euch zu erinnern, warum wir eigentlich hier erschienen sind, und welche Bitte wir an Euch gestellt haben."

„Sehr richtig," antwortete Stolpe und sein Lächeln nahm den Ausdruck der Bosheit an. — „Ihr verstehet es wohl, da auszuweichen, wo Euch der Muth zur ehrlichen Antwort fehlt. Ihr kommt als Bittende hierher,

aber nicht, wie es Bittenden geziemt. Daß die ehrsame Jungfer Jung zur Wahrung ihrer jungfräulichen Würde nicht allein, sondern unter Eurem Schutze hier eintrat, möchte man wohl nicht tadeln, obgleich ich mich erinnere, aus dem Munde dieser ehrsamen Jungfrau so strenge Ansichten von weiblicher Würde und Ehre gehört zu haben, daß es mich fast Wunder nimmt, dieselbe an der Hand eines unverheiratheten Mannes durch die Straßen der Residenz wandern zu sehen. Geschähe dies unter dem Schleier der Nacht, so bliebe es doch wenigstens den menschlichen Augen verborgen, aber am hellen Tage —"

Bis hierher hatte es Dorothea über sich vermocht, den mannigfachen Anreizungen des Secretärs standhaft auszuweichen und ihm ein verächtliches Stillschweigen entgegen zu setzen. Aber jetzt, wo dieser Elende die Reinheit ihres Herzens und Wandels anzutasten wagte, vermochte sie nicht länger zu schweigen. Hervortretend unterbrach sie die Rede des Schreibers und sagte im lauten, durchdringenden Tone gekränkter Ehre: „Pfui über Euch, die Ihr den Nothstand eines bedrängten Weibes mit Schmach und Hohn zu bedecken den Muth habet. Wenn Ihr es unbegreiflich findet, daß ein ehrbares Bürgermädchen in Begleitung dieses Mannes als eine Bittende in diesem Hause erscheint, so wisset, ich bin dieses Mannes verlobte Braut. Und nun thut Eure Schuldigkeit und meldet mich bei Eurem Herrn."

So sehr nun Stolpe Meister seiner Empfindungen war, so wirkte doch diese Eröffnung Dorotheens so

erschütternd auf seine Seele, daß er den Schreck darüber nicht augenblicklich beherrschen und verdecken konnte. Indeß schnell berechnend, welche Folgen diese unerwartete Niederlage für ihn haben müßte, sammelte er, wie durch einen zauberhaften Schlag, sich wieder und dasselbe süß-freundliche Lächeln lagerte sich auf seine vertrockneten Wangen. Eben wollte er darauf, jedenfalls glückwünschend antworten, als eine andere Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident selbst heraustrat. „Was gibt es hier?“ fragte er rasch und unfreundlich.

„Gnädiger Herr,“ antwortete Stolpe in der demüthigsten Verbeugung — „eben wollte ich Eurer Gnaden das unterthänige Gesuch dieser ehrenwerthen Jungfrau vortragen. Es ist die Tochter des Tuchmachermeisters Jung, die Eure Excellenz um eine kurze Audienz bittet und durch mich die freundliche Hoffnung auf die gnädige Erfüllung ihrer Bitte Eurer Excellenz an das Herz legt.“

„Tretet ein,“ sagte nun der Präsident freundlicher, und Dorothea ging mit klopfendem Herzen in das geöffnete Gemach; der Präsident folgte und schloß die Thüre. Stolpe aber eilte auf Ebeling zu und sagte: „Nur flüchtig kann ich Euch, lieber Herr Musikdirector, meinen Glückwunsch abstatten, da mich mein Amt jetzt von hier entfernt. Indeß bitte ich Euch, zu verweilen, bis ich zurück sein werde.“ — Und mit diesen Worten trat Stolpe durch eine andere Thür in das dem Audienzzimmer zunächst gelegene Gemach. Ohne Zweifel lag ihm jetzt mehr daran, heimlicher Zeuge der Unterredung Dorotheens mit dem Präsidenten zu sein, als seine Freude

über den Bräutigamsstand dem Herrn Musikdirector in Weiterm auszudrücken. So blieb Ebeling im Vorsaale allein. Wir aber folgen dem zitternden Mädchen.

„Ihr seid also die Tochter des Meisters Jung?" fragte der Präsident. „Was ist Euer Anliegen?"

„Gnädiger Herr," antwortete die Jungfrau und der Ton ihrer Stimme verrieth die Gewalt, mit welcher sie die Angst und Beklommenheit ihrer Seele zu bemeistern suchte — „gnädiger Herr, ich bin ein armes, unwissendes Mädchen, unbekannt und unerfahren in Sprache und Sitte, wie es sich geziemen mag, vor großen Herren Alles im rechten Ausdrucke zu reden. Mich führt die Liebe zu meinem armen Vater, der Drang eines gestörten Gewissens und das Vertrauen auf Eurer Gnaden Freundlichkeit und Gerechtigkeit hierher und um deswillen hoffe ich auf gnädiges Gehör."

„Wenn Ihr, wie ich merke," sagte der Präsident — „eine Fürbitte für Euren Vater einlegen wollt, so muß ich Euch gleich zur Ersparniß Eurer Mühen bemerken, daß Ihr Euch nicht mit falschen Hoffnungen täuschet. Die Angelegenheit des Meisters Jung geht auf höchsten Befehl churfürstlicher Durchlaucht den Weg gesetzlicher Prüfung und Gerechtigkeit. Trägt es aber Etwas zu Eurer Beruhigung bei, so kann ich Euch versichern, daß ich von ganzem Herzen wünsche, Euer Vater möge unschuldig erfunden werden."

„Das wird er," sagte Dorothea mit vester Stimme — „das muß er. Gnädiger Herr Präsident, mein

armer Vater ist des Verbrechens nicht schuldig, dessen er angeklagt wird.''

,,Nun, das wird sich finden,'' war die Antwort. — ,,Und wenn Ihr sonst nichts weiter, als diese Versicherung abzugeben habt —'' der Präsident vollendete den Satz seiner Rede dadurch, daß er mit der Hand nach der Thüre wies.

,,Nein,'' rief Dorothea aus — ,,Eure Gnaden wird mich noch einige Augenblicke anhören. Man hat mir gesagt, ein aufrichtiger und gewissenhafter Zeuge könne zur Freisprechung eines Angeklagten Viel, ja wohl Alles beitragen. Und ich will ein Zeugniß für meinen Vater ablegen.''

,,Liebes Kind,'' unterbrach sie der Präsident mit einem Lächeln, in welchem sich Mitleid mit der Unwissenheit und dem Unverstande aussprach — ,,liebes Kind, Du weißt natürlich nicht, daß Du ein gar sehr verdächtiger Zeuge bist, und überdies zur Ablegung eines Zeugnisses nicht fähig.''

,,Eure Gnaden möge mir nicht böse werden,'' fuhr Dorothea mit vesterer Stimme fort. — ,,Ueber einen Vater kann Niemand besseres Zeugniß geben, als das Kind. Das menschliche Herz ist schwach und läßt sich nur allzu oft von äußeren Reizungen zu Gedanken und Worten verführen, die nicht aus der Tiefe kommen. Aber im Hause, im Kreise der Seinen, im täglichen Verkehr solcher Menschen, die Gott zusammengeführt hat für das irdische Leben, da redet der Mund, wie das Herz in Wahrheit fühlt und denkt. Ich weiß, mein

armer Vater ist angeklagt, in Worten und Werken gegen den Gehorsam gesündigt zu haben, welchen die Unterthanen der Obrigkeit schuldig sind; ja ich weiß, daß er sogar des strafbaren Vorhabens angeklagt ist, die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen unsern gnädigsten Churfürsten zu verführen. Gnädiger Herr, solches entsetzliche Vorhaben kommt nicht von Ungefähr und ist nicht das Werk eines Augenblickes, und ist nicht, je nachdem die Umgebung ist, ein anderes. Was mein Vater zu thun beschlossen hat, das führt er aus, so weit menschliche Kraft es vermag, und redet davon gegen Jedermann; denn mein Vater hat keine Menschenfurcht, er weiß, daß Gott mit ihm ist, wenn er auf Gottes Wegen geht. Nun aber weiß ich, und bezeuge es vor dem allgegenwärtigen Gott und vor Euch, gnädiger Herr Präsident, daß ich auch nie und nimmermehr aus dem Munde meines Vaters ein Wort gehört habe, welches sich auf ein solches Verbrechen deuten ließe. Vielmehr hat mein Vater jederzeit mit aller schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit von unserm durchlauchtigsten Churfürsten geredet, und mir von Kindheit an das Wort der Schrift eingeprägt: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn die Obrigkeit ist von Gott verordnet! Und mein Vater ist ein treuer, ehrlicher lutherischer Christ und Bürger. Mit Wissen und Willen geht keine Lüge über seine Lippen. Herr Präsident, mein Vater kann des Verbrechens nicht schuldig sein, dessen er angeklagt wird.“

„Du verstehst das nicht, mein Kind,“ entgegnete

der Präsident lächelnd, wiewohl mit mehr Wohlwollen, als vorher. — „Du kannst es nicht wissen, daß bei Untersuchung von Thatsachen, die nicht geleugnet werden können, auf sonstige Aeußerungen wenig und nur sehr vorsichtig Rücksicht genommen werden kann. Du sagst ganz recht, das menschliche Herz ist schwach; es denkt bald Gutes, bald Böses. Drücken sich aber böse Gedanken in Worten und Werken aus, so verfallen sie nach Gottes Ordnung dem menschlichen Gerichte. Du vertheidigst Deinen Vater, wie es einem Kinde zukommt, aber das Gericht richtet nicht über den Vater, sondern über den Bürger und Unterthan. Dein Vater ist seit Jahren bekannt als ein eifriger Lutherischer, der namentlich gegen die Edicte in diesem Kirchenstreite vielfach tadelnd sich ausgesprochen hat. Es ist übergenug von Zeugen bestätigt worden, welche gefährliche und aufrührerische Aeußerungen Dein Vater bald hier bald dort gethan hat. Dein Vater ist der treueste Freund und Vertheidiger jenes unruhigen Paul Gerhardt, der sich durch seinen beharrlichen Ungehorsam trotz der Milde und Gnade, die ihm von Seiten churfürstlicher Durchlaucht widerfahren ist, immer mehr als Feind und Widersacher alles Kirchenfriedens offenbaret. Dein Vater hat die Bürgerschaft aus eigener Machtvollkommenheit zusammen berufen, die Gemüther zum Widerstande gegen die Edicte erhitzt, die beiden Bittschriften für den genannten Paul Gerhardt abgefasset und gleichsam zum offnen Trotze und Hohn den weiten Weg nach Cleve gemacht, um die vermeintlichen Wirkungen seiner unge-

ziemlichen Vorstellungen mit eignen Augen zu sehen. Doch, mein Kind, ich vergesse ganz, daß Du über solche Dinge zu urtheilen unfähig bist und ich will, um Deiner Kindesliebe willen, Dir gern vergeben, daß Du mich durch Deinen Eintritt gestört hast. Gehe nun, und erwarte von der Gerechtigkeit, was Rechtens ist."

„Gnädiger Herr Präsident, ich kann nicht gehen," antwortete die Jungfrau vest und entschlossen. „Eure Gnaden kann unmöglich es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein Freund und Vertheidiger des Herrn Paul Gerhardt ist. Es wird in der ganzen Gemeinde Mariä und Nicolai nicht eine Seele geben, die nicht mit Liebe und Dankbarkeit an diesem Paul Gerhardt hinge. Gnädiger Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der wie ein Apostel des Herrn das Wort vom Kreuze verkündigt, der, wenn er von heiliger Stätte herab uns die Schrift eröffnet, einen Zugang findet zu Aller Herzen, der, wenn er segnet am Altar, den Geist des Herrn in Wahrheit allen Gläubigen mittheilt, weil der Geist des Herrn sein eignes Herz erfüllt, — ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in jeder Familie seiner Gemeinde wenigstens eine Seele zählt, welche er mit dem Worte Gottes erleuchtet, gekräftigt und getröstet und aus falscher Ruhe und Sicherheit zum neuen Leben in Christo erweckt und aufgerichtet und aus des Herzens Hoffart zur Demuth unter das Kreuz gebracht hat, dieser theure Gottesmann, der zahllose Thränen des Elendes unter uns getrocknet hat, der in keiner Noth der Seinen sich zurückgezogen, an allen

Krankenbetten gesessen und die kranken Seelen geheilet, der den Sterbenden ein letzter Freund und Fürbitter bei Gott gewesen ist, — sollten wir Den nicht wieder lieben, der uns Alle so wahrhaft liebt? Ja noch mehr, Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in seinem eignen Hause Allen ein Vorbild wird, wie der Mann des Weibes treuester Freund und Führer zur Seligkeit und seiner Kinder Erzieher und Wohlthäter sein soll, der bei allem schweren Kreuz und Ungemach, das ihn und sein Haus betroffen, bei dem schmerzreichen Anblicke seines kranken, dem Tode entgegenwelkenden Weibes nicht einen Augenblick sein Ohr den Bitten des niedrigsten Bettlers verschließt, der der Wittwen und Waisen sich erbarmet und sie in seinem Hause aufnimmt, als wären sie die Seinen, — ein Mann, wie dieser theure, geliebte Paul Gerhardt, der seinem Gott und Herrn im Himmel mit derselben Treue dient, als dem Fürsten und dem Lande und der Gemeinde, wohin ihn Gott gewiesen hat, — dieser theure, liebe, fromme Sänger der Liebe unsers Erlösers, dessen Lieder und Psalmen in Aller Herzen leben, der nur mit dem einen Liede: Befiehl du deine Wege, schon Tausenden aufs Neue Stecken und Stab in die ermattete Hand gelegt, tausend niedergebeugte Gemüther wieder zu der Hoffnung erhoben hat, die nicht lässet zu Schanden werden, — gnädiger Herr Präsident, müßten wir nicht die undankbarsten Seelen sein, wollten wir diesen Mann nicht lieben?"

Als Dorothea hier schwieg, blieb der Blick des Prä-

sidenten mit Verwunderung auf ihr ruhen, bis er im Tone aufrichtigen Wohlwollens ihr antwortete: „Mädchen, Du schwärmest für diesen Gerhardt! Ist das nicht Deines Vaters Geist, der aus Dir redet?"

„Nein, gnädiger Herr," entgegnete die Jungfrau. „Hat mein Vater vor Eurer Gnaden eben so geredet, wie ich, so ist das nur der Geist des Glaubens und der Liebe, die aus dem Glauben kommt. Eure Gnaden wollte es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein eifriger Lutherischer sei. Nun, gnädiger Herr, ich bin unwissend in den Streitsätzen zwischen den Reformirten und den Lutherischen, aber wenn eifrig lutherisch sein so viel heißt, als von ganzem Herzen glauben, daß die Schrift heiliges Gottes Wort ist und menschlicher Verstand und Weisheit sich diesem geoffenbarten Gotteswerk willig und gläubig unterwerfen muß, daß wir arme, verlorne Menschen vor Gott nur gerechtfertigt werden durch den Versöhnungstod unsers Heilandes, daß alle Seligkeit nur ein Geschenk göttlicher Gnade um Jesu Christi willen ist, daß Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit Niemanden verstößt, sondern Alle zum Leben und zur Seligkeit berufen hat und auch die ärmste Seele nicht zurückweiset, wenn sie noch zu Christo flüchtet, — wenn eifrig lutherisch sein heißt, das heilige Abendmahl nicht blos als ein Gedächtniß an des Herrn Tod, sondern als ein heiliges Sacrament begehen, wo der Segen des ganzen Erlösungswerkes Jesu Christi zusammenkommt und der feierliche Genuß des Brotes und Weines unsere Seele in wahre Gemeinschaft mit Christo

setzet, so daß wir als die lebendigen Glieder an Dem, der das Haupt ist, wahrhaft Theil haben an seinem Leibe und Blute, das er um unserer Sünden willen und zu unserer Gerechtigkeit dahingegeben und vergossen hat, — und wenn eifrig lutherisch sein heißet: diesen Glauben treulich bewahren, ihn nicht lassen in keiner Angst und Noth des Lebens, ihn verkündigen und ihn vertheidigen, wo es nur sei, und um dieses Glaubens willen freudig hinnehmen Schmach und Spott und Hohn, Verfolgung, Kerker und Banden, dann, Herr Präsident, dann bin ich auch eine eifrige Lutherische, und tausend und aber tausend Seelen mit mir."

„Welch ein Geist lebt in dieser Seele!" rief der Präsident voll Erstaunen aus, als er bemerkte, wie Ton und Stimme, Blick und Miene, und ein hochglühendes Roth der Wangen allerdings von der Innigkeit und Wahrheit des Eifers eines lutherischen Mädchens ein unwiderlegbares Zeugniß abgaben. Er konnte sich's auch nicht leugnen, daß die fast verächtliche Gleichgültigkeit, mit welcher er die Tochter eines gefangenen Tuchmachers empfangen hatte, ihm unwillkührlich in eine Art von Achtung und Ehrfurcht übergeschlagen war. „Das ist nicht die Sprache eines niedern Weibes," dachte er bei sich — „das ist noch viel weniger die Sprache der Heuchelei und der Berechnung! Was Wunder, wenn der Vater in gleichem Maaße auftritt, da er dieses Mädchens Lehrer und Vorbild ist!" Hierauf wandte er sich an das Mädchen, blickte sie lange und ernstprüfend an und fragte dann: „Was willst Du eigentlich von

mir? Was glaubst Du, daß ich zur Erfüllung Deiner Wünsche thun könnte?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Dorothea ruhiger und im Tone herzlichen Flehens. „Gnädiger Herr, lasset meinen Vater frei!“ —

„Nein, mein Kind, entgegnete der Präsident schnell — „diese Bitte zu erfüllen, steht außer meiner Macht. Dagegen gebe ich Dir gern das Versprechen, daß Deinem Vater, so weit es in meiner Hand liegt, kein Leid widerfahren soll. Die Haft Deines Vaters ist nöthig, weil vielfache Anklagen gegen ihn vorliegen, die, weil sie die geheiligte Person des Landesherrn betreffen, die strengste Untersuchung erfordern. Wenn ich auch zugestehe, daß das Ergebniß der Untersuchung bisher von keinem besondern Gewicht in der Waagschale der Schuld Deines Vaters ist, so ist doch auch seine jetzige Haft weniger eine Folge der gegen ihn vorgebrachten Anklagen, als vielmehr die ihm zuerkannte Strafe für Verletzung der schuldigen Unterthänigkeit und der Ehrfurcht gegen churfürstliche Durchlaucht, welche er dadurch, daß er sich als Verfasser des letzten Bittschreibens, und dadurch, daß er durchaus alle Verantwortlichkeit auf sich genommen und etwaige Schuldige nicht hat nennen wollen, zugestanden hat.“

Diese ruhige Auseinandersetzung machte auf die Jungfrau einen tiefern Eindruck, als der frühere, scharfe Ton des Präsidenten, und schlug für den Augenblick all' ihren Muth darnieder. Der Präsident schien fast Mitleid mit dem armen Mädchen zu haben, welches

trostlos und rathlos die Augen senkte und im Stillschweigen verharrte.

„Irre ich mich nicht,“ fuhr nun der Präsident fort — „so sagtest Du mir, Dich hätte der Drang eines gestörten Gewissens hierher geführt. Was willst Du damit sagen?“

Diese in aufmunterndem Tone gesprochenen Worte wirkten wie ein Blitz auf die trauernde Seele Dorotheens. Sie blickte rasch auf und offenbarte die Freude eines Herzens, dem plötzlich in großer Noth ein rettender Gedanke gekommen ist. „Gnädiger Herr,“ sagte sie — „darf ich hoffen, daß Eure Gnaden mir eine Frage beantwortet?“

„Warum nicht,“ antwortete der Präsident lächelnd. „Du wirst doch nicht etwa Fragen an mich thun, die ich nicht zu beantworten wagen dürfte!“

„Eure Gnaden,“ sprach nun Dorothea weiter — „sagte mir, es lägen gegen meinen armen Vater schwere Anklagen vor. Wer ist dieser Ankläger? Wer hat so falsches Zeugniß gegen meinen Vater abgelegt?“

„Mein Kind,“ entgegnete der Prasident in sichtbarer Verlegenheit — „das ist allerdings eine Frage, die an einem andern Orte verhandelt wird. Doch mögest Du wenigstens so viel wissen, daß das Zeugniß gegen Deinen Vater von einem glaubwürdigen Manne abgelegt worden ist.“

„Ich kenne diesen Mann,“ sagte Dorothea, die nun ihren vollen Muth wieder erhalten hatte. — „Und wenn Eure Gnaden mir ein Geständniß abzulegen erlaubt,

wozu die höchste Noth mich treibt, so dürfte es sich zeigen, ob jener Mann ein glaubwürdiger Zeuge ist oder nicht."

Noch ehe aber der Präsident antworten konnte, öffnete sich eine kleine, halbverborgene Seitenthür und Herr Stolpe schlich in aller Unterthänigkeit herein und sprach: „Eure Hochwürden-Gnaden erlaube ich mir erhaltenem Befehle gemäß, zu erinnern, daß die Sitzungsstunde nahe ist."

„Gut, gut, Stolpe," sagte der Präsident. — „Ich komme bald."

„Dann wollte ich mir noch erlauben," fuhr Stolpe demüthigst fort — „Eure Hochwürden-Gnaden um Hochdero Resolution zu bitten, da ich die nöthigen Vorlagen zur heutigen Sitzung nicht eher ausfertigen kann."

„So?" fragte der Präsident etwas verdrießlich — „Nun, wartet! — Doch das hat Zeit bis morgen."

„Und dann," begann der unerschütterliche Secretär von Neuem. Aber diesmal sollte er nicht weiter zu Worte kommen; der Präsident wandte sich finster nach ihm um und sagte: „Ich sage Euch, es hat Zeit bis morgen. Geht jetzt, und vermeldet den Herren Räthen, daß ich bald erscheinen werde."

Da mochte der Geheimschreiber doch keinen weitern Einwand wagen; er verbeugte sich tief und freundlichst und sprach im Abgehen für sich: „Da muß also auf andere Weise geholfen werden."

„Nun rede," sagte der Präsident zu Dorotheen gewandt. „Du hast mich begierig gemacht! Doch hüte

Dich, daß Du keine Unwahrheit vorbringst! Wen hälst Du für den Ankläger Deines Vaters?"

„Den Mann," sagte Dorothea unerschrocken — „der eben dies Zimmer verließ."

„Meinen Secretär?" rief der Präsident aus. „Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?"

„Gnädiger Herr," fuhr nun das Mädchen fort. „Es mag sich vielleicht doch nicht geziemen, daß ich solche Geständnisse hier ablege. Aber Gott wird es mir gnädig verzeihen; die höchste Noth, der noch einzige Weg, meinen armen Vater zu befreien, treibt mich dazu. — Ja, Eure Gnaden, Herr Stolpe ist der Ankläger meines Vaters, und kein anderer. — Und der Grund und Ursache seiner Anklage ist: Rache gegen mich; er will die Tochter in dem Vater verderben."

„Bedenke, was Du sprichst," sagte der Präsident ernst.

„Ja gewiß," versicherte die Jungfrau. „Von jedem Worte, das ich noch reden werde, bin ich bereit, Rechenschaft zu geben vor Gott und Menschen. Herr Stolpe wirbt seit langer Zeit um meine Liebe und das auf eine Weise, die eine ehrbare Jungfrau kränken und schmerzen muß. Ich kann diesen Mann nicht achten und lieben, weil meine ganze Seele mir sagt, daß Gott uns geschieden hat. Zudem bin ich seit Kurzem die verlobte Braut eines ehrbaren Mannes. Wenn ich Herrn Stolpe's Bewerbungen zurückwies, so that ich nur, wozu mich meine Seele antrieb. Aber er selbst achtet weder meiner Worte noch meiner Thaten; er will eine Neigung in

meinem Herzen erzwingen, die mir völlig unmöglich ist. In Cleve bot er mir die Befreiung meines Vaters an, wenn ich mich seinen Wünschen fügen wollte. Ich schwankte, nicht zwischen Liebe und Haß gegen ihn, sondern zwischen Liebe zu meinem Vater und — daß ich es gestehe, Liebe zu mir selbst. Ich wies den Antrag des Herrn Stolpe zurück und legte dadurch die Fesseln an meines Vaters Hand. Das ist die Last meines Gewissens. Jetzt weiß ich's, — um meinen Vater zu befreien, mußte ich mich selbst, mein Lebensglück, meine Hoffnungen, meine Liebe opfern; aber ich liebte mich mehr, denn meinen Vater. Gott möge mir diese Sünde verzeihen, wenn sie nicht größer ist, denn daß sie mir vergeben werden könnte.''

,,Mädchen,'' rief der Präsident aus — ,,redest Du die Wahrheit?''

,,So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus'' — antwortete Dorothea vest und legte ihre gefalteten Hände auf die Brust. — ,,Noch den Eintritt zu Eurer Gnaden wollte mir Herr Stolpe um denselben Preis verkaufen. Da ich nun Zeuge war, unter welchen Drohungen dieser Herr Stolpe in Cleve meinen Vater verließ, und wie mein Vater in der Aufregung vielleicht einige verletzende Aeußerungen gegen denselben gethan hat, so wird Eure Gnaden den Verdacht rechtfertigen, welchen ich gegen diesen Mann ausgesprochen habe.''

,,Also Du sagtest,'' sprach der Präsident — ,,daß mein Secretär die Rettung Deines Vaters unter der

von Dir angegebenen Bedingung Dir versprochen hat! — Du sagtest das, und bleibst dabei?"

„Ja, mein gnädiger Herr," versicherte Dorothea und setzte dann, als sie den finstern Blick des gestrengen Herrn gewahrte, hinzu: „Doch kann ich Eure Gnaden aus der Tiefe meines Herzens versichern, daß ich keinerlei Anklage gegen Herrn Stolpe aussprechen, sondern wo möglich nur zur Befreiung meines armen Vaters ein von der höchsten Noth mir aufgedrungenes Geständniß ablegen wollte. Darum, Eure Gnaden, verschmäht die Bitte eines armen Mädchens nicht. Ich habe weder Bruder, noch Schwester und meine Mutter schläft seit Jahren in ihrem Grabe. Seid barmherzig, gnädiger Herr, gebt einer verlassnen Tochter den nächsten Freund und Schützer, den Vater zurück, und nehmet durch das Wort der Gnade, das Ihr über einen gewiß getreuen Bürger und Unterthan aussprechet, die schwere Last von meinem Gewissen. Entlasset meinen Vater aus seinem Gefängnisse, und findet es Eure Gnaden für nöthig, daß er fernerhin zur Verantwortung bereit sei, nehmet ihm sein Wort ab, daß er erscheinen will, und wäre es zum Tode. Mein Vater wird das Wort geben und halten, so wahr ich weiß, daß er mich liebt."

Der Präsident blieb einige Augenblicke in finsterm Nachdenken versunken; dann sagte er: „Gehe jetzt, mein Kind! Du wirst Deinen Vater bald wiedersehen."

„Gott vergelte Euch dies Wort," rief die Jungfrau freudig aus, und ihre Augen standen voll Thränen. Der Präsident aber stand auf, schritt auf sie zu und

fragte im Tone herzlichen Wohlwollens: „Wie heißest Du?"

„Dorothea, gnädiger Herr," antwortete sie.

„Dorothea?" wiederholte der Präsident. „Also Gottesgabe! Ja und mit Recht! Dein Vater ist ein glücklicher Mann! Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" Und mit diesen Worten wandte sich der Präsident und schritt durch die kleine Thüre. Dorothea aber kehrte mit ihrem Bräutigam in ihr väterliches Haus zurück, wo einige Freunde ihres Vaters mit Unruhe auf ihre Rückkehr warteten.

Kurze Zeit nachher, während das muthige Mädchen den Bürgern ihre Unterredung mit dem Herrn Oberpräsidenten erzählte, öffnete sich die Thüre. Da flog Dorothea von ihrem Sitze auf, stürzte dem Eintretenden entgegen und rief: „Mein Vater, mein lieber Vater!" und sie legte ihr Haupt an seine Brust und weinte. Und Meister Jung weinte auch, als er sprach: „Mein Kind, mein liebes, theures Kind! Gott segne Dich!"

„Und segnet Diesen mit," setzte Dorothea hinzu und zog Ebeling an ihres Vaters Brust. „Nehmt ihn ihn auf als Euren Sohn, als Eurer Tochter Herzensfreund! Ist's Euch so recht, lieber Vater?"

„Ja, ja," antwortete Meister Jung mit gebrochener Stimme; — „das ist der Freude zu viel an einem Tage. Gott segne euch, lieben Kinder!"

Und die umstehenden Bürger sprachen: Amen! Amen!

Cap. 12.

Eine Consistorial-Sitzung.

> Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, und habt ein gut Gewissen.
>
> 1 Petri 3, v. 15. 16.

Das hochwürdige churfürstliche Consistorium war versammelt. Präsident und Räthe hatten ihre Sitze eingenommen; und nur ein Stuhl war noch unbesetzt. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich die Thüre und Andreas Fromm, der lutherische Propst zu St. Petri, trat ein.

„Herr Propst," redete ihn der Präsident ernst an — „nach Dem, was sich in Betreff Eurer begeben hat, wird es Euch nicht auffallen, daß Ihr, statt wie bisher, Euren Platz in der Reihe der Räthe einzunehmen, heute vor churfürstlichem Consistorio nicht als Beisitzer, sondern als Pfarrer und Prediger erscheinet, um nach churfürstlicher Durchlaucht höchstem Befehle Red' und Antwort

zu geben. Ihr erinnert Euch, daß Ihr vor einiger Zeit in Gegenwart meiner und des Herrn Hofpredigers Stosch, sowie des Pfarrers zu Ribbeck, Johann Müller's, Euch unterstanden, die schweranklagende Aeußerung zu thun: die lutherische Kirche erleide von den Reformirten Gewalt. So wenig überhaupt eine solche Aeußerung gerade von Euch zu erwarten war und so sehr ich für meine Person zeither auch geneigt war, diese Eure Worte als den flüchtigen Erguß eines unbewachten Herzens zu betrachten, so hat sich doch in neuester Zeit Manches begeben, was diese gute Meinung über Euch zu Schanden macht. Es ist uns mitgetheilt worden, daß Ihr Euch zu Denen geschlagen habt, welche die Reversausstellung des Propstes Lilius als einen Verrath an der lutherischen Kirche bezeichnen und in Wort und Schrift als solchen verschreien, daß Ihr, was früher nicht geschehen, jetzt mit dem, seines Amtes entsetzten Diaconus Paul Gerhardt in nähere Freundschaft getreten seid und daß Ihr auf Eurer Kanzel seit einiger Zeit in Behandlung der Streitfragen beider Kirchen und des Elenchus nicht mehr die Mäßigung beobachtet, die Euch früher auszeichnete. Aus solchem Allen, sowie besonders daraus, daß Ihr Euch geweigert habt, den Revers zu unterschreiben, geht hervor, daß Ihr Eure Ansichten über die Maaßnehmungen churfürstlicher Durchlaucht, den Kirchenfrieden herzustellen, geändert habt. Hieraus folgt ferner, daß das gesammte Consistorium, wenn es Eure erwähnte Aeußerung: daß die lutherische Kirche von den Reformirten Gewalt erleide, für eine Beleidigung unsers

durchlauchtigsten Landesherrn erklärt, völlig begründete Ursache dazu hat. Ich fordere Euch demnach auf, Euch darüber zu vertheidigen, wenn Ihr anders es vermöget.''

Der Propst, der in seinen bisherigen Collegen jetzt seine Richter sah und noch dazu bei seinem furchtlosen Umherschauen den lauernden, höhnisch-lächelnden Blicken des Hofpredigers Stosch begegnete, konnte eine gewisse Empfindlichkeit darüber nicht ganz verleugnen, als er antwortete: „Ich bin bereit, über Alles Red' und Antwort zu geben, was churfürstliches Consistorium mir dazu vorlegen wird. Doch ist die gegen mich erhobene Anklage so vielfach, daß ich in Wahrheit nicht weiß, auf was die hochwürdigen und gnädigen Herren zuerst meine Verantwortung hören wollen.''

Als der Präsident nicht sogleich wieder antwortete, nahm der Hofprediger Stosch das Wort und sagte: „Was die geheiligte Person churfürstlicher Durchlaucht betrifft, ist natürlich das Nächste und Wichtigste und demnach werdet Ihr Euch darüber zu verantworten haben, was Seine Hochwürden und Gnaden Euch in dieser Hinsicht vorgehalten hat.''

Der Propst warf dem Hofprediger einen finstern Blick zu und sagte: „Ich kann und mag nicht leugnen, daß ich von der Gewalt geredet, welche die lutherische Kirche von der reformirten erleidet. Wer die Seelenangst lutherischer Geistlichen gesehen hat, mit welcher sie an die Unterschrift des Reverses denken und woraus so sichtbarlich hervorgeht, daß es nicht Ungehorsam gegen die landesherrlichen Edicte, sondern lautere Gewissenssache

ist, die sie davon abhält, — und wer wiederum hat mit ansehen müssen, wie dennoch solche arme, bedrängte lutherische Pfarrer durch allerlei Einreden, Vorstellungen und Drohungen zur Unterschrift getrieben wurden, der hat meines Bedünkens nicht zu viel gesagt, wenn er das Gewalt nennt."

„Und somit gesteht Ihr zu," fiel Stosch schnell ein — „daß Ihr Euch einer Beleidigung churfürstlicher Durchlaucht schuldig gemacht habt?"

„Mit Nichten, Herr Hofprediger," antwortete Fromm. „Denn wenn es auch wahr ist, daß diese Anforderung zur Unterschrift des Reverses auf Befehl des durchlauchtigsten Landesherrn geschieht, so ist doch bekannt, daß churfürstliche Durchlaucht in solchen Kirchen- und Glaubensstreitigkeiten gern dem Rathe Anderer folgt, und zwar Derer, welche die lutherische Kirche mit wenig freundlichen Augen betrachten. Zur Ausführung eines Gesetzes bedarf es der äußern Macht, aber das Gesetz selbst kommt aus dem innern Menschen. Darum sage ich: ich habe jene Worte, auf welchen, wie es scheint, die Hauptanklage gegen mich beruht, nicht wider Seine Durchlaucht, sondern gegen die Räthe gesprochen, welche Seine churfürstliche Durchlaucht zu solchen Handlungen reizen."

Der Hofprediger Stosch erglühte vor Zorn und wollte diesem durch eine weitere Rede Luft machen; aber der Präsident selbst nahm das Wort und sagte: „Bedenkt, Herr Propst, was Ihr redet. Wir hatten uns zu Euch der guten Hoffnung versehen, daß Ihr

jene Aeußerung dahin erläutern würdet, als hättet Ihr, von einer augenblicklichen Aufregung verführt, nicht recht überdacht, welche schwere Anklage Ihr in solchen Worten aussprechet; aber wie wir sehen, wollt Ihr Euch rechtfertigen, statt entschuldigen, und meinet, es sei leichter, uns selbst anzuklagen."

„Gnädiger Herr Oberpräsident," entgegnete der Propst — „wenn ich von den Räthen redete, welche churfürstliche Durchlaucht zu solcher Strenge gegen uns Lutherische reizen, so kann ich aus treuem Herzen versichern, daß ich dabei an Eure Hochwürden-Gnaden nicht gedacht habe. Ich bin zu oft Zeuge gewesen, wie Eure Gnaden den Kirchenfrieden so herstellen will, daß Niemandes Recht und Gewissen dabei verletzt werde und die Entlassung des Meisters Jung aus seiner Haft ist ein neues Zeugniß, wie wenig Eure Gnaden gesonnen ist, Gewalt zu üben gegen Solche, die aus treuem, christlutherischem Herzen und Gewissen handeln! Ich meine vielmehr solche Räthe, welche als offene Feinde der lutherischen Lehre bekannt sind und Willens zu sein scheinen, die lutherische Kirche völlig aufzuheben. Ich meine nicht weltliche, sondern geistliche Räthe."

Dieser allerdings offenbare Angriff gegen den Hofprediger Stosch ward von diesem auch als eine ihn persönlich treffende Beleidigung aufgenommen. „Gnädiger Herr Präsident," sagte er, als er bemerkte, daß dieser zu sprechen im Begriff war, — „es dürfte mir wohl gestattet sein, hierauf nach Gebühr zu antworten. Wenn Ihr, Herr Propst, Eure gegen die geheiligte Person

unsers Landesherrn gemachte Beleidigung dadurch geringer zu machen sucht, daß Ihr sie auf Andere übertragt, und wie es den Anschein hat, auf mich, so seid Ihr im Allgemeinen weder gerechtfertigt, noch entschuldigt. Denn schon das Zugeständniß, daß Ihr überhaupt habt beleidigen wollen, läßt sich mit Amt und Würden eines lutherischen Propstes, mit dem Ernste und der leidenschaftlosen Bedächtigkeit eines Beisitzers des churfürstlichen Consistorii und mit der Freundlichkeit und Milde eines christlichen Predigers nicht vereinigen. Sodann wenn auch darin für uns niedrige geistliche Räthe viel Ehre liegen mag, daß Ihr unsern Einfluß bei Seiner Durchlaucht gnädigsten Resolutionen so hoch anschlagt, so liegt doch vielmehr darin eine neue Beleidigung unsers großen Churfürsten, die nämlich, daß unser durchlauchtigste Landesherr so wenig Gerechtigkeit und Wahrheit übe, daß derselbe sich die Meinung Anderer gegen Seinen eignen Willen aufdringen lasse. Wenn Ihr, Herr Propst, die Ausführung gegebener allgemeiner Gesetze für eine Gewaltthätigkeit erklärt und hier vor geöffnetem churfürstlichen Consistorio den allerdings ungewöhnlichen Muth habt, zu sagen, Seine churfürstliche Durchlaucht ließe sich zu solchen Gewaltthätigkeiten von Andern reizen, so werfet Ihr dadurch auf die zwölf Jahre, in welchen Ihr als Beisitzer des Consistorii Treue und Gehorsam dem Landesherrn zu halten vermöge Eures Eides verpflichtet waret, eben kein erfreuliches Licht.“

Stosch schwieg hier und der so hart angegriffene

Propst schickte sich zu seiner Vertheidigung an; aber er bemerkte, daß der Hofprediger nur ein wenig neue Kraft habe schöpfen wollen. Denn dieser fuhr fort: „Im Uebrigen darf dieses Euer Verhalten Niemanden Wunder nehmen. Wer, wie Ihr, Herr Propst, auf der einen Seite seine eigene, lutherische Kirche so weit verleugnet, daß er die Concordienformel schmähet, daß er in einer Reihe von Briefen an mich und meinen Collegen Bergius sich für einen heimlichen Reformirten ausgibt, der nur aus Klugheit auf den Rath seiner Freunde dies nicht öffentlich zugestehe, wer, um Solches glaubhaft zu machen, allerhand Anklagen gegen die lutherischen Eiferer vorbringt, dieselben namentlich aufführt und auf deren Bestrafung anträgt — und wer doch dann wieder auf der andern Seite die Maaßnehmungen des durchlauchtigsten Landesherrn tadelt und schmähet, die Anforderung der Reversunterschrift als eine von den Reformirten an den Lutherischen geübte Gewalt verschreit und sich selbst der Unterschrift des Reverses, den er vorher gut geheißen hat, weigert, und sich dabei mit einem Male wieder erinnert, daß er des Abraham Calov zu Wittenberg Schüler sei, — wer Solches zu thun fähig ist, der beweiset allerdings, daß er weder lutherisch, noch reformirt, weder Diener der Kirche, noch des Landesherrn ist und auf Treue und Gehorsam wenig Werth legt.“

Dieser kränkende Angriff, der sich nur aus der bittern, leidenschaftlich-gehässigen Gemüthsstimmung des Hofpredigers und aus seiner persönlichen Feindschaft gegen den armen Propst erklären läßt, den er zu verderben be-

schlossen hatte, machte selbst auf den Präsidenten und die andern Consistorialräthe einen unangenehmen Eindruck. Der Präsident warf dem Hofprediger eben keinen zufriedenen Blick zu und der Consistorialrath Seidel sagte: „Ich wünschte doch, Herr College, daß es Euch gefallen haben möchte, in diese Eure Anklage weniger solche Dinge zu mischen, welche Eure Person betreffen und daß Ihr Euch daran erinnern möchtet, wie manche im Vertrauen gemachte Mittheilungen und augenblickliche Herzensregungen und Ansichten keineswegs dazu dienen können, über den wahren Werth oder Unwerth eines Mannes zu entscheiden.“

Der Präsident, der allerdings seit Fromm's Weigerung, den Revers zu unterschreiben, das bisher in ihn gesetzte Vertrauen völlig zurückgenommen hatte, war doch unpartheiisch und menschenfreundlich genug, sich des so arg geschmähten Mannes anzunehmen. Er wandte sich daher an ihn und sagte: „Auch ich mag nicht Alles billigen, was der Herr Hofprediger, wenn auch vielleicht im treuen Eifer für seine Kirche, gegen Euch gesprochen hat. Indeß liegt doch Etwas klar und deutlich vor, was Euch zum gerechten Vorwurfe gemacht werden kann, nämlich das Schwankende Eurer Ansichten, daß man nicht wissen kann, ob Ihr Eurer wirklichen Ueberzeugung nach ein Lutherischer oder ein Reformirter seid, und es dürfte wohl Euch selbst räthlich erscheinen, darüber eine bestimmte Aufklärung zu geben.“

Nach einigen Augenblicken der Zögerung antwortete der Propst: „Wenn es auch schwer ist, in dieser meiner

unruhigen Gemüthsstimmung, in welche mich der gehässige Angriff eines Mannes, der sich meinen Freund nannte, versetzt hat, darauf eine deutliche Antwort zu geben, so will ich's doch thun, wie ich es in diesem Augenblicke vermag. Ich habe nicht blos im Geheimen, sondern auch öffentlich ausgesprochen, daß es für den Frieden der beiden streitenden Kirchen besser wäre, wenn es keine Concordienformel gäbe, welche gleich bei ihrer Entstehung statt der Eintracht, die sie bringen sollte, Zwietracht aussäete. Ich habe zu gleicher Zeit geheim und öffentlich gesagt, daß, so lange die lutherische wie die reformirte Kirche streng und unbeugsam auf ihre Unterscheidungslehren hielten, ein Friede zwischen Beiden unmöglich sei. Da ich aber des Glaubens lebe, daß die Kirche Christi im Grunde nur eine sein kann, und, wenn sie es doch nicht ist, dies nur auf die Schuld der Kirchenglieder kommt, so ist es ferner meine Ueberzeugung, daß diese Einheit der Kirche Christi nur dann hergestellt werden kann, wenn die jetzt bestehenden Kirchen ihre Unterscheidungslehren und Streitfragen fallen lassen, und sich in den Lehrsätzen vereinigen, welche ihnen allen gemeinsam sind. Dazu ist aber nöthig, daß die jetzt von einander geschiedenen christlichen Kirchen sich zuvörderst auflösen und dann auf Grund des reinen Evangelii eine neue, eine biblische oder evangelische Kirche bilden. Daß dies möglich sei, wird Niemand bezweifeln; denn so gut, als die ersten Jünger des Herrn einmüthiglich bei einander saßen, so gut können es auch alle spätern. Aber so lange freilich jede einzelne christliche Kirche sich für die

allein rechte und wahre hält und darum ein Recht zu haben meint, die andere zu schmähen und zu verdammen, so lange wird es Streit, Zwietracht, Verketzerung und Verdammung unter den Christen geben. Ich will weder eine reformirte, noch eine lutherische Kirche, sondern eine evangelische; ich will kein anderes Concordienbuch, als die heilige Schrift, ich will kein anderes Christenthum, als das alte, ächt biblische. Wenn ich nach dieser meiner innern Ueberzeugung weder als Lutherischer, noch als Reformirter erscheine, so muß mich dies zwar tief schmerzen, wenn mir dabei das Verdammungsurtheil gesprochen wird, aber ich kann bei solcher Lage der Dinge auch auf kein milderes Urtheil hoffen."

Als der Propst hier schloß und dabei muthig und getrost auf seine Richter blickte, herrschte für einige Zeit ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung, das allem Anschein nach für den Angeklagten günstig gedeutet werden konnte. So leicht und schnell war aber der Hofprediger Stosch nicht geneigt, sich den Sieg entreißen zu lassen. Er nahm daher das Wort und sagte mit sichtbar erzwungener Ruhe und Freundlichkeit: „Es ist uns gewiß Allen erfreulich, daß Ihr, Herr Propst, durch diese Eure Auseinandersetzung die Mißdeutung hinweggenommen habt, welche in Betreff Eurer wirklichen Ansicht von dem christlichen Religionsbekenntnisse nothwendig gemacht werden mußte. Indessen da wir leider noch nicht so weit sind, daß die reformirte und lutherische Kirche sich in eine große biblische oder evangelische Gemeinde verschmelze, vielmehr eine jede jetzt mehr als

sonst ihre Selbstständigkeit und Wahrheit vertheidigt, und Beide als solche Anerkenntniß und Recht haben, so werdet Ihr zugestehen müssen, daß es nur recht und billig sei, die geschehenen Angriffe der einen Kirche gegen die andere einer gerechten und unpartheiischen Prüfung zu unterwerfen. Und um deswillen seid Ihr, Herr Propst, hier erschienen. Es ist die Anklage gegen Euch erhoben worden, daß Ihr Euch der mittelbaren oder unmittelbaren Beleidigung unsers durchlauchtigsten Churfürsten schuldig gemacht, und daß Ihr überhaupt in neuerer Zeit durch Worte und Werke Euch als den Maaßnehmungen churfürstlicher Durchlaucht, zur Herstellung des Kirchenfriedens, feindselig und widerwärtig gezeigt habt. Dazu gehöret, daß, wie unser gnädiger Herr Oberpräsident Euch gesagt hat, Ihr Euch zu Denen haltet, welche die Reversausstellung des Propstes Lilius als einen Verrath an der lutherischen Kirche bezeichnen, daß Ihr, was früher nicht geschehen, jetzt mit dem seines Amtes entsetzten Diaconus Paul Gerhardt in nähere Freundschaft getreten seid, und daß Ihr auf Eurer Kanzel in Behandlung der Streitfragen und der Vertheidigung Eurer Kirche nicht mehr die Mäßigung beobachtet, welche Euch früher auszeichnete. Es muß dem Consistorio daran liegen, darüber von Euch Auskunft zu erhalten.“

„Was diesen letzten Punkt betrifft,“ entgegnete der Propst nicht ohne Bitterkeit des Tones und den Blick vest und stechend auf den Hofprediger gerichtet — „so würden allerdings Die, welche dem Consistorio davon Anzeige gemacht haben, besser Auskunft darüber geben

können, als ich selbst. Denn wie die Seele eines Predigers auf der Kanzel gestimmt sein soll, kann nicht vorher berechnet und abgewogen werden. Wer, wenn er auf die Kanzel geht, etwa wie ein Krämer thun könnte, der gute oder schlechte Waaren nach Ansehen der Käufer auslegt und anbietet, der thut besser, er ginge den Predigtstuhl gar nicht hinauf. Wenn der rechte Prediger aber von der Kanzel geht, so weiß er nicht, ob er sich der Mäßigung beflissen oder nicht, sondern er weiß nur so viel, ob er Alles das gesagt hat, was er hat sagen wollen. Ihr müßtet denn, Herr Hofprediger, nicht von der Mäßigung der Gedanken, sondern der Stimme und des Tones sprechen, und hier würde also körperliche Erschöpfung der Beweis einer nicht beobachteten Mäßigung sein. Was aber die Reversausstellung des Propstes Lilius betrifft, so erinnere ich mich nie gesagt zu haben, daß er damit einen Verrath an seiner Kirche begangen habe; vielmehr habe ich, so weit ich mich dessen erinnere, nur gegen eine Person, und zwar gegen den hochwürdigen Herrn Hofprediger Stosch, in einer, wie es schien, von ihm vertraulich gestellten Anfrage geantwortet, daß der Propst Lilius einen Verrath an seiner eigenen Seele begangen habe. Es ist wahr, dieser Senior des Ministerii zu St. Nicolai hat durch seine Reversausstellung den Anforderungen des churfürstlichen Consistorii ein Genüge geleistet; aber wenn ich daran denke, wie dieser alte Mann vorher in seinem Gewissen gepeinigt worden ist, wie er schwebend zwischen der doppelten Furcht, auf seine alten Tage sein tägliches Brot oder

das Vertrauen seiner Gemeinde zu verlieren, endlich mit Zittern und Zagen den Revers ausgestellt hat, wie er seit dieser Zeit in Schrift und Rede auf das Schmählichste und Schimpflichste angegriffen wird, und wie er für seine eigene große Gewissenspein durch die ihm wieder zugewandte Gnade unsers durchlauchtigsten Churfürsten keinerlei Beruhigung und Entschädigung finden kann, und, wie ich aus sicherm Munde weiß, nur Ruhe und Frieden von seinem baldigen Tode hoffet, so wiederhole ich's hier nochmals, daß der alte Mann an seiner eignen Seele einen Verrath begangen hat. Hätte er, da ihn einmal sein Gewissen davon abhielt, den Revers nicht unterschrieben, so würde er zwar seines Amtes, aber nicht seiner Seelenruhe entsetzt worden sein und die dankbare lutherische Bürgerschaft hätte den alten, treuverdienten Prediger und Seelsorger nicht leiblich verkümmern lassen. Und was zuletzt meine Freundschaft mit meinem lieben Amtsbruder, dem Herrn Paul Gerhardt betrifft, so kann ich es nur tief und schmerzlich beklagen, daß mir das freundliche Zutrauen dieses treuen und frommen Dieners unsers Herrn nicht früher erschlossen worden ist. Ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der die Liebe aller seiner Gemeindeglieder besitzt, der zu den wenig wahrhaft treuen Haushaltern über Gottes Geheimnisse zu zählen ist, der das Verständniß der Schrift wie selten Einer erfaßt hat und im Bekenntnisse seines Glaubens in Gedanken, Worten und Werken bisher noch um keinen Schritt gewankt hat, der mit einem einzigen Verse seiner geistlichen und lieblichen

Lieder mehr Segen stiftet, als ich selbst mit vielen meiner Predigten, eines solchen Mannes Freundschaft ist ein köstlicher Schatz und nicht würdig genug zu halten. Wenn also auf diese von mir erläuterten Punkte das churfürstliche Consistorium meine Verurtheilung auszusprechen sich bewogen fühlt, so muß ich mich Dem unterwerfen."

Diese Vertheidigungsrede war freilich dem Inhalte und Tone nach zu wenig darauf berechnet, die Gunst des Consistorii sich zu erwerben, und besonders war es Stosch, der während derselben in Blick und Miene sein Mißfallen mit einer höhnischen Freude zu erkennen gab, die nur darin ihren Grund haben konnte, daß er bei solcher Art sich zu vertheidigen das Verderben des ihm verhaßten Mannes unausbleiblich hielt. Indeß wurde ihm für jetzt noch nicht die Genugthuung, diese Erwartung bestätigt zu sehen. Denn der Präsident schien sogar in gewisser Hinsicht für den Angeklagten gewonnen zu sein. Denn er sagte: „Obgleich in dieser Eurer Vertheidigungsrede Einiges enthalten ist, welches mit Eurer frühern Mäßigung und Toleranz nicht vollkommen harmonirt, so bin ich doch nicht gemeint, eine offenbare Feindschaft gegen die reformirte Kirche darin zu finden. Noch viel weniger vermag ich Euch die strafbare Absicht beizulegen, daß Ihr unsern großen Churfürsten in Wahrheit hättet beleidigen wollen. In Betracht Eurer frühern getreuen Mitarbeit an der Herstellung des Kirchenfriedens ist auch churfürstliche Durchlaucht gern willig und bereit, jene Aeußerung, welche

den Reformirten Gewaltthätigkeiten gegen die Lutherischen Schuld gibt, als eine Uebereilung anzusehen, die aus keinem böswilligen Herzen gekommen ist. Denn wie sehr Ihr Euch noch bemühen würdet, darzuthun, daß Ihr jene Worte nicht wider Seine Durchlaucht, sondern wider Seiner churfürstlichen Durchlaucht Räthe gesprochen habet, es würde doch immer so ziemlich auf Eins hinauskommen, und die persönliche Betheiligung unsers gnädigsten Landesherrn nicht hinwegdisputirt werden können. Nun will churfürstliche Durchlaucht, daß Ihr, Herr Propst, diese fragliche Aeußerung vor dem versammelten Consistorio so erkläret, daß das Aergerniß hinweggenommen werde. Seid Ihr dazu bereit?"

„Ich weiß nicht," antwortete Fromm ausweichend — „auf welche Weise dies mir angemuthet wird."

Der Hofprediger Stosch fühlte sich, das sah man an dem flüchtigen Erröthen seiner Wangen und an dem stechenden Blicke seiner Augen, durch diese Aeußerung Fromm's veranlaßt, wieder einen seiner bereit gehaltenen vergifteten Pfeile gegen das Herz des Propstes abzuschießen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und fuhr in ungewöhnlicher Ruhe fort: „Herr Propst, daß in jenen vielfach erwähnten Worten, Ihr möget sie nun erklären, wie Ihr wollt, ein Aergerniß liegt, leidet keinen Zweifel. Sie enthalten theils eine unbillige und ungerechte Beurtheilung der so landesväterlich berechneten Rathschläge unsers Churfürsten, theils eine tiefgreifende Verletzung der billigen Rücksichten, welche Ihr gegen die Mitglieder des Consistorii zu nehmen habt.

Dies Aergerniß nehmet hinweg und erkläret hier offen und frei, daß Ihr durchaus Niemanden habt beleidigen wollen und daß es Euch überhaupt leid thut, eine solche Aeußerung gethan zu haben, zu welcher Euch keinerlei Veranlassung gegeben war und die Ihr durch nichts zu vertheidigen im Stande seid."

Der Propst sah den Präsidenten mit ernstfragendem Blicke an und antwortete dann vest und laut: „Herr Oberpräsident, eine solche Erklärung kann ich nicht abgeben."

„Und warum nicht?" fragte der Präsident rasch und unwillig, während unter den gesammten Räthen ein fast lautes Murmeln umherlief und Stosch vor Eifer sich auf seinem Stuhle hin und her bewegte.

„Ich kann nicht sagen," fuhr nun der Propst fort — „daß ich zu solcher Aeußerung keinerlei Veranlassung gehabt habe und nicht im Stande bin, sie zu vertheidigen. Die Veranlassung war die Gewissensfolter des armen ribbecker Pfarrers, der durch Einschüchterungen und Drohungen gezwungen werden sollte, den Revers zu unterschreiben. Ich hätte müssen ein dreifaches Erz um meine Brust gehabt haben, hätte mich die Angst und Qual des armen Mannes nicht rühren sollen. Wenn ich auch gern und willig gestehe, daß ich eine persönliche Beleidigung nicht habe aussprechen wollen, so kann ich doch nicht sagen, daß es mir leid thut, jene Aeußerung gethan zu haben. Das würde dann heißen, als thäte es mir leid, mit der Gewissensqual eines armen, getreuen Pfarrers Mitleid gehabt zu haben."

Als hier von Seiten mehrerer Consistorialräthe zu einer eben nicht freundlichen Entgegnung Miene gemacht wurde, winkte der Präsident mit der Hand und sprach: „Bisher und auch in weiterer Verhandlung folge ich den bestimmt ausgesprochenen Befehlen unsers gnädigsten Churfürsten. Herr Propst, ich mache Euch darauf aufmerksam, daß von dem Ausgange dieser Verhandlung Euer künftiges Schicksal abhängt. Ich habe bisher glimpflich Euch beurtheilt und in Rücksicht auf Eure früheren Beweise von gutem Willen für Herstellung des Kirchenfriedens Alles zum Beßten für Euch gedeutet. Aber Eure Worte nöthigen mich jetzt, diese gute Meinung von Euch aufzugeben und daran zu glauben, daß Ihr in Euren Ansichten Euch völlig geändert habt. Wie vermöget Ihr diese Doppelzüngigkeit, die einem Prediger göttlichen Wortes am Uebelsten ansteht, verantworten?“

„Ich kann nicht leugnen,“ entgegnete der Propst mit unerschütterlicher Ruhe — „daß ich seit jenem Vorfalle über diese ganze Reversangelegenheit anders denke, als vorher. Meine Mitwirkung zur Herstellung des Kirchenfriedens gründete sich auf die Hoffnung einer aufrichtigen Toleranz zwischen beiden Partheien, darauf nämlich, daß eine jede Parthei der andern willig und gern das Recht zugestehen werde, nicht allein bei der vestgestellten Kirchenlehre zu verbleiben, sondern dieselbe auch zu vertheidigen. Aber diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Während es unleugbar ist, daß den Reformirten eine größere Freiheit zur Behauptung ihrer Kirchenlehren geblieben ist, ist es eben so unleugbar,

daß durch die Unterschrift des Reverses den Lutherischen vielfach Hand und Mund gebunden wird. Wäre nun zu erweisen, daß die lutherischen Prediger, welche sich der Unterschrift des Reverses weigern, dies aus Widersetzlichkeit und Ungehorsam gegen landesherrliche Gesetze thäten, so wäre jede Strenge gegen dieselben gerechtfertigt. Aber es hat sich ergeben, daß es bei Allen die untödtbare Stimme des Gewissens ist, welche gegen Unterschrift des Reverses streitet. Vormals habe ich nicht vor Augen gehabt noch vermuthet, was geschehen könne; aber jetzt, wo die Spaltung zwischen beiden Partheien immer größer geworden und die gesammte Bürgerschaft so wie der Magistrat darin verflochten ist, jetzt, wo die Prediger und die Gemeinde so vielfaches Aergerniß erleiden, wo die Gewissensnoth Derer, die unterschreiben sollen und nicht können, um Barmherzigkeit und Gerechtigkeit flehet, jetzt, wo den lutherischen Predigern nur die Wahl bleibt zwischen Belastung ihrer Gewissen und Verjagung aus dem Amte und dem Lande, jetzt sind mir die Augen geöffnet worden. Damals nöthigte ich mein Gemüth zur Ruhe und zur Hoffnung auf Frieden, so viel mein Gewissen nur zugeben wollte; aber jetzt vermag ich das nicht mehr.“

„So haltet Ihr also,“ fragte der Präsident ernst — „die Anforderung zur Unterschrift des Reverses für eine Ungerechtigkeit?“

„Ich habe,“ entgegnete der Propst ausweichend — „die ganze traurige Angelegenheit lange und reiflich erwogen, habe ohne Partheilichkeit alle Gründe für und

wider geprüft und bin nunmehr in meinem Gewissen gänzlich überzeugt, daß die begehrten Reverse, welche sich auf die drei Edicte von den Jahren 1614, 1662 und 1664 beziehen, von rechten Lutherischen mit gutem Gewissen nicht ausgestellt werden können. Ich sage: von rechten Lutherischen. Denn mit solchen Predigern, welche, wie die Schrift sagt, weder kalt noch warm sind, und die ihre Religionsansichten nach der eben herrschenden Meinung des Tages ändern und einrichten, und mit ausgestoßenen Predigern, die wieder auf- und angenommen werden, weil sie ihr Gewissen betäuben, mit Solchen kann Seiner churfürstlichen Durchlaucht in den Landen doch wohl nicht gedient sein."

Wie ein schreckender Blitz schlug diese Rede des Propstes das Consistorium nieder. Die Erbitterung über die Kühnheit eines Mannes, der bisher mit den im Consistorio herrschenden Ansichten vollkommen übereinstimmte, legte auf alle Mienen der Anwesenden den Ausdruck des empörtesten Unwillens. Ein strafendes Murren lief von Munde zu Munde; aber der Präsident bewahrte seinen Ernst und seine eiserne Ruhe. Er wandte sich an den Angeklagten und sagte: „So weigert Ihr also auch für Eure Person die Unterschrift des Reverses?"

„Ja," entgegnete der Propst mit vester Stimme und fuhr dann in milderm Tone fort: „Ich bitte Eure Hochwürden-Gnaden um Gottes und so vieler armer geängstigter Gewissen willen, Seiner churfürstlichen Durchlaucht zu Herzen zu reden, daß Sie sich erbarme und sowohl die Prediger, wie Alle, die ins Predigtamt

kommen, des Reverses überhebe. Möchte doch unser gnädigster Landesherr unsern lutherischen Predigern dasselbe widerfahren lassen, was den Katholischen nicht versagt ist, welche gleichfalls keine dergleichen Reverse auszustellen gehalten sind, und was churfürstliche Durchlaucht in einem clevischen Edicte vom Jahre 1660 denselben auch verheißen hat. Sollen wir Lutherische vor unserm Landesherrn weniger Gnade haben, als die Katholischen? —"

„Schweiget nun," herrschte der Präsident dem Propste zu. — „Ihr habt Euer Urtheil Euch selbst gesprochen! Nach dieser Eurer Erklärung kündige ich Euch hiermit im Namen und auf Befehl unsers durchlauchtigsten Churfürsten an, daß Ihr nicht allein aus dem Consistorio entlassen, sondern auch Eures Amtes als Propst zu St. Petri entlassen seid. Was Ihr aber außerdem in dieser heutigen Verhandlung vor geöffnetem Consistorio gesprochen habt, davon werdet Ihr an einem andern Orte Rechenschaft geben. Ihr seid entlassen!"

Als der Propst diese Worte vernahm, durchdrang ein flüchtiger Schreck seine Seele; aber bald faßte er sich wieder und nur als er das höhnische Triumphlächeln des Hofpredigers Stosch gewahrte, fühlte er sich versucht, noch einmal seine Stimme zu erheben. Aber als der Präsident ihm nochmals zurief: Ihr seid entlassen! verbeugte er sich und verließ den Saal.

Und am frühen Morgen des 20. Juli desselben Jahres 1666 fuhr heimlich und in aller Stille ein von allen Seiten verschlossener Wagen aus dem Thore Berlins, das nach Wittenberg führt. Ein Mann saß darin mit Weib und Kindern. Das war der abgesetzte Propst zu St. Petri, M. Andreas Fromm, der Berlin für immer verließ.

Cap. 13.

Die Hilfe in der Noth.

Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.

Jesaia 65, v. 24.

So wenig auch die Ereignisse, welche theils unmittelbar theils mittelbar unsern Paul Gerhardt betrafen, geeignet waren, auf die leibliche Wiedergenesung seiner armen kranken Gattin vortheilhaft einzuwirken, so sollte dennoch ihre letzte irdische Lebenszeit bei aller äußern Trübsal nicht eine fortlaufende Kette leiblicher Noth sein. Davon völlig überzeugt, ja sogar herzlich darnach verlangend, daß ihr irdischer Leib bald zerbrechen werde, nahm sie jeden einzelnen Tag, ja jede einzelne Stunde, die sie außerhalb des Bettes in lieblicher Kühlung am geöffneten Fenster zubringen konnte, für ein Gnadengeschenk des Herrn hin, und genoß dieselbe in herzlicher Freude. Der Hausarzt suchte, entweder aus wirklicher Ueberzeugung von der möglichen Wiederherstellung seiner Patientin, oder aus zarter Schonung für sie, mit allem

Eifer in ihrer Seele diese Hoffnung zu erwecken und zu erhalten; er erhielt aber immer die Antwort: „Herr Doctor, Ihr meinet es sicherlich gut mit mir; aber ich weiß, daß mein Ende nicht mehr allzufern ist und ich folge gern dem Rufe meines Herrn.“

Der Vater trat mit dem kleinen Friedrich ins Zimmer, eben als die Mutter eine ihrer glücklichern Stunden am Fenster verlebte. „Nun, mein gutes Weib,“ rief ihr Gerhardt zu — „labst Du Dich an der lieblichen Sommerluft und trinkest neues Leben?“

„Ach ja, lieber Herr,“ antwortete sie lächelnd und zufrieden, obgleich dieses Lächeln auf den blassen, abgemagerten Wangen und aus den tiefliegenden hohlen Augen mehr Schmerz als Freude erregte — „ach ja, lieber Herr. Die milde Luft thut mir unbeschreiblich wohl und mir ist seit Langem nicht so wohl gewesen. Ich dachte eben an Euer schönes Sommerlied:

Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Es ist mir, als verstände ich jetzt erst jenen Vers, den ich so oft vor mich hingesungen:

Ach, denk ich, bist du hier so schön
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und goldnem Schlosse werden?

„Und willst Du denn gar so gern fort von uns?“ fragte Gerhardt im Tone schmerzlicher Bitte und hob den Knaben auf der Mutter Schoos.

Maria blickte mit ernster Wehmuth auf den Gatten, drückte den Knaben vest an ihre Brust und sagte dann: „Muß ich denn nicht gehen?“

„Ja, gewiß, zu Deiner Zeit,“ antwortete Gerhardt — „das heißt zu der Zeit, die Gott Dir auserſehen hat. Gott aber allein weiß es, ob diese nah oder fern ist; so lange nun Du uns noch bleiben sollst, so lange laß unser Haus das goldene Schloß sein, wo wir uns mit einander freuen und fröhlich sind. Und da Gott große Dinge an uns Allen thut und gethan hat, und es dem allmächtigen Gott möglich ist, selbst aus dem Tode wieder zu erwecken, so laß uns auch nichts versäumen, was dazu unsere Schuldigkeit ist. Hat Dir der Arzt nicht kräftige Suppen angerathen?“

„Er sprach davon,“ sagte die Hausfrau mit gesenkten Augen.

„Und hast Du der Magd Auftrag dazu gegeben?“ fragte Gerhardt weiter.

„Noch nicht, lieber Herr,“ berichtete sie.

„Aber, warum thust Du das nicht, Maria?“ sagte Gerhardt mit freundlichem Vorwurfe. „Gebiete ihr doch, daß sie das nöthige Fleisch dazu kaufe.“

Maria legte die Hand vor die Augen und antwortete nicht. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte Gerhardt theilnehmend. „Habe ich Dir wehgethan?“

„O nein,“ antwortete sie.

„Aber warum bist Du so traurig?“ fuhr Gerhardt theilnehmend fort. „Wie kann Dich meine Frage so traurig machen? Bitte, Maria, was ist's, das Dich betrübt?“ —

„Betrübt?“ wiederholte die Gattin mit erzwungener Freundlichkeit. „Ach nein, lieber Herr; das ist nur eine dumme Schwachheit meines Herzens. Ich bin wie ein Kind, seid mir ja nicht böse, lieber Gerhardt.“

„Aber mein Gott, Du erschreckst mich ganz,“ rief Gerhardt bestürzt aus. „Willst Du mir nicht sagen, was die Ursache dieser mir unbegreiflichen Traurigkeit ist?“

Nach einigem Zögern antwortete die arme Frau: „Ich hätte der Magd gern den Auftrag gegeben, das nöthige Fleisch einzukaufen, aber in meiner Wirthschaftscasse findet sich auch nicht ein Pfennig mehr vor.“

„Ist es das?“ rief Gerhard lächelnd aus. „Nun, diesem Uebel wollen wir abhelfen.“ Und damit griff er in seine Tasche; da er aber nichts darin fand und bei Durchsuchung der übrigen sich ein gleicher Erfolg zeigte, eilte er an sein Schreibepult und suchte alle Kästen durch; aber auch hier fand sich nirgends Etwas. Als er darauf das Auge auf seine Hausfrau richtete und diese still weinen sah, ging er auf sie zu, legte seine Hand auf ihre Stirn und sprach: „Maria, nun weiß ich, warum Du Ursache hast, betrübt zu sein. Ich hatte vergessen, daß mich der Churfürst meines Amtes entsetzt und mir dadurch mein tägliches Brot genommen hat. Doch sorge Dich darum nicht, mein armes Weib; weder Gott noch

Menschen werden mich verlassen und auch ich selbst kann noch arbeiten."

„Warum dränget Ihr mich auch so, lieber Herr, daß ich es sagen muß!" sprach die Gattin freundlich schmollend. „Gott weiß es, wie unrecht Ihr mir thut, wenn Ihr mich hierin des Trostes bedürftig haltet. Auch habe ich nicht klagen wollen. Wäre ich nicht eine unwürdige Predigersfrau, wenn ich dem Schicksale grollte, welches meinen Gatten um der Treue in seinem Amt willen betroffen hat? Nein, lieber Paul, ich will hinter den vielen Tausenden, die Euch wegen Eurer Treue segnen und auf Euch mit noch mehr Hoffnung sehen, nicht zurückstehen; mir ziemt es vielmehr, daß ich die Erste bin, die sich Eurer Treue im Evangelio freut."

„Das thust Du auch, Maria," sagte Gerhardt — „und hast es treulich gethan die lange Prüfungszeit bis hierher. Weiß ich doch, wie viele Pfarrfrauen ihre Eheherren, welche von ihrem Gewissen abgehalten wurden, den Revers zu unterschreiben, doch endlich dadurch zur Unterschrift bewogen haben, daß sie dieselben auf den unausbleiblichen Verlust des täglichen Brotes aufmerksam machten. Die allerdings gerechte Furcht, daß mit dem Amte auch das tägliche Brot verloren gehe, hat dem Churfürsten manchen scheinbaren Gehorsam zu Wege gebracht, dessen sich weder er noch die Gemeinden freuen können. Aber auch der Leib hat allerdings seine Rechte und ich gestehe Dir's, Maria, daß gerade jetzt, wo Deine Leibesschwachheit eine besondere Stärkung und Kräftigung erfordert, die Mittel dazu so ganz und gar

fehlen, thut mir weh. Hier muß Rath geschafft werden, wenn anders Gott nicht schon selber Rath geschafft hat.“

Bald darauf klingelte es an der Hausthür; bekannte Tritte und Schritte näherten sich und Herr Ebeling mit seiner lieben Braut trat ins Zimmer. Dorothea nahm aus einem Körbchen, das sie am Arme trug, einen zinnernen Krug, aus dessen halbverschlossener Oeffnung leichte Dampfwölkchen lustig emporkräuselten. „Nun will ich doch sehen, ob mir mein Wagestück gelungen ist,“ sagte sie, nach der Frau Gerhardt gewendet. „Von der Georgenstraße bis hierher ist doch mancher Schritt zu machen, aber wirklich, liebe Frau Pathe, die Suppe ist noch heiß. Darum esset nur gleich! Ich hoffe, das wird Euch sehr wohl thun.“

„Wie gut Du bist, mein liebes Kind,“ rief Frau Gerhardt aus. „Aber sage mir, wie kommst Du darauf, eben jetzt eine Suppe zu bringen?“

„Eben jetzt?“ wiederholte Dorothea verwundert und setzte dann lächelnd hinzu: „Das kann ich Euch wahrlich nicht sagen, liebe Frau Pathe, weil ich's nämlich selber nicht weiß. Eben so gut möchtet Ihr das Bienlein fragen, warum es Honig in seine Zelle trägt; ich glaube, wir Beide thun es, ohne dabei viel zu denken! Doch esset lieber und Gott lasse es Euch gesegnet sein.“

Frau Maria aber zögerte immer noch; ihr Blick wandte sich fragend nach ihrem Gatten, der ihn wohl verstand und zu ihr sagte: „Ich weiß, Maria, Du denkst an mein Wort: „Hier muß Rath geschafft werden, wenn anders Gott nicht selber schon Rath geschafft

hat! Nun sieh, das Täublein, welches einst zur Vesperzeit aus dem Kasten flog, und mit einem Oelblatte im Schnabel zurückkam, fliegt auf des Herrn Geheiß auch heute noch aus und ein, und was Elia, dem Thisbiter, am Bache Crith Morgens und Abends begegnete (1 Kön. 17), das geschieht auf desselben Herrn Geheiß auch heute noch."

„Ei, ei, lieber Herr Pathe," sagte Dorothea schnell und mit einem Anfluge von Schaamröthe—„Ihr setzet die Sache zu deutlich auseinander, als daß ich sie nicht verstehen sollte. Aber Ihr wisset auch," setzte sie lächelnd hinzu, —„daß das ein Rabe war, der Brot und Fleisch brachte? Wollt Ihr mich mit einem Raben vergleichen?"

„Warum nicht?" antwortete Gerhardt lächelnd. „Erscheint Ihr Beide doch als Gottes Boten und Diener, die seine Befehle ausrichten! Ja, warum sollte ich das Räthsel nicht ganz lösen! Ich fand es auch für nöthig, daß meine liebe Maria eine stärkende Suppe zu sich nehme; es fand sich aber, daß zufällig unsere beiden Kassen wüste und leer waren, und daß wir für diesmal unsern lieben Herrn im Himmel Küchenmeister mußten sein lassen."

„Da komme ich wohl auch eben zu rechter Zeit," rief der Musikdirector aus und legte ein Beutelchen mit klingender Münze auf den Tisch, und fuhr dann fort: „Ihr wisset, mein theurer, ehrwürdiger Freund, daß ich vor einigen Wochen das zweite Dutzend Eurer geistlichen Andachtslieder herausgegeben habe. Diesen Mor-

gen habe ich die letzten Exemplare davon verkauft, und hier bringe ich Euch Euren Ehrensold."

"Ich weiß nicht, woher es kommt," sagte Gerhardt mit verdrießlicher Miene — "schon als Ihr mir meinen Antheil des Gewinnes am ersten Dutzend brachtet, machte mir das Geld keine rechte Freude; es kam mir vor wie unwürdiger Handel mit Gottes Wort. Heute erneuert sich dies Gefühl doppelt stark in mir. Gott weiß es, als ich diese Lieder sang, dachte ich an keinen andern Gewinn, als an den Frieden meines Herzens und Derer, die etwa meine Lieder mit mir singen wollten. Herr Ebeling, ich hätte es nicht zugeben sollen, daß Ihr mit meinen Liedern, die doch nur zur Ehre Gottes gesungen worden sind, einen Handel treiben dürfet."

"Und Gott weiß es," setzte Ebeling schnell hinzu — "daß Ihr mir und Euch selber Unrecht thut. Wäre es mir und Euch wirklich darum zu thun, aus Euren Liedern nur zeitlichen Nutzen zu ziehen, so würde sich damit allerdings ein gar einträglicher Handel machen lassen, nicht um meiner Musik willen, die ich dazu gesetzet habe, — denn, wie ich schon oft gesagt habe, zu Euren Liedern macht sich jeder selbst Musik, und eine bessere, als die meine, — sondern um Eurer Lieder willen. Und hätte ich noch viele hundert Exemplare, ich würde sie alle verkaufen; und ließ ich mir jedes Lied mit einem Gulden bezahlen, ich würde sie dennoch alle verkaufen. Aber, nehmt mir den Ausdruck nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, zu Händlern und Mäklern taugen wir Beide nicht, und daß ich es Euch ganz offen gestehe,

— so oft ich ein Exemplar verkaufte und mir die Bezahlung dafür auf den Tisch gelegt wurde, dachte ich immer in meinem Herzen: „Ihr armen Leute, wenn Ihr denken solltet, daß euer Geld genau so viel wiegt, als dies Dutzend Lieder. Ihr bezahlet damit nicht einen einzigen Vers! Aber weil es der Notenstecher und der Notendrucker nicht umsonst thun kann und auch der Papierhändler nichts weggiebt, es sei denn für Geld, und weil nun einmal Niemand im heiligen römischen Reiche Nahrung und Kleidung verabreicht, es sei denn wiederum für's Geld, — und weil außerdem auch der liebe Herr Paul Gerhardt solcher leiblichen Dinge für sich und sein Haus nicht entbehren kann, und weil derselbe liebe Herr Paul Gerhardt allezeit wenig irdischen Gutes in seiner Tasche vorgefunden, und weil ohnedies in jetziger Zeit der Herr Churfürst vergessen zu haben scheint, daß Einer, der seines Amtes entsetzet ist, doch immer noch um Erfüllung der vierten Bitte zu sorgen hat, — ja, so dachte ich weiter, und weil Paulus zu den Corinthern spricht: Wisset ihr nicht, daß die da opfern, essen vom Opfer? Und die des Altares pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren (1 Cor. 9, 13. 14), so meinte ich, die christlichen Leute in den guten Städten Berlin und Cöln und in der ganzen Mark Brandenburg könnten immerhin dafür, daß Ihr, lieber Herr, ihnen das geistliche Manna für ihrer Seele Leben und Seligkeit zu essen gebet, Euch das

nöthige leibliche Brot zu essen geben, noch dazu, als es der Apostel Paulus gar nicht anders will.“

„Mit diesem Vorbilde sprechet Ihr eben wenig zu meinem Gunsten,“ entgegnete Gerhardt mit tiefem Ernste: „Denn Ihr wisset wohl, daß Paulus zu obiger Stelle hinzusetzt: Ich aber habe Derer keines gebraucht. Ich schreibe auch nicht darum davon, daß es mit mir also sollte gehalten werden. Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.“ Ihr seht daraus, lieber Freund, daß Paulus eben nicht vom Evangelio lebte, und daß ich dies eben jetzt nicht kann, da ich ja als Diener des Evangelii meines Amtes entsetzt bin!“

„Erlaubt mir,“ sagte Ebeling schnell, halb ernst, halb scherzend — „daß ich Euch hier sogleich mit doppelten Waffen schlage. Zuerst: Warum hatte Paulus nicht nöthig, vom Evangelio sich zu nähren? Weil er nebenbei sein Handwerk trieb und Teppiche webte und ohne Zweifel dieselben zu gutem Preise verkaufte, wie uns Solches im achtzehnten Capitel der Apostelgeschichte erzählt wird. Da nun aber heut zu Tage unsere bürgerlich-christliche Ordnung der Dinge so gestaltet ist, daß Einer, der sich zur Verkündigung des Evangelii bereitet, nicht mehr zu gleicher Zeit auch hinterm Webstuhle oder sonst in der Werkstatt sitzen kann, um seinen Leib zu nähren durch Handarbeit, und auch Ihr demnach in diesem Stücke dem Apostel Paulus nicht gleich werden könnet, so folgt, daß der Zusatz des Apostels: Ich aber habe Derer keines gebraucht! Euch durchaus nicht irre

machen kann und darf. Zweitens sagtet Ihr, Ihr könntet die von mir angeführte Stelle der Schrift deshalb nicht auf Euch beziehen, weil Ihr vom Dienste im Evangelio entsetzt wurdet und also auch nicht davon leben könntet. Das könnt Ihr doch wohl nicht im Ernste reden, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Es ist wahr, Ihr seid vom äußern Amte des Evangelii entsetzet, aber hat der große Churfürst Macht und Gewalt, Euch auch vom innern Amte des Evangelii zu entsetzen? Kann des Churfürsten Befehl Euch die Gaben, die Kraft und das Amt nehmen, das Ihr von Gott überkommen habt? Bleibt Ihr nicht auch als ein abgesetzter Diener vom Worte Gottes immer noch im Dienste des Wortes Gottes? Kann es der große Churfürst, und wäre er noch zehnmal größer, als er ist, Jemand wehren, daß er von Euch Licht und Kraft und Trost aus dem Evangelio empfange? Ja noch mehr! Predigt Ihr denn nicht in Wahrheit noch das Evangelium? Sind denn Eure Lieder etwas Anderes, als das lautere, klare Evangelium? Etwas anderes, als das lebendige und kräftige Gotteswort, das schärfer ist, denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet, bis daß es scheidet, Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens? Der Churfürst hat Euch verboten, auf der Kanzel und am Altar zu predigen; aber kann er Euch die Predigt nehmen, die Ihr aus Euren Liedern ausgehen lasset in alle Welt? Nimmermehr! Darum sage ich, Ihr verkündigt noch das Evangelium in Euren Liedern, die gar herrliche und prächtige Postillenpredigten sind, und des-

halb sollt Ihr auch von diesem Evangelio leben. So will es der Apostel, und daß der Churfürst nicht will, daß Ihr auch auf andere Weise noch vom Evangelio Euch nähret, — nun das ist eben so gut Sache seines Gewissens, wie es Sache Eures Gewissens ist, daß Ihr Gott mehr gehorchet, als den Menschen."

Als Paul Gerhardt auf diese deutliche und kräftige Vertheidigungsrede seines musikalischen Freundes still und ernst vor sich hinsah, fragte Ebeling noch: „Seid Ihr nun, mein lieber Herr, um dieses elenden Stückes Geldes willen, das ich Euch hier bringe, beruhigt?"

„Wie kann ich anders?" rief Gerhardt aus. „Gott weiß es, wie weh es mir thut, daß ich mich solchen Trostes bedürftig halten muß." —

„Und nun noch Eins," setzte der Musikdirector hinzu: „Keiner von Denen, die Eure Lieder bei mir gekauft haben, hat unterlassen, mich zu fragen, wann das dritte Dutzend erscheinen würde. Ich habe dann jedes Mal geantwortet: In wenig Wochen! Habe ich daran recht gethan? Wollet Ihr mir Eure Lieder noch ferner überantworten? Oder wollt Ihr die Weissagung des Propheten wider Tyrus: Also will ich mit dem Getöne deines Gesanges ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören soll (Ezechiel 26, 13), an Euch selbst in Erfüllung bringen?"

„Was ich noch habe, sollt Ihr haben, lieber Ebeling," antwortete Gerhardt. „Ich werde für Euch zusammen suchen, was sich noch unter meinen Papieren findet und was sonst noch unbekannt geblieben ist. Aber

ein neues Lied werde ich dem Herrn nicht mehr singen können. Wie die gefangenen Juden von sich sprachen: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind (Psalm 137, 1. 2.), so muß ich auch jetzt von mir sprechen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht muthlos bin, und daß ich mich in dieser meiner äußern Trübsal von ganzem Herzen Gottes meines Heilandes freue. Aber ich bin doch ein gefangener Mann; gefangen in dem Worte der Obrigkeit, das mich aus dem Hause meines Gottes ausschließt, gefangen in meinen Schmerzen, daß ich, wenn sie am Tage des Herrn zur Kirche läuten, nicht mehr hingehen kann, an heiliger Stätte laut und öffentlich Zeugniß zu geben von Jesu Christo. Ja, lieber Ebeling, diese Kraft ist gebrochen; der gefangene Vogel verlernt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, seine Lieder, die er in seiner Freiheit gesungen hat."

„Wie schmerzt mich dies Euer Wort, lieber Gerhardt," sagte hier die Gattin, welche mit der größten Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte.

Gerhardt schrak bei diesen Worten auf, als fühle er, daß er in Gegenwart seines kranken Weibes die eigentliche Stimmung seiner Seele habe zu laut werden lassen. „Mein gutes Weib," antwortete er nun — „ich weiß, was Du mir damit sagen willst. Du wirfst mir meinen Kleinmuth vor, und das mit Recht. Das ist das traurige Opfer, das ich so oft der Schwachheit

meines Herzens bringe. Aber zürne mir darum nicht; solche flüchtige Augenblicke von Schwachheit und Kleinmuth werden nur zu einem kräftigen Regen, der auf die Saat des Wortes Gottes in der Seele fällt und neues Leben zurückbringt. Schon jetzt fühle ich wieder neuen Lebensmuth. Darum beruhige auch Du Dich, liebe Maria, und gedenke mit mir an das Wort der Schrift: Alle neue Sorgen werfet auf den Herrn; denn Er sorgt für euch."

Und die Sorge des Herrn für Gerhardt und die Seinen sollte allerdings heute noch in größerem Maaße sich zeigen. Die Thüre öffnete sich und Meister Jung trat herein; als er seine Tochter Dorothea und seinen künftigen Herrn Schwiegersohn gewahrte, rief er lächelnd aus: „Ich glaube doch nicht, daß Ihr Beide hier in aller Stille habt Hochzeit machen wollen? Ist es nicht zu verwundern, Herr Gevatter" — wandte er sich an Gerhardt — „wie sich die Liebenden immer zusammenfinden?"

„Es war wirklich Zufall, lieber Vater," sagte Dorothea unter Erröthen — „daß mir eben, als ich hier ins Haus eintreten will, Herr Ebeling begegnet, und dahin wollte, wohin ich ging."

„Sie waren Beide liebe Boten des Herrn," sprach Gerhardt entschuldigend. — „Dorotheens Suppentöpfchen ist für unser Haus ein wahres Oelkrüglein der Wittwe von Zarpath; so oft es auch leer wird, füllt sich's doch immer wieder. Lieben Leute, ihr thut des Guten zu viel an uns. —"

„Wie?" fragte Meister Jung verwundert. — „Könnte man Leibliches und Geistiges gegen einander abwägen und die Summe des Guten berechnen, das Ihr, lieber Herr Gevatter, an uns Allen gethan habt, so stehen wir doch als arme Bettler Euch gegenüber, und es ist fast schmerzlich für uns, daß wir die himmlischen Schätze, mit welchen Ihr uns reich macht, nur mit irdischem Gute Euch vergelten können. Doch erlaubt, daß ich mich einer Last entledige, die mir ungewohnt zu tragen ist." Und dabei zog er zwei schwere Rollen Geldes aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte: „Eure treue Gemeinde grüßt Euch durch mich, mein ehrwürdiger Herr und Freund und gibt Euch die herzliche Zusage, daß Ihr jedes Mal zu rechter Zeit diese Steuer empfangen sollt."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Gerhardt in Bestürzung.

„Nur das wollte ich noch hinzusetzen," antwortete der Meister — „daß Ihr unten in Eurer Hausflur zwei Körbe finden werdet, den einen von Meister Liebrecht, dem Bäcker, und den andern von Meister Starke, dem Schlächter; doch das ist eigentlich Küchenangelegenheit und somit für Eure liebe Hausfrau."

„Was wollt Ihr damit sagen?" wiederholte Gerhardt. „Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich ärnten soll, wo ich nicht gesäet habe?"

„Nein, das wollen wir nicht," entgegnete Jung. „Wir wollen nur unsere Schuldigkeit thun und Euch bringen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört."

„Lieber Meister," rief Gerhardt aus — „ich weiß, daß aus Euch Allen das gute Herz redet, aber was Ihr da bringet, kann ich nicht annehmen! Darum stecket nur diese Rollen wieder zu Euch!"

„Herr Diaconus," sagte Jung mit Ernst und Würde — „Ihr trauet mir gewiß zu, daß ich dem Mammon nicht das Wort rede und daß ich unter allen irdischen Gütern Geld und Gut für das Unwürdigste halte, mit dem man geistige Arbeit bezahlt. Aber ich sage Euch, auf diese zwei Packete bin ich stolz, daß ich sie Euch bringe."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Gerhardt in sichtbarer Verwirrung.

„Nun so erlaubt, lieber Herr Gevatter," fuhr Jung fort — „daß ich mich deutlicher erkläre. Unlängst waren wir Bürger im Wirthshause an der langen Brücke zusammen; es war das erste Mal wieder, nachdem ich meiner Haft entlassen worden war. Daß wir den ganzen Abend hindurch von nichts Anderm geredet, als von Euch und den Gefahren, die unsern lutherischen Glauben bedrohen, könnt Ihr wohl denken. Da trat plötzlich Einer auf und sagte: Habt Ihr auch daran gedacht, daß ein abgesetzter Prediger auch sein täglich Brot verliert? Ja, antworteten wir. Und am Morgen darauf wird mein Haus eine wahre geistliche Rentkammer. Nicht allein die wohlhabenden Bürger, selbst die Aermsten in der Gemeinde kamen und brachten ihr Scherflein. Herr Gevatter, ich habe im Grunde ein hartes Herz, und gebe nicht viel auf Thränen und allerlei Rührspiel;

aber ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen — es hat mich doch im Grunde der Seele angegriffen, als ich die Worte und Reden hörte, mit welchen die Leute mir ihren Beitrag aushändigten. Gebt das unserm Herrn Gerhardt, sagten sie, so lange wir selber noch einen Bissen Brotes haben, soll er nicht hungern! Ihr kennt die alte Mutter Rhewald in der Brüderstraße; Ihr wisset, das arme Weib weiß oft früh nicht, wovon sie sich mittags sättigen soll. Und sie kam, und brachte ihre Gabe. Ich wollte sie nicht annehmen und wies sie zurück. Aber ich habe es herzlich bereut und von dieser Mutter Rhewald es am Gründlichsten gelernt, daß Geben seliger ist, denn Nehmen. Ja, Herr Gevatter, ich sage es Euch nochmals, auf dieses Geld bin ich stolz! Der Churfürst nimmt die Steuern und Abgaben seiner Unterthanen ein; wenn auch der größte Theil der Bürger dieselben willig und pünktlich zahlt, weil er weiß, daß sie zur Ordnung des Ganzen nöthig sind, so gibt er sie doch nicht immer gern, und auf einem guten Theile dieses Geldes ruht mancher Seufzer, manche Klage, manche Anklage, mancher Vorwurf und vielleicht auch wohl mancher böse Gedanke, den der Unverstand, die Unwissenheit und die Bosheit denkt. Aber wisset Ihr, was auf diesem Gelde ruhet? Der Segen von tausend Seelen, die Euch lieben, der Dank von Tausenden, die in Euch ihren geistlichen Vater verehren, die Freudenthränen zahlloser Herzen, die Ihr getröstet und aufgerichtet durch Euer Wort! Herr Gevatter, was die Liebe gibt, gibt sie gern! Ich muß es noch einmal sagen —

ich bin stolz auf dieses Geld; dieses an sich nichtswürdige Gut ist doch das Zeugniß dankbarer Christenseelen, das Zeugniß der Wahrheit unsers lutherischen Glaubens. Wir haben kein anderes Mittel, Euch zu danken, als dieses! Und ich bin stolz darauf, daß ich Euch diese Steuer bringen kann, weil ich daraus sehe, daß es die Leute für eine wahre Ehre halten, daß ich in Eurem Hause als ein alter Freund aus- und eingehen darf. Herr Gevatter, wollt Ihr das Geld nun nehmen?"

Gerhardt schwieg; an seinen Mienen wurde der schwere Kampf sichtbar, den er zwischen der Rührung über diesen herrlichen Beweis einer dankbaren Kirchgemeinde und seinem eigenen Gefühle von Ehre kämpfte. „Lieber Herr Gevatter," sagte er endlich — „ich wollte doch, Ihr drängtet mich nicht dazu. Hat doch bis jetzt der Magistrat auch mich es noch nicht empfinden lassen, daß ich meines Amtes entsetzt bin, und mir meinen Gehalt ausgezahlt, als wäre ich noch im Amte. Wenn auch das allerdings nicht wohl hinreichen will zur leiblichen Erhaltung meiner Familie, so hoffe ich doch, daß mir Gott Kraft geben wird, auf andere Weise noch zu verdienen, was noth thut. Herr Gevatter, der Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber bin ich denn noch ein Arbeiter?"

„Ich mag's nicht glauben, daß Ihr daran zweifelt," antwortete Meister Jung. — „Der Landesherr konnte Euch wohl das Amt, aber nicht die Liebe nehmen, die wir zu Euch haben und mit welcher Ihr noch Eurer Gemeinde angehört. Ihr waret bisher, als Geistlicher,

ein Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Habt Ihr das aufgehört zu sein? Kann es Euch verboten werden, auch fernerhin noch in unsere Häuser einzutreten, unsere Schwachen zu stärken, die Augen der Verblendeten zu öffnen, die Kranken zu trösten und die Sterbenden zu segnen? Oder hätte Euch der Zorn des großen Fürsten so niedergeschlagen, daß Ihr selbst die Lust am Worte Gottes und den Muth verloren hättet, dies Wort Denen zu geben, die Euch darum bitten? Oder wäret Ihr durch Eure Amtsentsetzung wirklich so sehr aus aller Gemeinschaft mit Eurer bisherigen Gemeinde getreten, daß Ihr in Eurem Kämmerlein nicht einmal mehr für sie, für uns betetet?"

„Ihr thut mir weh, Meister Jung," sagte Gerhardt betrübt.

„Ei, Herr Gevatter, Ihr thut auch uns weh," setzte Jung schnell im Tone schmerzlicher Klage hinzu. „Wir lieben Euch und Euch ist's nicht recht, — wir theilen unser Brot mit Euch, damit uns der Rest desto besser schmecke, und Euch ist's nicht recht, — wir wollen uns vor der Schmach und Schande bewahren, daß wir unsern geistlichen Vater, unsern Seelsorger, unsern theuern Hirten zur Zeit leiblicher Noth verlassen, und Euch ist's nicht recht — wir wollen dem Churfürsten beweisen, daß die lutherischen Bürger seiner Residenzstadt nicht gleichgiltig zusehen, wenn es sich um ihren Glauben handelt, und Euch ist's nicht recht — wir wollen der ganzen Welt zeigen, daß wir christlich und treulich ge-

sinnt sind unter einander, und Euch ist's nicht recht! Herr Gevatter, wollt Ihr dies Geld nicht annehmen?"

„Ja, ich nehme es an," antwortete Gerhardt vest und entschlossen. — „Ich kann mich nun nicht weigern, wenn Ihr mich mit solchen Worten dränget. Ich nehme dies Geld als ein Capital, das die brüderliche Liebe darleiht und das ich verzinsen will treulich und ehrlich."

„Ja, verzinset es nur, mein ehrwürdiger Freund," fuhr Jung fort. — „Verzinset es mit Eurer Treue im Glauben, mit Eurem Vorbilde in aller Gottes- und Bruderliebe, verzinset es mit der Kraft Eures Gebetes für die Freiheit unserer lutherischen Kirche und erfüllet im Geistigen, wie bisher, an uns die Aufforderung des Apostels: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen."

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und als dieselbe sich öffnete, trat eine Magd herein, welche den Diaconus Gerhardt inständigst bat, sogleich zu dem Propste Lilius zu kommen.

„Was ist geschehen?" fragte Gerhardt mit Besorgniß.

Das Mädchen fing an zu weinen und sagte: „Ach, kommt nur schnell, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr nicht zu spät kommen wollt. Mein alter, guter Herr ist von einem Schlagflusse getroffen worden und ist sterbenskrank. Er verlanget gar sehnlich nach Euch."

Und ohne weitere Antwort eilte Gerhardt davon. Meister Jung aber sprach ernst für sich hin: „Gott erleichtere diesem Manne seine Todesstunde!" —

Cap. 14.

Des Sterbenden Abendmahl.

Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.
Jacob. 5, v. 15. 16.

Als Gerhardt in das Zimmer des kranken Propstes eintrat, tönte ihm Klagen und Weinen entgegen. Frauen und Kinder umstanden das Bett, in welchem Lilius lag. Gerhardt näherte sich und schrak bei dem Anblicke des Kranken zurück. Der Propst lag da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. Todtenbleich die magern, eingefallenen Wangen, matter, glanzloser Schweiß auf der Stirne und dem kahlen Oberhaupte, wo nur noch zu beiden Seiten spärliches, graues Haar die Schläfe deckte; die tiefliegenden Augen geschlossen.

„Um Gottes willen,“ rief Gerhardt aus, „ich komme zu spät.“

„Gott verhüte das in seiner Gnade,“ antwortete ein Weib unter Thränen. „Er muß noch mit Euch reden, ehe denn er stirbt, er hat gar zu herzlich nach Euch verlangt.“

Darauf beugte sie sich auf den Kranken nieder, legte ihr Ohr an seinen Mund, lauschte lang und ängstlich und sagte dann: „Gott sei Dank, er lebet noch.“ Dann erfaßte sie des Propstes Hand, strich mit der andern über seine Stirn und sprach: „Lieber Herr! — Lieber, guter Herr, höret Ihr nicht?“

Der Kranke blieb regungslos. „Er ist im Scheiden!“ sagte Gerhardt mit leiser, betender Stimme. — „Störet ihn nicht! Wenn der Todesengel mit des Menschen Seele redet, ziemt es uns nur zu beten.“

„Nein, nein,“ rief die Frau aus. — „Er darf noch nicht sterben! Großer, barmherziger Gott, nur noch wenige Augenblicke Gnade und Leben für ihn!“ — Dann legte sie ihren Mund an des Sterbenden Ohr und rief hinein: „Herr Gerhardt ist da, — lieber Herr, — wollt Ihr nicht Herrn Gerhardt sehen?“

Da flog ein leises Zucken über das bleiche Angesicht und die Augenlieder suchten sich zu heben. Aber sie lagen bleiern schwer auf den brechenden Augen. Als der Kranke merkte, daß er seine Augen nicht öffnen konnte, hob er seine rechte Hand auf, ließ sie aber sogleich wieder aufs Bett sinken. Gerhardt ergriff sie und sagte: Herr Propst, kennt Ihr mich?“

Lilius nickte ein wenig mit dem Haupte, wandte dann aber plötzlich sein Gesicht abwärts und suchte es im Kopfkissen zu verbergen. Nach einigen Minuten des peinlichsten Stillschweigens erhob der Kranke seine Hand etwas kräftiger, als zuvor und winkte mit derselben nach der Thüre. „Was mag er wollen?“ fragte die Frau und Gerhardt antwortete: „Ich glaube, er wünscht, daß Ihr uns allein lassen möchtet. Ist's nicht so, lieber Herr College?“

Lilius nickte zustimmend und sprach dann noch mit gebrochenem, nur halb verständlichem Tone: „Ja, lasset uns allein.“ — Und alle Anwesenden verließen bis auf Gerhardt das Zimmer. Da faltete der Propst seine Hände, öffnete mühsam und schwer die Augen bis zur Hälfte, sandte einen bittenden, schmerzlich bittenden Blick auf Gerhardt und schloß dann sogleich wieder die müden Augen. Gerhardt verstand diese stumme Sprache; er ließ sich auf seine Kniee nieder, schloß in seine gefalteten Hände die rechte Hand des Sterbenden ein, betete und sprach:

„Allmächtiger, starker, hülfreicher Gott und Vater, unser einiger Trost und unsere Zuflucht, Du weißt und siehest, daß dieser Dein Knecht jetzt in großer Noth und Gefahr ist und weder Rath, noch Hülfe noch Trost weiß. Denn in unserer Macht stehet es nicht, aus solcher großen Noth uns selbst zu erretten. Wir wissen nicht, was wir thun sollen, sondern unsere Augen sehen nach Dir! Dein Name heißet Herr Zebaoth, groß von Rath und mächtig von That: Deine Hand hat ja den

Himmel ausgebreitet und Deine Hände haben das Trockene bereitet! Herr, Herr, die Wasserwellen sind groß, Du aber bist noch größer in der Höhe. Ach Gott, Du bist ja unsere einige Zuversicht und Stärke in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, Du hast ja gesagt durch den Mund Davids: Wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer versänken, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch soll die Stadt Gottes feinlustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind. Nun siehe, Herr, ist nicht unser gläubiges Herz die Stadt, wo Du drinnen bist und hilfst ihr frühe, — darum wird sie wohl bleiben. Verbirg Dein Antlitz nicht vor uns, verstoße nicht im Zorne Deine Kinder, denn Du bist unsere Hilfe. Laß uns nicht, und thue Deine Hand nicht von uns ab, Gott, unser Heil; denn alle Hilfe hat uns verlassen! Nimm Du uns aber auf, Herr; Du hast ja gesagt: da dieser Elende rief, hörte es der Herr und half ihn aus allen seinen Nöthen. Laß sich Deine Engel um uns her lagern, die wir Dich fürchten und laß uns aushelfen. Sei uns gnädig, Gott, sei uns gnädig; denn auf Dich trauet unsere Seele und unter den Schatten Deiner Flügel haben wir Zuflucht. Du bist ja der Gott, der Wunder thut, Du hast Deine Macht bewiesen an den Völkern, Du machst die Blinden sehend, die Tauben hörend und die Sprachlosen redend und die Todten weckest Du auf! Herr, so erbarme Dich und verschmähe nicht den Seufzer des brechenden Herzens, den Seufzer um Gnade

und Erbarmung um Jesu Christi, unsers Herrn willen! Amen!" —

Als Gerhardt hier endete und sich wieder erhob, schaute er in das geöffnete Auge des Propstes, aus welchem ein wehmüthiger Blick ihn suchte. „Ich danke Euch," sprach der Kranke mit schwacher Stimme und schwerer Zunge. „Gott hat Euer Gebet erhört, nicht das meine; ich habe zu schwer an ihm gesündigt."

„Und sind Euch Eure Sünden herzlich leid?" fragte Gerhardt.

„So wahr mir Gott helfe, ja!" antwortete Lilius.

„Und tragt Ihr gegen Niemanden Groll in Eurem Herzen?" fragte Gerhardt weiter.

Der Probst schlug bei dieser Frage die Augen nieder und sagte nach einer Pause: „Ich hoffe zu Gott, ich werde noch so weit kommen, ehe denn ich sterbe, was freilich in Kurzem geschehen muß. Lieber Herr College, verdammt Ihr mich eben so sehr, wie die Andern?"

„Wie meinet Ihr das? Und wen meinet Ihr?" fragte Gerhardt. Da zeigte Lilius auf einen Tisch, auf welchem eine Schrift lag, dem Aussehen nach ganz neu. „Leset nur den Titel dieser Schrift," bat der Kranke. — „Sie ist mir diesen Morgen von einem Unbekannten ins Haus geschickt worden, ein bitterer Stachel, der mir den Todesstoß geben soll und wohl auch gegeben hat."

Gerhardt nahm die Schrift zur Hand und las: „Die böse Sieben, welche unlängst kurz

und gut in einem academischen Programmate zu Latein widerlegt, aber auf groß Verlangen treuer deutscher Leute auch deutsch in Druck gegeben worden. Im Jahre 1666.“ — „Und was steht darin?“ fragte Gerhardt verwundert.

„Lauter vergiftete Pfeile, die nach meinem Herzen gerichtet sind,“ antwortete der Propst. „Man schilt mich darin einen Heuchler und Synkretisten, einen hinterlistigen und teuflischen Mann, einen Götzendiener und Treulosen und das Alles, weil ich den Revers unterschrieben habe. Ja, ich weiß es, ich hätte nicht unterschreiben sollen; aber das Gericht, das sie über mich halten, ist zu hart, zu grausam.“

„Ich kann Euch“ — sagte Gerhardt — „nur an das Wort der Schrift erinnern: „Denn so wir uns selber richten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtiget, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammet werden! (1 Cor. 11, v. 31. 32). Wenn Ihr also Euch selber richtet, darf Euch das Gericht der Welt nicht niederschlagen.“

„Richtet auch Ihr mich?“ wiederholte der Propst schmerzlichen Tones seine Frage.

„Ja,“ antwortete Gerhardt ernst und vest. — „Ich habe Euch gerichtet in jenen Augenblicken, wo Ihr mit mir vor dem Consistorio standet, und von Eurem Gewissen abgehalten wurdet, Eure Wiedereinsetzung ins Amt um den Preis einer Untreue am lutherischen Bekennt-

nisse zu erkaufen. In der Stille meines Herzens habe ich Euch gerichtet und es schmerzlich unserm Herrn geklagt, daß Ihr sein Kreuz, welches Ihr viele Jahre lang so treulich getragen habt, in dieser Prüfung zu schwer fandet. Aber da Ihr Euch selber richtet, bleibt mir nichts übrig, als Euch der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen."

„Und glaubt Ihr, daß mir Gnade werden wird?" fragte der Propst.

„Ich glaube es zuversichtlich," antwortete Gerhardt. — „Und ich schäme mich in dem Herzen unserer Amtsbrüder, welche mit solchen vergifteten Pfeilen, wie sie in dieser Schrift sich finden, gegen Euch fechten. Geistliche Sachen sollen geistlich gerichtet werden, und nur der natürliche Mensch richtet mit Schelt- und Schmähworten.

„Also glaubt auch Ihr," fuhr Lilius fort — „daß ich nicht recht gethan habe?"

„Ja," versicherte Gerhardt. — „Ich wußte, daß Ihr in Eurem Herzen und Gewissen gebunden waret, die Unterschrift des Reverses zu verweigern, und dennoch thatet Ihr, was Euch verboten war. Ihr gehorchtet den Menschen mehr, denn Gott. Ich weiß wohl, daß Ihr von allen Seiten auf gar kluge Weise dazu gebracht worden seid, ich weiß, daß Euer eigener Sohn in einer besonderen Zuschrift Euch die Unterschrift des Reverses angerathen hat, ich weiß, daß Ihr in Euren alten Tagen, müde des Streites geworden, Euch nach Ruhe und Frieden sehntet, und ich fühle es, wie weh

es Euch hätte ankommen müssen, hättet Ihr mit grauem Haare und gebeugtem Rücken ins Elend wandern sollen. Aber doch habt Ihr nicht recht gethan; Ihr habt Euch gefürchtet vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten mögen. — —"

„Ich bitte Euch," unterbrach der alte Mann den Diaconus — „ich bitte Euch flehentlich, vollendet diesen Spruch nicht! Ach könntet Ihr in mein Herz sehen, und die Qualen ermessen, die ich seitdem erlitten habe, Ihr hättet Mitleid mit mir. Ja, ich bekenne es vor Dir, allheiliger, allgerechter Gott, ich habe gesündigt wider Dein Gebot, das Du in mein Herz geschrieben hast. Ach verweise mich nicht von Deinem Angesichte und nimm Deinen Geist nicht von mir." — — „Lieber Herr," wandte er sich dann an Gerhardt — „ach ich bitte Euch, sprecht es mir noch einmal ins Herz: Glaubt Ihr, daß ich Gnade finden werde bei Gott?"

„Ja, ich glaube es von ganzem Herzem," versicherte Gerhardt. — „Ich glaube es um Eurer herzlichen Reue willen; ich glaube es um des Wortes unsers Herrn willen: Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

„Ach, wie beseligt mich dieses Wort," rief der Propst aus und in seine halberloschenen Augen traten Thränen der Freude, die letzten, die er hier auf Erden weinte. Dann fuhr er fort: „Nun denn, da Ihr diese Last von meiner Seele genommen habt, so thut an mir das letzte Liebeswerk — reicht mir die heilige Commu-

nion! Dort in dem Schranke findet Ihr die heiligen Gefäße, und was sonst dazu nöthig ist.“

„O gern, gern!“ rief Gerhardt freudig aus, und nahm aus dem bezeichneten Schranke, was er bedurfte. Er breitete ein Tuch über den Tisch am Bette, setzte den Kelch darauf und goß Wein hinein, legte die Hostie auf den Teller und schickte sich an, die Weihe über Brot und Wein auszusprechen. Da ließ er aber plötzlich seine gefalteten Hände niederfallen und sprach im Tone tiefster Wehmuth: „Ach mein Gott, ich darf ja nicht! Ich bin meines Amtes entsetzt!!!“ —

„Kann Euch das hindern, meine Seele zu speisen?“ fragte Lilius in schmerzlichem Ton: „Hat der, der das Amt von Euch genommen hat, auch Macht, Euch die Weihe des Priesters zu nehmen?“

„Ich darf es nicht thun,“ antwortete Gerhardt vest. „In Dem, wo der weltlichen Obrigkeit Macht über mich gegeben ist, muß und will ich gern gehorchen. Ich bitte Euch, lasset einen Andern rufen.“

„Lieber Herr,“ fuhr der Propst fort — „die Augenblicke meines Lebens sind gezählt. So lange noch die entsetzliche Ungewißheit über meiner Seele Zukunft mich folterte, hatte ich noch Kraft zum Leben. Jetzt, da ich durch Euch getröstet bin, fühle ich, daß mein Ende nahe ist. Wenn ich sterbe, bevor das heilige Sacrament meine Lippen berührt hat, — Herr, wollt Ihr diesen Schmerz auf Eure Seele nehmen?“

„Sollte Gott so schnell über Euch gebieten wollen,“ antwortete Gerhardt — „so werde ich's thun in der

Zeit der höchsten Noth. Aber nicht eher; darum bitte ich Euch, sendet nach einem Andern? Wem möget Ihr vertrauen?"

Als Lilius sah, daß Gerhardt vest und beharrlich in seiner Weigerung blieb, sagte er: „So bitte ich Euch, sendet nach unserm Amtsbruder Lorentz."

Gerhardt verließ sogleich das Zimmer, um draußen die nöthigen Befehle zu ertheilen; kam dann aber schnell zurück, um die Ankunft des im Nachbarhause wohnenden Diaconus zu erwarten. Dieser zögerte auch nicht lange und trat bald darauf ins Zimmer. Als er den mit den heiligen Gefäßen gedeckten Tisch erblickte, erschrak er und sagte: Um wes willen habt Ihr mich rufen lassen, Herr Propst?"

„Ich bitte Euch herzlich," antwortete Lilius — mir das heilige Abendmahl zu reichen."

„Das darf ich nicht," sprach der Diaconus vest und ruhig. „Mein Gewissen verbietet mir, Euch die Absolution zu ertheilen. Ihr seid vom Glauben abgefallen!"

Wie ein Donnerwort durchfuhr diese Rede des Propstes Seele und selbst Gerhardt blickte erschüttert auf den Priester, der in Todesnoth solch ein zweischneidiges Schwert in das Herz stieß.

Der Kranke richtete sich jetzt mit seiner letzten Kraft auf und sprach: „Wollt Ihr weniger barmherzig sein, als unser Herr am Kreuze, der zum Missethäter sprach: Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein? Wollt Ihr mich auf dem Wege zur Ewigkeit verschmachten lassen? Wollt Ihr strenger richten, als

Gott, der mir durch sein Wort seinen Frieden gesendet hat?"

Diese Fragen, aus dem Munde eines Sterbenden an ihn gerichtet, machten auf den Diaconus einen tiefen Eindruck; er schlug die Augen nieder und sprach milder: „So leget mir Eure Beichte ab. Beichtet Ihr so, wie mein Herz wünscht und hoffet, so werde ich Euch thun, was Ihr bittet. Wo nicht, — so möge Gott richten zwischen Euch und mir, da ich meines Gottes Gebot in meinem Herzen trage und nun und nimmermehr thun werde, was er mir verbietet!"

„Ja, ich will beichten," sprach der Propst und faltete seine Hände, und wollte sich wiederum aufrichten, aber die Kraft war gewichen. Er sank in die Kissen zurück und begann nun mit schwacher Stimme: „Herr Gott, ich habe schwer gesündigt und tief gesündigt vor Dir, — ich habe Dich und Dein heiliges Wort verrathen und verkauft um meines Fleisches Ruhe und Sicherheit willen, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest — aber Herr, sieh an meinen Jammer und mein Herzeleid — ich vergehe in der Angst meines Herzens, wenn Du Dein Angesicht von mir wendest! Herr Jesu, Gottes Sohn, — bitte Du für mich — ich kann nicht mehr! — Amen!"

Der Diaconus Lorenz trat darauf näher an des Sterbenden Bett und sprach in aller Würde des Wortes und des Amtes: „Lieber Freund, daß Du Dich für einen armen Sünder erkennest, das ist gut und ein gewisses Zeichen, daß Du noch einen gnädigen Gott hast.

Denn wo man die Sünde nicht erkennet, keine Reue noch Leid darüber hat, dies ist ein böses Zeichen und zu besorgen, daß der Teufel und die Welt das Herz ganz und gar besessen und verstocket haben. Darum sollst Du um des willen, daß Du Deine Sünden also erkennest, darüber Reue und Leid hast, und dieselben los zu werden begehrst, es für gewißlich halten, solches sei eine sonderlich große Gnade Gottes und ein Werk des heiligen Geistes, dafür Du Gott dem Herrn zu danken schuldig bist. Noch mehr aber sollst Du Gott dem Herrn dafür danken, daß er Dich in Deinen Sünden, in Deiner Reue, in Deinem Leide nicht gar verzweifeln läßt, sondern Dir so gnädig ist, daß er Dich lehret, bei seinem heiligen Evangelium Trost und Vergebung zu suchen. Auf daß Du aber solcher Gnade desto gewisser und sicherer sein magst, will ich Dir auch das Wort der Absolution mittheilen, wodurch die Gnade, die sonst durch die öffentliche Predigt des Evangelii aller Welt in gemeinsamer Andacht gepredigt wird, und die Du selbst so oft gepredigt hast, und die für Deine Person besonders verheißen ist, Dir in dieser Stunde Deiner Todesnoth gegeben werde. Und, mein lieber Freund, dies Wort der Absolution, welches ich auf Gottes Verheißung Dir mittheile, sollst Du achten, als ob Dir Gott durch eine Stimme vom Himmel Gnade und Vergebung Deiner Sünden zusage und sollst Gott herzlich danken, der solche Gewalt der Kirche und den Christen auf Erden gegeben hat.“

Darauf legte der Priester seine beiden Hände auf

des Sterbenden Haupt, während Gerhardt auf seine Kniee niederfiel und stille Thränen der göttlichen Traurigkeit weinte. Lorenz aber sprach: „Georg Lilius, der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi will Dir gnädig und barmherzig sein und will Dir alle Deine Sünden vergeben um deßwillen, daß sein lieber Sohn Jesus Christus dafür gelitten hat und gestorben ist. Und im Namen desselbigen unsers Herrn Jesu Christi, auf seinen Befehl und in Kraft seiner Worte, da er sagt: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" — spreche ich Dich aller Deiner Sünden frei, ledig und los, daß sie Dir allzumal sollen vergeben sein, so reichlich und vollkommen, als Jesus Christus dasselbige durch sein Leiden und Sterben verdient und durchs Evangelium in aller Welt zu predigen befohlen. Und dieser tröstlichen Zusage, die ich Dir jetzt im Namen des Herrn Christi gethan, wollest Du Dich tröstlich annehmen, Dein Gewissen darauf zufrieden stellen und ernstlich glauben, Deine Sünden sind Dir gewißlich vergeben, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen."

„Herr," sagte hier Gerhardt — „habt Ihr auch mir das Wort der Absolution gesprochen?"

„Wenn Euer Herz darnach verlangt hat, und Ihr dies mein Wort reuig und gläubig in Euch aufgenommen habt, Ja!" — antwortete Lorenz.

„Nun," fuhr Gerhardt fort — „so laßt mich mit

diesem Sterbenden theilnehmen an dem Mahle unsers Herrn Jesu Christi.''

Da fiel ein Strahl heiliger Freude auf des Propstes Angesicht; er reichte seine Hand dem treuen Freunde, der noch an seinem Bette kniete, und sprach: ,,Gott danke Euch diese Freude der Versöhnung, die Ihr mir bereitet.''

Der Diaconus Lorentz trat darauf an den Tisch und sprach: ,,So betet mit mir: ,,Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! Herr, höre meine Stimme, laß Dein Ohr merken auf die Stimme meines Flehens. So Du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Denn bei Dir ist die Vergebung, daß man Dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern. Israel hofft auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm. Und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden.'' Sprecht ferner mit mir: ,,Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richten, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes! Alles, spricht der Herr, was mir mein Vater giebet, das kommt zu mir, und wer zu mir

kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen. Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern Dessen, der mich gesandt hat. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von Allem, das er mir gegeben hat, sondern daß ich es auferwecke am jüngsten Tage. Das ist aber der Wille Dessen, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Und nun lasset uns beten: Vater unser, der Du bist im Himmel. Geheiliget werde Dein Name. Zu uns komme Dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gieb uns heute. Und vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit! Amen."

Und nach diesem Gebete fuhr der Priester fort und sprach: „Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte, und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß."

Und der Priester nahm das gesegnete Brot, reichte es den Beiden und sprach: „Nehmet hin und esset, das ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünde in Tod gegeben, der stärke und bewahre euch im wahren Glauben zum ewigen Leben, Amen."

Dann trat er an den Tisch zurück und sprach: „Desselben gleichen nahm Jesus auch den Kelch nach dem Abendmahle und sprach: Nehmet hin und trinket Alle daraus: Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“

Und nun reichte er auch den Kelch den Beiden und sprach: „Nehmet hin und trinket, das ist das Blut unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünden vergossen; das stärke und bewahre euch im rechten Glauben zum ewigen Leben, Amen!“

Als Lorentz hier schwieg, hob Gerhardt, das Herz überquellend vor Freude und Dank, seine Hände in die Höhe und sprach: „Lobet den Herrn alle Heiden, preiset ihn alle Völker. Denn seine Gnade und Wahrheit waltet über uns in Ewigkeit, Hallelujah!“

Lilius aber öffnete seine Augen, die bisher geschlossen gewesen, und in einem wahrhaft verklärten Leuchten seines Angesichts betete er mit lauter, kräftiger Stimme: „Ich danke Dir, ich danke Dir, — ich danke Dir allmächtiger Herr Gott, daß Du mich durch diese heilsame Gabe hast erquicket in meiner Todesnoth. Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der

dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit. Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler! Lobe den Herrn, meine Seele.“

Jetzt brach sich auf einmal seine Stimme; seine Lippen bewegten sich noch zitternd fort, als bete er still. Aber auf seiner Stirne lag ein matter, kalter Schweiß. Die Augen schlossen sich halb und die Hände fielen willenlos zur Seite nieder. Da legte Lorenz seine Linke auf das kalte Haupt und die Rechte auf die ermattende Brust und sprach: „Georg Lilius, der Herr segne Dich und behüte Dich. Der Herr erleuchte sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden! Amen.“

Und noch einmal hob sich die Brust hoch — dann sank sie zurück.

Die Seele des Knechtes Gottes stand vor ihrem Herrn.

Gerhardt aber reichte seine Hand dem Diaconus Lorentz und sprach: „Im Angesichte dieses todten Mannes und im Angesichte des ewigen Herrn und Richters lasset uns geloben und schwören, nicht zu weichen und zu wanken und zu halten am Bekenntnisse der Hoffnung! Ewige Treue unserm lutherischen Glauben! Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes, noch keine andere Creatur

mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn! Amen."

„Amen, Amen," wiederholte Lorenz. „Es soll also geschehen." —

Und die Beiden gingen von dannen!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vollbrecht's Wallfahrt
oder
die Auferweckung des todten Christus.
Eine Geschichte für unsere Tage.
Preis 1⅓ Thaler.

Ferner sind in gleichem Verlage erschienen:

Dr. Joh. Jac. Rambach's
geistliche Lieder.
Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens unverändert herausgegeben von
Dr. phil. **Julius Leopold Pasig,**
Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig.
Preis ½ Thaler.

Lehrbuch
der
christlichen Religion
nach Ordnung des lutherischen Katechismus
auf
biblischem und kirchlichem Grunde,
von
Dr. **Emil Francke.**
Bevorwortet vom
Consistorialrath Dr. **Rudelbach.**
Preis ¾ Thaler.





